Otto Ludwig

Adolf Stern

~~UHS. 23 d. 47~~

~~GE 690 A. 1~~
TNR. 42664

Digitized by Google

3. 12

Otto Ludwig

Digitized by Google

Schrift (Jubiläums-Fraktur) von Bauer & Co. in Stuttgart,
Druck von Oscar Brandstetter,
Papier von Ferd. Flinsch, Einband von Julius Hager
in Leipzig

Digitized by Google

Otto Ludwig

Ein Dichterleben

von

Adolf Stern

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1891

Digitized by Google

Herausgegeben von

Adolf Stern

Digitized by Google

Vorwort

Der von Erich Schmidt und mir veranstalteten neuen Ausgabe der „Gesammelten Schriften" Otto Ludwigs, die sich wohl ohne Überhebung als eine erste Gesamtausgabe bezeichnen darf, soll ein Lebensbild des Dichters zur Einleitung dienen, das ich unabhängig von der Sammlung der Werke geplant, in mehrjähriger Arbeit vorbereitet, schließlich aber im Hinblick auf das Erscheinen der Ludwigschen Werke in derselben Zeit ausgeführt habe, in der diese nach und nach hervorgetreten sind. In sich vollkommen abgeschlossen und für alle, die nur an den Geschicken des Dichters Anteil nehmen wollen, eine vollständige Darstellung der Entwicklung, des beschränkten äußern und überreichen innern Lebens dieser mächtigen Künstlerpersönlichkeit, eine Darstellung, für die ich selbständige Geltung in Anspruch nehme, kann sie gleichwohl besser als jede bloße kritische Erörterung zum Verständnis, zur Erläuterung der poetischen Welt dienen, die sich in Ludwigs Schriften aufthut, und umgekehrt die notwendige Ergänzung jeder Dichter- und Künstlerbiographie aus eben dieser Welt empfangen.

Als Moritz Heydrich, der treue, anhängliche Freund Ludwigs, ein Jahrzehnt nach dem Tode des Dichters im ersten Bande der von ihm herausgegebnen „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" eine „Biographische Skizze"

Digitized by Google

veröffentlichte, die bestimmt war, neben die schon bekannten wertvollen Charakteristiken aus der Feder Gustav Freytags und Heinrich von Treitschkes zu treten, ging er wohl von der Überzeugung aus, daß die einfachen Erlebnisse Ludwigs keine eingehendere Darstellung erforderten, und beschränkte sich in seinen Mitteilungen über Ludwigs Kindheit und Jugend im wesentlichen auf die Wiedergabe der Aufzeichnungen des damaligen herzoglich meiningischen Amtsverwesers Karl Schaller in Kranichfeld, während er sich für die spätere Zeit auf einen fünfzehn Jahre hindurch währenden freundschaftlichen Verkehr mit Ludwig stützen konnte. Hätte Heydrich sich entschließen können, seine Umrisse zu einem wirklichen Lebensbilde zu erweitern, so würde er jede weitere Arbeit entbehrlich gemacht haben. Da er dies unterließ, so blieb der Wunsch nach einer ausgeführteren, aus mannigfaltigern Quellen geschöpften Erzählung, die die Besonderheit der Erlebnisse, der auf den Dichter wirkenden Umgebungen ebenso ins Auge faßte als die Bedeutung seines gewaltigen Talents, eben unbefriedigt und machte sich immer aufs neue geltend. Obschon ich nun das Glück gehabt hatte Otto Ludwig im Leben zu kennen, und einen tiefen Eindruck seiner Erscheinung treu und dankbar bewahrte, obschon ich zu denen gehörte, die ein wirkliches Lebensbild schmerzlich vermißten, habe ich doch nicht früher Hand ans Werk gelegt, als bis jede Hoffnung geschwunden war, daß einer der Männer, die ehemals dem engsten Lebenskreise Ludwigs angehört hatten, diese Schuld der Pietät einlösen würde. Als ich aber vom ehrenden Vertrauen der hinterlassenen Familie Ludwigs, seiner Witwe und Tochter, die noch in Dresden leben, wie seiner in Brasilien weilenden Söhne gestützt, der Aufgabe einmal näher getreten war, habe ich sie ohne Zögern zu erfüllen gesucht und lege mein Leben Otto

Digitized by Google

Ludwigs heute den Lesern seiner „Gesammelten Schriften“ wie einem weitern Kreise vor.

So reich auch das Material war, das mir die Familie im gesamten noch ungedruckten litterarischen Nachlasse, in den Studien und Planheften, in den Tagebüchern (von 1836—1840), den Hauskalendern und einzelnen Aufzeichnungen des Dichters, in Briefen an Otto Ludwig und in Briefen von ihm, die wieder in ihren Besitz gelangt waren, zur Verfügung gestellt hatte, so wäre dies allein doch nicht ausreichend für die nachstehende Darstellung gewesen. Ich habe es an Bemühungen nicht fehlen lassen, mir weitere Quellen zu erschließen, und muß es rühmend hervorheben, daß ich neben einer Reihe von Enttäuschungen (die bei solchem Anlaß unvermeidlich sind) doch eine große Anzahl uneigennütziger und wertvoller Unterstützungen erfuhr, die nicht nur der Biographie, sondern auch der Ausgabe der gesammelten Schriften wesentlich zu gute gekommen sind. Die bedeutende Folge der Briefe, die schon im Besitz der Familie war (darunter die Briefe an Ludwig Ambrunn, an Berthold Auerbach u. a.), wurde durch zahlreiche in andern Händen bewahrte Briefe ergänzt. Frau Elisabeth Schmidt in Berlin stellte die wichtigen an ihren verstorbnen Gemahl Dr. Julian Schmidt, Frau Bertha Gutzkow in Leipzig die an Karl Gutzkow, Frau Emilie Heydrich in Dresden die an Moritz Heydrich gerichteten Briefe, Herr Dr. Otto Devrient die Briefe Ludwigs an seinen Vater Eduard Devrient, sowie Abschriften der Briefe seines Vaters an Otto Ludwig und höchst wertvolle und dankenswerte Auszüge aus dessen Tagebüchern, soweit sich diese auf Ludwig beziehen, zu meiner Verfügung. Einige wichtige Briefe erhielt ich im Original oder in Abschrift durch Herrn Gymnasiallehrer Dr. Gotthold Klee in Bautzen (an seinen Vater, den Rektor Dr. Julius Klee in Dresden), Herrn Dr. jur. Fehling in

Digitized by Google

Lübeck (an seinen Schwiegervater Emanuel Geibel), Herrn Hofburgtheaterregisseur Josef Lewinsky in Wien, den treusten, aufopferndsten Freund des Dichters, und Herrn Christian Ambrunn in Eisfeld. Viele Briefe Ludwigs sind leider in Autographensammlungen zerstreut, doch war ich glücklich genug, auch eine Anzahl solcher Briefe zur Einsicht und Benutzung zu erhalten.

Vom Beginn meiner Arbeit an legte ich den höchsten Wert darauf, die Erinnerungen aller, die mit Ludwig in irgend einer Zeit seines Lebens in vertrautem Verkehr gestanden hatten, als lebendige und vollgiltige Zeugnisse heranzuziehen. Nächst Frau Emilie Ludwig selbst, die in unwandelbarer Treue und Verehrung nur dem Gedächtnis ihres geschiednen Gatten lebt, bin ich namentlich dem Herrn Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, Herrn Oberkonsistorialpräsident und Oberhofprediger Dr. E. J. Meier, Herrn Professor Dr. Hermann Lücke in Dresden für ihre ergänzenden Beiträge zu meiner Arbeit zum wärmsten Danke verpflichtet. Ludwigs Jugendfreunde, der frühere Amtsverweser Herr Karl Schaller in Weimar und Herr Konsul Dr. Wetzstein in Berlin, sowie Herr Christian Ambrunn und Frau Joh. Recknagel in Eisfeld haben mich durch aufklärende mündliche Mitteilungen, Herr Schaller auch durch jahrelange Überlassung der sorgfältig bewahrten Briefe aus Ludwigs Jugendzeit unterstützt, die schon Heydrich in Händen gehabt hat. Bei meinen Nachforschungen in Eisfeld und Meiningen bin ich Herrn Superintendent Reinhard in Eisfeld und vor allen Herrn Hofrat Dr. Rudolf Baumbach in Meiningen herzlichen Dank schuldig geworden. Dr. Baumbach hat nicht nur keine Mühe gescheut, mir in bestimmten Fragen Auskunft zu verschaffen, sondern auch für mein ganzes Vorhaben eine freiwillig fördernde Teilnahme bethätigt, die ich in froher Erinnerung bewahre.

Digitized by Google

Wenn ich nicht alle zu nennen vermag, die in irgend einer Weise dazu beigetragen haben, dies Denkmal eines tief einsamen und doch so gewaltigen und wirkungsreichen Dichterlebens zu bereichern, so werden hoffentlich alle aus meiner Arbeit selbst ersehen, daß ich jeden mir anvertrauten Baustein zum Ganzen dankbar zu benutzen wußte. —

Wie meine Arbeit wirken kann, muß ich dahingestellt sein lassen; ich gedenke mich weder meiner warmen Hingebung an den Gegenstand noch meines Fleißes zu rühmen. Die Hauptsache bleibt, daß das Licht, das von der schlichten Größe und reinen Natur des Dichters ausstrahlt, auch diesen biographischen Versuch durchleuchtet, und wenn das der Fall ist, darf ich unbesorgt um seine Aufnahme und um seine künftige Wirkung sein.

Dresden,
im Dezember 1891

Adolf Stern

Digitized by Google

Digitized by Google

Otto Ludwig

Digitized by Google

Heimat und Herkunft

Das waldreiche Hügelland im Herzen Deutschlands, nach dem Wort eines neuern Dichters „dreifach segen, sagen, sangberühmt," seit uralter Zeit und unter allen geschichtlichen Stürmen und Wandlungen ein Wohnsitz rein deutscher Stämme, hat seine Grenzen vielfach hinausgerückt, vielfach verengert gesehen. Von Tacitus in seiner „Germania" den Gebieten der Hermunduren zugerechnet, im sechsten Jahrhundert dem großen Thüringerreiche Hermanfrieds zum Kern und Mittelpunkt dienend, danach von Sachsen und Franken bedrängt und weiter Gauen beraubt, vom elften bis zum dreizehnten Jahrhundert als die stattliche Landgrafschaft Ludwigs des Springers und seiner Erben wiederum beträchtlich ausgedehnt, ward Thüringen schließlich Eigentum des mächtig emporstrebenden Hauses Sachsen. Mit der Landesteilung der Wettiner am Ausgang des fünfzehnten und noch mehr mit der Katastrophe des schmalkaldischen Krieges in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts, derzufolge das Hauptgebiet und die sächsische Kurwürde den Albertinern zufielen, während die besiegten Ernestiner mit einem Hausgut von großenteils thüringischen Ämtern abgefunden wurden, trat die Wendung ein, die Geschick und Eigenart dieses schönen deutschen Landes für die Jahrhunderte der neuern deutschen Geschichte bestimmte. Der mäßige Landbesitz der Nachkommen Johann Friedrichs des Großmütigen, wunderlich geteilt und wunder-

Digitized by Google

lich verbunden, reichte dennoch von einem Ende des alten Thüringens zum andern; man gewöhnte sich, die Sachsenherzöge zwischen Saale und Werra als die eigentlichen Gebieter Thüringens anzusehen und auch jene fränkischen Lande, die ihnen mit der Pflege Koburg und der hennebergischen Erbschaft zufielen, zu Thüringen zu rechnen. Mehrhundertjährige Gemeinsamkeit der politischen Schicksale, gemeinsame Lebensverhältnisse, die aus den fortgesetzten Erbteilungen der Ernestiner und der Entstehung immer neuer Kleinstaaten und Residenzen hervorgingen, ließen die alte Scheidung durch den Rennsteig des Thüringer Waldes nahezu vergessen, und wenn in Mundart, Sitte und Brauch des Landvolkes am Wald und des an der Werra noch heute gewisse Verschiedenheiten herrschen, so bedeuteten diese wenig gegenüber der Gleichart des Glaubens, der öffentlichen Zustände, der Lebenslage, der Überlieferung, der Volksbildung, die in diesen thüringischen wie in den angegliederten ostfränkischen Gebieten vorwaltete. In den kleinen Staaten und friedlichen Städtchen fand durch Familienverbindungen eine beständige Mischung des Blutes beider Stämme statt und daneben empfing und nahm auch der fränkische Thüringer seinen Anteil vom innern Mark dieses kerndeutschen Landes: von Sage und lebendiger Poesie, von Sang und Klang, von Wanderlust und stiller Heimatseligkeit, von der ganzen wundersamen Mischung geistiger Erregbarkeit und genügsamen Lebensbehagens.

Kaum eine zweite deutsche Landschaft erscheint bis auf die neuere Zeit herab so wie Thüringen vom geheimnisvollen Walten der Volksphantasie und des Volksgemütes erfüllt und durchdrungen. Zwischen den frischen Bergwäldern, in den lauschigen quellenreichen Thälern gedieh von alters her neben dem sangbaren Lied eine bunte lebensvolle Mannigfaltigkeit von Sagen

Digitized by Google

und Märchen, von Abenteuern und Erzählungen. Den Überbleibseln germanischen Heidentums: dem Heere Wuotans, das als wütig Heer in den zwölf Nächten die Lüfte durchsaust, der Holde (Frau Venus, Frau Vrene), die in gefährlicher Schönheit im Hörselberge weilt oder auch als Frau Holle im Schneefeld ihren Kindern das Bett schüttelt, gesellten sich auf thüringischem Boden unzählige Gestalten und Schatten, verkörperte Natureindrücke und historische Erinnerungen. Gar manche Helden der deutschen geschichtlichen Sage bis auf Kaiser Friedrich den Rotbart, der im Kyffhäuser an den Grenzen des Landes, jahrhundertelang im Zauberschlaf ruht, wurden in Thüringen heimisch; mit frischer und glücklicher sagenbildender Kraft belebte und schmückte sich das Volk vor allen die mittelalterlichen Landesherrscher, die auf der Wartburg hofhaltenden Landgrafen. Ludwig der Springer und Ludwig der Eiserne, den der Schmied von Ruhla hart schmiedet, und der die rebellischen volksbedrückenden Ritter den Pflug über den Edelacker ziehen läßt, Ludwig der Milde, der auf der Kreuzfahrt stirbt, Landgraf Hermann, an dessen glanzvollem Hofe der Sängerkrieg stattfindet, Ludwig der Heilige und seine ungarische Gemahlin, die heilige Elisabeth, alle lebten und leben vom Sagenschimmer umwebt und verklärt im Gedächtnis ihres Volkes. Selbst über den Ausgang des eigentlichen Mittelalters hinaus behielten die Thüringer den Trieb und Zug, sich mit reger Phantasie Charakterzüge und Lebensschicksale volkstümlicher Fürsten auszugestalten, und von Johann Friedrich dem Großmütigen bis zu Ernst dem Frommen, ja bis zu Karl August von Weimar mischen sich mit beinahe jeder geschichtlichen Erinnerung sagenhafte Elemente. Die Teilung des Landes in zahlreiche Ländchen, die oft kaum mehr waren als große Herrschaften, rückte hier alle Lebenskreise enger aneinander, auch die fürstlichen Häupter standen den Geringsten im Volke

Digitized by Google

menschlich näher als anderwärts, und Eindrücke wie Widersprüche der Wirklichkeit nährten fortgesetzt die alte Lust des Volkes an buntem Phantasieleben.

Nicht das geschichtliche Dasein allein ward auf und an den Bergen des Thüringerwaldes vom unablässigen Walten vielgestaltiger Einbildungskraft erhellt und vertieft. Wohl gewann in Land und Stadt von alters her die Masse des Volkes ihren Unterhalt bei Feldwirtschaft und kleinstädtischem Gewerbe, doch diese Mehrzahl war mannigfach mit Berufsarten durchsetzt, über denen ein Hauch des Besondern schwebte. Das waldreiche Land hegte Tausende von Förstern, Jägern, Forst und Wildhütern, Holzfällern und Holzfuhrleuten, überall rauchten die Meiler der Köhler, der Vogelsteller war und blieb hier eine volkstümliche Gestalt, in allen pflanzenreichen Gründen suchten die „Balsamträger" ihre heilkräftigen Wurzeln und Kräuter, mit denen sie dann hausierend durch ganz Deutschland und darüber hinaus wanderten, die Goldwäscher mühten sich, dem Sandgrunde der Schwarza und andern Flüssen jedes Goldkorn abzulisten, damit die Fürsten von Rudolstadt ihre Trauringe aus Landesgold schmieden und die Herzöge von Hildburghausen Dukaten aus solchem prägen lassen konnten. Der Bergbau, in frühern Tagen bedeutend und ergiebig, trotz der Ungunst der Zeiten und der Erschöpfung der Erzlager bis in unser Jahrhundert hinein betrieben, da und dort erneuert, nährte noch immer eine Anzahl von Bergleuten und weckte in begierig gehörten fabelhaften Berichten vom ehemaligen Gold und Silber, Kupfer und Eisenreichtum die Hoffnung auf plötzliche Glückswechsel. Zahllose einsam liegende Mühlen, Sägewerke, Glashütten, Eisenhämmer, Nagelschmieden waren die Wohnstätten eigentümlich gearteter Menschen, deren innerstes Leben trotz harter Arbeit unter der Herrschaft der Phantasie stand. Von Geschlecht zu Geschlecht durch-

Digitized by Google

zogen wunderbare Überlieferungen und wache Träume die schlichte Wirklichkeit mit goldnen Fäden, halfen die angestammte Lebenslust verstärken. Dazu wirkte landauf und landab der Zauber der Töne, Thüringen war, wie Voß in seiner „Luise" rühmt, das Land, „wo jeglicher Bauer Musik weiß"; nicht zufällig hatte die große Kantorenfamilie der Bach hier ihre Heimat; auf dem Grunde einer volkstümlichen Musikliebe entfaltete sich in Stadt und Land durch Jahrhunderte hindurch die mannigfaltigste und reichste Musikpflege. Das Volkslied scheint hier auch in der Zeit nicht verstummt und erstorben zu sein, wo es überall sonst verklang, und in Anlehnung an Kirche und Schule und nicht minder an die fröhliche Lust der Volksfeste — Jahrmärkte, Vogelschießen, Kirmestänze — gediehen in Thüringen der Gesang und jede Art von Instrumentalmusik. Bei bescheidenen Mitteln ward außerordentliches erstrebt und geleistet und ein gewisser Kunstsinn bis in die Schichten des anspruchslosesten Kleinbürgertums hinein schon früh verbreitet. Seine tiefsten Wurzeln hatte dieser Kunstsinn bis weit in das achtzehnte Jahrhundert in einem warmen und freudigen protestantischen Glaubensleben.

Erschien doch die Erinnerung an die Vergangenheit, soweit sie nicht historische Sage war, dem Thüringer volle zwei Jahrhunderte lang mit der Geschichte der Reformation und des gereinigten Glaubens verknüpft. Auf thüringischem Boden hatte wenn nicht die Wiege Luthers selbst, doch die seiner bäuerlichen Eltern und Voreltern gestanden. Die Wartburg hatte den von Worms heimkehrenden in einer bedenklichen Krisis seines Lebens geborgen und beschirmt und den Beginn der Bibelverdeutschung, die Übertragung des Neuen Testaments gesehen. Thüringisches Land war das schmale Erbe des Fürstengeschlechts, das mehr als ein andres für die Sache des Evangeliums gelitten und

Digitized by Google

gestritten hatte. Noch ehe Johann Friedrich, der Besiegte von Mühlberg, die „fröhliche Wiederkunft“ aus kaiserlicher Gefangenschaft gefeiert hatte, ließ er seine erste und vornehmste Sorge die Errichtung der Hochschule Jena sein, die als eine Burg der reinen Lehre, wie die Epigonen Luthers sie auffaßten, ins Leben gerufen ward. Im thüringischen Volke galt der unglückliche Johann Friedrich der Mittlere, der Beschützer Grumbachs, ebensowohl als Glaubensmärtyrer wie sein Vater, und die Belagerung von Gotha, das greuelvolle Blutgericht über die Ächter, die jahrzehntelange Gefangenschaft der Herzogs im Schlosse von Wiener-Neustadt und die Treue seiner Gemahlin, der pfälzischen Elisabeth, die diese Gefangenschaft geteilt hatte, erhielten sich im Gedächtnis vieler Generationen. Unter den protestantischen Kämpfern des dreißigjährigen Krieges ragten die Brüder Ernst, Wilhelm und Bernhard von Weimar hervor, und namentlich Herzog Bernhard, der an Gustav Adolfs Seite gefochten und nach dem Fall des Schwedenkönigs den Sieg von Lützen entschieden hatte, blieb eine volkstümliche Heldengestalt, eine lichte Erinnerung aus dunkler Unheilszeit. Für die Tage der allmählichen Wiederherstellung Deutschlands nach dem westfälischen Frieden aber hatte wiederum Thüringen in der charakteristischen Persönlichkeit Herzog Ernsts des Frommen, des Bruders Bernhards, einen vorbildlichen und weithin bewunderten Fürsten besessen, dessen feste evangelische Überzeugung, dessen tief religiöse Empfindung, dessen schlichte Pflichttreue und landesväterliche Sorgfalt über ein Jahrhundert nach seinem Tode noch unvergessen waren. Konnten die Tugenden des seltenen Fürsten nicht auf seine zahlreichen Nachkommen vererbt werden, so hinterließ Ernst der Fromme dem von ihm beherrschten und unter seinen Söhnen geteilten Lande in seinen Kirchen- und Schulordnungen, in hundert wohlthätigen Ein-

Digitized by Google

richtungen unverlierbare Grundlagen thüringischer Volksbildung und Volkswohlfahrt. Sie erwiesen ihre Kraft noch in Zeiten, wo weder die Glaubensglut des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts noch Herzog Ernsts patriarchalisches Fürstentum mehr nachwirkten.

Denn das achtzehnte Jahrhundert zeigte den zersplitterten thüringischen Landen sein Doppelgesicht in besonders bemerkbarer und jäh wechselnder Weise. Der fürstliche Absolutismus, die schrankenlose Selbstregierung großer und kleiner Herren, die sich einmal auf die äußerlichste, meist komische, immer verächtliche Nachahmung des Genußdaseins und des blendenden Hofhalts zu Versailles und auf die Erpressung der Mittel für ein solches Dasein zuspitzte, und ein andres mal bis in Topf und Tiegel hinein die allwaltende Vorsehung für die Unterthanen spielte, hatte in den kleinen Herzogtümern und Fürstentümern Thüringens mannigfache Vertreter, und die Schicksale der kleinen Städte und Dörfer, über die die Selbstherrscher regierten, gestalteten sich dementsprechend gar verschieden. Da es nicht an Mischungen und zum Teil recht wunderlichen Mischungen der gegensätzlichen Elemente fehlte, und die fürstliche Willkür hier mannigfache Widerstände und Schranken in der Landesnatur, der Überlieferung und eingewurzelten Gewohnheit, in der Dürftigkeit der Mittel und den Einflüssen der Nachbarländer fand, so steigerte sich die Mannigfaltigkeit der gebietenden Erscheinungen und Gestalten, ohne daß die Thüringer Herzogtümer und Fürstentümer so bedenkliche Sultane erhielten, wie Markgraf Karl von Ansbach oder Karl Eugen von Württemberg, oder so gewaltsam das Leben aller ihrer Unterthanen lenkende Regenten sahen, wie Herders ersten gnädigen Herrn, den Grafen Wilhelm von Lippe-Bückeburg. — Dafür entfaltete sich der Drang zu einem aufgeklärten und menschlich wohlwollenden Regiment, der „Wetteifer in

Digitized by Google

beſchränkten Zuſtänden“ (Ranke), das Streben zur Förderung der aufblühenden Litteratur und Kunſt an den kleinen Höfen Thüringens in freier und glücklicher Weiſe und erhob ſchließlich am Ausgang des Jahrhunderts einen geiſtvollen, großen Fürſten wie Karl Auguſt von Weimar ganz erfüllend, eine thüringiſche Herzogsreſidenz und die Geſamtuniverſität der erneſtiniſchen Häuſer zu den geiſtigen Mittelpunkten Deutſchlands. Sah der Beginn dieſer Glanzzeit noch ſo ausgeprägte Verſchiedenheiten wie die Nachwirkungen der Voltairebewunderung, der franzöſiſchen Bildung und des franzöſiſchen Geſchmacks, die Herzogin Dorothea dem Hofe zu Gotha hinterlaſſen hatte, und den poetiſchen Lebensrauſch, die Luſt an der lebendigen Natur und der kühnen Phantaſie der jungen deutſchen Dichtung, mit denen Goethe und ſein fürſtlicher Freund den Hof von Weimar erfüllten, ſo löſten ſich dieſe Gegenſätze um die Wende des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts in eine Art Einheit auf, und die Zeit der napoleoniſchen Kriege und des Weltfriedens nach 1815 fand die Beſonderheit der Kultur und des Lebens in den thüringiſchen Kleinſtaaten voll entwickelt. In Stadt und Land waltete bei engen, materiell knappen, ja oft dürftigen Verhältniſſen beſcheidne aber ungebrochne Lebensluſt und eine weitverbreitete Bildung und geiſtige Beweglichkeit, die jahrzehntelang von Philoſophie und Litteratur, von Dichtung und Muſik genährt worden war. Nicht umſonſt hatte das große Viergeſtirn über der Ilm geleuchtet und ihre leiſere Welle manches unſterbliche Lied vernommen, nicht umſonſt war man in Jena im Beſitz der neueſten Philoſophie geweſen und „hatte das Vorſtellungsvermögen immer höher hinauf abſtrahiert,“ ein Abglanz all dieſes Lichtes ſtrahlte in die verborgenſten Winkel Thüringens hinein und weckte thätige und genießende Teilnahme an den höchſten geiſtigen Beſtrebungen.

Digitized by Google

Bis zum Eingang des neunzehnten Jahrhunderts war die Mitwirkung eingeborner Thüringer an dem litterarischen Leben, dessen Stätte ihr Land war, eine verhältnismäßig geringe geblieben. Wie vor Zeiten am Wartburghofe Hermanns des Reichen sich die ritterlichen Dichter aus dem deutschen Süden und Westen gesammelt hatten, wie Herzog Wilhelm von Weimar nach dem dreißigjährigen Kriege als Haupt der Palmenordens den wenigstens an den Grenzen Thüringens geborenen Dichter Georg Neumark von Hamburg her zum Erzschreinhalter der Fruchtbringenden Gesellschaft berufen hatte, so waren es durchgehend Angehörige andrer deutscher Stämme, die die Glanzzeit von „Weimar-Jena der großen Stadt" heraufführten. Selbst unter den zahlreichen Talenten zweiter Ordnung, die im letzten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts an den kunstsinnigen kleinen Höfen selbst oder im Dunstkreis dieser Höfe lebten und schufen, fanden sich nur wenige Thüringer, unter ihnen der Gothaer Gotter als letzter poetischer Vertreter des französischen Geschmacks in der deutschen Litteratur, der phantasiereiche Erzähler Karl August Musäus aus Jena und als der talentvollste und fruchtbarste von allen der Weimaraner August von Kotzebue, dem ein schlimmes Geschick und nicht minder ein schlimmer Zug seiner Natur niemals vergönnten, in der Heimat Wurzel zu schlagen. Doch im Wendepunkt des achtzehnten und unsers Jahrhunderts, als Goethe und Schiller ihrer Mitwelt eng verbunden gegenübertraten, die junge Romantik ihr Hauptquartier am Fuß des Fuchsturms aufschlug, als Fichte Reinhold, Schelling Fichte und Hegel Schelling auf dem Jenenser philosophischen Katheder ablöste, da wurden die Einwirkungen der großen Eingewanderten von Wieland bis zu Jean Paul in Thüringen selbst merkbar. In Goethes und Schillers unmittelbarer Umgebung erwuchsen sinnige

Digitized by Google

weibliche Talente, die Verfasserin der „Agnes von Lilien“, Schillers Schwägerin Karoline von Wolzogen, die zartsinnige Dichterin der „Schwestern von Lesbos“ Amalie von Imhof (von Helwig), die schwärmerische Sophie Mereau leuchteten bescheidenen, aber zahlreichen Nachahmerinnen voran. Romanschriftsteller wie Ernst Wagner aus Roßdorf bei Meiningen, dessen Romane „Wilibalds Ansichten des Lebens“ und „Die reisenden Maler“ noch nicht völlig vergessen sind, wie Wagners Freund Friedrich Mosengeil aus Schönau bei Eisenach oder Herzog August Emil von Gotha als Verfasser des Romans „Ein Jahr in Arkadien“ waren schaffende Zeugen dafür, wie Goethes und Jean Pauls Vorbilder und mancherlei Bildungsatome die sich gleichsam mit der Thüringer Luft mischten, auch auf die Eingebornen Thüringens gewirkt hatten. Die starke Unterströmung der Litteratur aber, die sich den Kunstforderungen der großen Dichter zum Trotz auf die Macht des Stoffes verließ und dem Stoffhunger eines unterhaltungs und zerstreuungsbedürftigen Publikums roh bereitete aber massenhafte Nahrung lieferte, hatte auch hier ihre Vertreter. Goethes eigner Schwager Christian August Vulpius aus Weimar, von dessen „Rinaldo Rinaldini“ wenigstens der Titel fortklingt, und der meiningische Forstrat Karl Gottlob Cramer wurden die Väter des neuen deutschen Ritter und Räuberromans. Um jedes der Hoftheater, die nach dem Vorgang Weimars in den thüringischen Residenzen erstanden, sammelte sich eine Gruppe einheimischer Dramendichter, die bald dem äußerlichen Nachklang des Schillerschen Pathos huldigten, bald und zwar häufiger in den Spuren Kotzebues meist mit mehr gutem Willen als Geschick dem platten Alltagsbedürfnis kleiner Bühnen zu dienen trachteten. An Erzähler und Dramenschreiber schloß sich die Schar der Lyriker an, die vom Grabfeld bis zur goldnen Aue in Stadt und Land saßen und im Weiterklimpern

Digitized by Google

der lyrischen Grundtöne des großen Zeitalters ihrem eignen poetischen Sinne wie dem ihrer Umgebungen genug thaten.

Wohl mochte Goethe, der als Altmeister noch eine zweite Generation thüringischer Poeten sah, die in den zwanziger Jahren zu dichten und zu wirken begann, mit Bezug auch auf seine nächste Umgebung in Thüringen zu Eckermann sagen: „Das ganze Unheil entsteht daher, daß die poetische Kultur in Deutschland sich so sehr verbreitet hat, daß niemand mehr einen schlechten Vers macht. Wäre ein Einzelner, der über alle hervorragte, so wäre es gut, denn der Welt kann nur mit dem Außerordentlichen gedient sein.“ Und auch jenes andre Wort, daß der heutigen Kunst „das Männliche fehle“, durfte auf das litterarische Leben angewandt werden, wie es sich seit dem ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts im Umkreise des thüringischen Landes entfaltete. Gleichwohl war zur Zeit als das eine und das andre Wort gesprochen wurde, der Einzelne, der über alle hervorragen, der das Außerordentliche leisten und das Männliche zu Ehren bringen sollte, für Thüringen längst geboren und wuchs unter den mannigfachen Einflüssen der Natur und des Lebens, der weitern wie der engern Heimat empor.

Die engere Heimat des künftigen Dichters aber war das kleinste der kleinen ernestinischen Herzogtümer, die seit der Landesteilung unter den Söhnen Ernsts des Frommen vom Jahre 1680 an bis ins neunzehnte Jahrhundert bestanden. Während die Linien Sachsen-Eisenberg und Sachsen-Römhild rasch wieder verschwanden, hatte sich die Linie von Hildburghausen nicht eben zum Glück für das Ländchen erhalten, das einen Staat vorstellen sollte. Fünf Städte oder Städtchen, vier Marktflecken und wenig über hundert Dörfer hatten hier ein fürstliches Selbstgefühl und eine prunkhafte Hofhaltung im Stile Ludwigs XIV. zu tragen

Digitized by Google

gehabt; mehr als drei Menschenalter hindurch war das unerquickliche Schauspiel großer Anläufe, pomphafter Absichten und kläglich dürftiger Ausgänge aufgeführt worden. Herzog Ernst Friedrich I. (von 1715 bis 1724) versuchte umsonst, seine kleine Residenz durch Prunkbauten und ein Gymnasium academicum (das nur bis 1729 bestehen konnte) zu einem Mittelpunkte eleganten und geistigen Lebens zugleich zu erheben, Herzog Ernst Friedrich II. (1724 bis 1745) zog sich zwar die ungeheure Schuldenlast, die auf dem Ländchen lag, zu Gemüte, wußte aber gleichwohl nicht zu hindern, daß sie beständig anwuchs, sein Sohn Ernst Friedrich III. (1748 bis 1780) vollendete in langer Regierung den Ruin des Landes und schließlich seinen eignen. Ein prachtliebender, in der Weise des achtzehnten Jahrhunderts gebildeter und in seiner eigensten Weise gutmütiger aber schwacher Herr, hatte er früh verlernt, das Mißverhältnis zwischen seinem fürstlichen Selbstgefühl, seiner Neigung zu Pomp und Vergnügen und den Kräften seines kleinen schon schwerverschuldeten Herzogtums in Betracht zu ziehen. Er versuchte, militärischen Glanz um sich zu verbreiten, ernannte Generale und Obersten, ließ Uniformen für mehrere Regimenter fertigen und konnte am Ende kaum eine Kompagnie vollzählig und feldtüchtig erhalten, er gründete eine Bibliothek und ein Hoftheater, zu dem ganz Hildburghausen freien Zutritt hatte, träumte von der Wiederaufrichtung einer Ritterakademie, bestritt den unsinnigsten Aufwand Jahre hindurch mit schlecht versilberten Kupfermünzen (zu denen freilich die Ephraimiten Friedrichs des Großen das Vorbild abgegeben hatten) und ließ, als der kaiserliche Reichshofrat in Wien gegen diesen schmählichen Mißbrauch landesherrlicher Gewalt Einspruch erhob, gelehrte Druckschriften ausgehen, als „überzeugenden Beweis, daß von uralten Zeiten her Sachsen-Hildburghausen das Münzregale zustehe."

Digitized by Google

Als es 1779 trotz schier unerschwinglicher Steuern, Münzverschlechterung, Blankoschuldverschreibungen, Wechseln und Handdarlehen bei Juden und Christen, Verpfändungen, Titel und Stellenverkäufen zum Bankerott kam, die Entmündigung des verschwenderischen Herzogs unvermeidlich wurde und sein Oheim, der alte kaiserliche Feldmarschall Prinz Joseph von Hildburghausen (der Oberbefehlshaber der „elenden" Reichsexekutionsarmee, die mit den Franzosen zusammen bei Roßbach geschlagen worden war), an die Spitze einer kaiserlichen Debitkommission und der Landesverwaltung treten sollte, versuchte der fürstliche Verschwender sich mit Gewalt zu behaupten. Er rief sein „Landregiment" unter die Waffen, und Hildburghausen sah kriegerische Pfingsten. Am Ende gab sich der Herzog grollend in das Unvermeidliche, wurde auf ein kärgliches Einkommen von jährlich zwölftausend Gulden eingeschränkt und zog sich aus der Residenz in das Sommerschloß Seidingstadt zurück, wo er im September 1780 starb.

Mit der langjährigen Regierung seines Sohnes, des Herzogs Friedrich (1780 bis 1826), des letzten souveränen Herzogs von Sachsen-Hildburghausen, ging auch für dies kleine und hartgeprüfte Land ein Spätsommer behaglicher und für die Unterthanen erquicklicher Kleinstaaterei auf. Das Land hatte sich nicht wesentlich vergrößert, aber Landbau und bürgerliche Gewerbe doch in dem Maße gehoben, daß das Herzogtum des verständigern und besonnenern Regiments seines jungen Fürsten froh werden konnte. Der Hofhalt, der noch immer stattlich genug und für die Verhältnisse vielleicht zu stattlich war, wurde doch im ganzen auf den Fuß der andern kleinsten Höfe gebracht, die patriarchalisch-idyllische Seite fürstlichen Daseins wurde hervorgekehrt, eine Landesregierung mit geordnetem Wirkungskreis errichtet, eine neue landständische Verfassung gegeben, und 1812 ein Gymnasium

Digitized by Google

in Hildburghausen begründet, das sich diesmal als eine dauernde Schöpfung erwies. Gleich den freundnachbarlichen thüringischen Kleinstaaten rettete sich Sachsen-Hildburghausen durch die Stürme der Revolution, der großen Kriegszeit hindurch und glitt am Ende friedlich aus dem Rheinbund in den neuen deutschen Bund hinüber. Die Opfer an Gut und Blut wurden schwer empfunden, aber da die gewohnten Verhältnisse so ziemlich unangetastet blieben, so zeigte das Leben in dem grünen Thal der obern Werra während der letzten Jahrzehnte des Herzogtums in Krieg und Frieden beinahe die gleichen Züge.

Unter dem Einfluß veränderter Anschauung und Bildung, unter der Wirkung des Hauches, der von Weimar und Jena über Höhen und Tiefen des Thüringerlandes wehte, wandelte sich auch, am spätesten unter allen, der Hof von Hildburghausen zum Musenhofe. Wenn man hier im achtzehnten Jahrhundert in der Prunk und Verschwendungsperiode wohl auch gelegentlich die Mäcenasrolle versucht hatte, so war sie recht eigentlich eine Maskenrolle geblieben. Kein namhafter Gelehrter, kein Dichter und Künstler von Bedeutung oder großem Streben hatte unter dem Hildburghäuser Rautenschilde Schutz und Förderung gefunden. Die vereinzelten Besuche litterarischer Größen der Zeit waren niemals dem Wunsch entsprungen, an diesem Hofe geistige Teilnahme zu gewinnen; als Klopstock im Februar 1751 auf der Reise von Zürich nach Kopenhagen einige Tage in Hildburghausen verweilte, geschah es lediglich, um der ersten Gemahlin Ernst Friedrichs III., Luise von Dänemark, der Schwester seines neugewonnenen königlichen Gönners, seine Ehrfurcht zu bezeugen, als Goethe sich im Mai 1782 dem Regenten von Hildburghausen, dem alten Feldmarschall Prinz Joseph vorstellte, der ihm „Audienz im Bette gab und gleich nachher zur Tafel angekleidet war,"

Digitized by Google

erschien er lediglich als Geheimrat und Gesandter des Weimarischen Hofes. Seit dem Regierungsantritt Herzog Friedrichs und seiner Vermählung mit der geistvollen und liebenswürdigen Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, einer Schwester der Königin Luise von Preußen, trat hierin ein Umschlag ein, man lebte auch in Hildburghausen in den ästhetischen Interessen der Zeit und hatte nur weniger Glück mit den Trägern dieser Interessen als die Höfe von Weimar, Gotha und Meiningen. Wohl kam Jean Paul 1799 nach Hildburghausen, wurde an den Hof gezogen, verlebte in der kleinen Residenz und im Sommerlustschloß Seidingstadt poesiereiche Tage und bezeugte die enthusiastische Verehrung, die er für die Herzogin Charlotte und ihre schönen Schwestern faßte, durch die Widmung seines eben entstehenden „Titan“ („den vier schönen und edeln Schwestern auf dem Thron“), sah sich durch ein Dekret Herzog Friedrichs zum herzoglich sächsischen Legationsrat befördert und verlobte sich schließlich mit der Hildburghäuserin Karoline von Feuchtersleben. Aber gerade die rasche Wiederauflösung dieser Verlobung ward die Ursache, daß Jean Pauls Verhältnis zum Hildburghäuser Hof nur ein vorübergehendes blieb. Einige Jahre später glaubte man in dem zum Kammerdirektor ernannten dichterisch begabten und abenteuerlichen Freiherrn Gustav Anton von Seckendorff den Mann gewonnen zu haben, den der Hof bedurfte, und mag nicht wenig überrascht gewesen sein, als Seckendorff nach kaum einem Jahre seinen Abschied begehrte, um danach als reisender Deklamator und Vorleser „Patrik Peale“ Deutschland zu durchziehen. Besser gelang es mit der Pflege der Musik, die durch eine kleine aber vorzügliche fürstliche Kapelle und die persönliche Teilnahme der Herzogin Charlotte, von deren „Nachtigallenstimmritze“ Jean Paul in den Briefen an Otto schwärmt, und die bei größern Auf-

Digitized by Google

führungen kirchlicher Musik wohl selbst eine Solostimme übernahm, in bemerkenswerter Weise gefördert wurde. Der altherkömmliche naturwüchsige Thüringer Musiksinn entwickelte sich unter solchen Umständen auch in kleinbürgerlichen Kreisen zu einem bewußten Kunstsinn und Kunstgeschmack. Noch manches Jahrzehnt, nachdem Hildburghausen aufgehört hatte, eine Residenz zu sein, war es der Stolz der Bürger, daß der jugendliche Karl Maria von Weber in ihrer Stadt (1796—1797) durch den Kammermusikus (Oboisten) Johann Peter Heuschkel seinen ersten regelmäßigen musikalischen Unterricht empfangen hatte, noch lange erzählte man von den Kirchenkonzerten unter der Leitung des talentvollen Kapellmeisters Gleichmann, in denen Herzogin Charlotte die großen Arien mit entzückender Klarheit und Weihe gesungen hatte.

Zu Konzerten dieser Art, wie zu den derbern althergebrachten Volksfesten der Vogelschießen und Jahrmärkte drängten sich in der kleinen Residenz auch zahlreiche Gäste aus den vier andern Städtchen des Herzogtums zusammen. Die wichtigste dieser Landstädte war das wenige Stunden von Hildburghausen gelegne Eisfeld. Als das schmale Erbe Ernsts des Ersten 1681 ein selbständiger „Staat" wurde, hatte die erlauchte Landesherrschaft längere Zeit geschwankt, ob sie Hildburghausen, Heldburg oder Eisfeld zur Hauptstadt erheben sollte, und um 1683, wo sich Hofhalt, fürstliche Kanzlei und Rentkammer bereits in Eisfeld befanden, schien die Frage entschieden. Unbekannte Gründe bestimmten am Ende doch den Herzog, Hildburghausen den Vorzug zu geben — man darf sagen zum Glück für das Städtchen Eisfeld, in dem ein tüchtiger Bürgersinn herrschte, der sich nun durch das schlimme Jahrhundert der Verschwendung und Prunkwirtschaft behaupteten konnte. Während Hildburghausen in den Vergnügungstaumel und nachher in den Bankerott des Hofes hineingerissen wurde,

Digitized by Google

erhielt sich in dem benachbarten Eisfeld der alte Geist rühriger Arbeitslust, besonnener Sparsamkeit und daher trotz allem Druck der Zeiten eine gewisse Wohlhabenheit und die volle Ehrenfestigkeit alter Sitte, die die Lebenslust ja keineswegs ausschloß. Rühmte noch im Jahre 1851 G. Brückner in seiner vortrefflichen „Landeskunde des Herzogtums Meiningen" den Eisfeldern nach, daß sie am Alten hingen, „stolz auf ihr Bürgertum und Bürgerrecht, äußerst thätig und sparsam, freilich oft in Eigennutz übergehend, von geweckterm empfänglichen Sinn und von meist noch echter Kirchlichkeit seien," so darf man annehmen, daß alle diese Tugenden in den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts in noch frischrer Blüte standen. Auch diese kleine fränkisch-thüringische Stadt hatte in ihren Erlebnissen und Schicksalen seit Jahrhunderten Eigenart und Schicksal des Landes gespiegelt und konnte, als sie berufen war, dem größten neuern Dichter Thüringens die ersten und nachhaltigsten Eindrücke zu geben, in ihrer Lage und Geschichte, in Besonderheit und Sitte ihrer Bewohner ihrem poetischen Sohne eine nicht zu verachtende Mitgift an Naturfreude, an frischem mannigfaltigen Leben verleihen.

Eisfeld — zur Zeit der Geburt des Dichters Otto Ludwig eine Kleinstadt von 2500 (auch noch 1880 von nur 3500) Seelen — liegt an beiden Werraufern und auf der obern Werraterrasse, die dicht zum Fuße des Thüringerwaldes heranrückt, in grüner Hügel- und waldreicher Umgebung, in der jeder Reiz mitteldeutscher Landschaft sich entfaltet. Auch heute, wo die Werrabahn das Thalgelände durchschneidet, erscheint das Städtchen als friedlichstiller Ort, der ein paar Jahrzehnte früher, als nur die Straßen von Koburg nach Schleusingen und Hildburghausen hindurchführten, noch mehr wie heute das Gepräge der Weltabgeschiedenheit getragen haben muß. Wer von der Bahn-

Digitized by Google

station her dem Städtchen zuwandert, erreicht bald an vorstädtischen Häusern, Gasthöfen und Ausspannungen vorüber einen mäßig erhöhten Platz, auf dem sich die stattliche spätgotische Stadtkirche zur heiligen Dreieinigkeit erhebt, an dem auch der alte schöne Bau der Stadtschule mit lateinischer Inschrifttafel von 1575 und die Predigerhäuser liegen. Erst hinter der Kirche beginnt die Hauptstraße der Oberstadt, sodaß der alte Volkswitz mit Recht spotten konnte, die Eisfelder gingen zum Thore hinaus, wenn sie in die Kirche wollten. Der Hauptmarkt mit dem wunderlich betürmten Rathaus, mit der Apotheke, dem Gasthof zum „Deutschen Haus“ und einigen kleinstädtisch-patrizischen, stilles Behagen atmenden Häusern gemahnt um so mehr an den Marktplatz des Städtchens in „Hermann und Dorothea,“ als auch er aus dem Brande der zwanziger Jahre zum größten Teil neu erstanden ist. Über dem Markt, diesen und die gesamte Oberstadt noch überragend, bildet das Schloß mit seinem runden Turm und einigen Nebengebäuden den Abschluß der Stadt nach Nordosten. Es ist einer der mächtigen Steinkästen, denen man mehr als einmal in thüringischen Städten begegnet, ein Bau aus den Tagen Ernsts des Frommen; zur Zeit der Hildburghäusischen Selbständigkeit zum Witwensitz des fürstlichen Hauses, seit dem Anfall an Meiningen zum Sitz von Verwaltungs- und Gerichtsämtern und zu Beamtenwohnungen bestimmt.

Die Alt- oder Unterstadt an der Werra und am Mühlgraben mit ihrem Gemisch alter und neuer meist nur ein- und zweistöckiger Häuser, vielfach von Gärten umhegt, vervollständigt das Bild einer wohlgelegnen, sich behaglich ausbreitenden Landstadt, in der Ackerbau und Viehzucht neben dem Handwerk und einer beginnenden Industrie noch Raum haben. —

Auch Eisfeld hatte gute und schlimme Zeiten gesehen; die Berichte von der frühern Herrlichkeit und

Digitized by Google

dem Ertrag des mittelalterlichen Eisen- und Kupferbergbaues, wie vom Goldreichtum des Werrasandes mochten sagenhaft sein, aber sicher gehörte Eisfeld zu den zahlreichen Städten, die vor dem großen Kriege eine größre Blüte des Wohlstandes, gedeihlicher Regsamkeit und bürgerlichen Selbstgefühls geschaut hatten, als ihnen nachher beschieden war. Die städtischen Erinnerungen knüpften auch hier zunächst an die Reformationszeit an, es war der Stolz der Stadt, daß einer der nächsten Wittenberger Genossen Luthers, Dr. Justus Jonas, nach dem schmalkaldischen Kriege und der Katastrophe Johann Friedrichs in ihrer Superintendentur eine stille Zuflucht für seine letzten Jahre gefunden hatte und in ihrem Boden ruht. — Der große Krieg, die „Schwedenzeit" hatte Eisfeld Verwüstung und grauenhaftes Elend hinterlassen, die apokalyptischen Reiter Krieg, Pest, Hunger und Tod waren fast Jahr für Jahr durch das stille Werrathal hindurchgesprengt, vier große Brände hatten die Stadt wiederholt in Trümmer gelegt, das Friedensfest war schließlich nur von einem armseligen Häuflein herabgekommner Menschen begangen worden. Im Gedächtnis der Nachlebenden aber hatte die Unheilszeit hier wie überall den brennendsten Wunsch nach friedlicher Existenz und die äußerste Fügsamkeit hinterlassen; die schlimmsten Erlebnisse des achtzehnten Jahrhunderts schienen den Menschen erträglich im Vergleich mit dem, was ihre Vorfahren erduldet hatten. So war trotz alles schlechten Regiments der frühern Hildburghäuser Herzöge und trotz aller stillen Opposition gegen den Residenzgeist Eisfeld die getreue Stadt ihrer Landesherren geblieben und sonnte sich unter Herzog Friedrichs verständigem Walten im Strahl einer bessern und trotz der Kriegsjahre zu Anfang des Jahrhunderts behaglichern Zeit. Wie zum Wahrzeichen dieser Zeit ward als Mittelpunkt echt thüringischer Volkslust mitten in den Jahren der

Digitized by Google

Truppendurchmärsche und der Kriegssteuern (1809 und 1810) der Eisfelder „Schützenhof" erbaut und ein großer Teil der alten Befestigungen niedergerissen, mit denen Ernst der Fromme die Stadt umgeben hatte. In dem offnen, baum- und gartenreichern Städtchen entfaltete sich das Leben, das den thüringischen Städten gemeinsam war, und über dem nach dem Weltfrieden von 1815 die Zuversicht schwebte, daß es immer so bleiben könnte.

So klein und unbedeutend Eisfeld war, so nahe sich seine Bewohner standen, so gab es auch hier ein städtisches Patriziat, das sich durch mäßigen Besitz und größere Bildung von der Durchschnittszahl der klugen, lebensfrohen und selbst kunstsinnigen Bürger unterschied. Dieser kleinstädtischen Aristokratie gehörte auch die Familie an, aus der der größte Dichter Thüringens hervorgehen sollte. Seit dem Anfange des Jahrhunderts war der erste Justizbeamte der Stadt Ernst Friedrich Ludwig, der die Titel eines Stadtsyndikus und eines herzoglich hildburghäusischen Hofadvokaten führte. Einer im Lande altangesehnen und nach damaligen Begriffen wohlhabenden Familie entsprossen, hatte Ernst Ludwig zu Erlangen und Jena die Rechte studiert und danach das wichtige Verwaltungsamt mit dem Vorsatze übernommen, seiner Vaterstadt nach Möglichkeit gute Dienste zu leisten. In der gemütvollen und poetisch angehauchten Natur des jungen Juristen waltete offenbar auch ein Element energischer Thatenlust und reformatorischen Dranges, die sich bethätigten, als Ernst Ludwig an die Umgestaltung der Verwaltung von Eisfeld und an die Wegräumung veralteter Mißbräuche ging. Otto Ludwig selbst charakterisierte in spätern Jahren seinen Vater als einen schroff ehrlichen, bis zum Eigensinn festen, innerlich aber zarten und weichen Mann. Die ästhetische Bildung, die er nach der Sitte der Zeit erworben

Digitized by Google

hatte, und die in der Herausgabe eines Bändchens lyrischer Gedichte öffentlich bezeugt wurde, die klare Humanität und ein Anflug von schwärmerischem Idealismus bekundeten, daß ihn der Geistesatem Herders und Schillers umhaucht hatte. Die Lust an praktischen Verbesserungen, die er an den Tag legte, verriet, daß er nicht nur der Zeitgenosse der Dichter- und Denkerheroen, sondern auch Salzmanns, Rudolf Zacharias Beckers und seines allverbreiteten „Not- und Hilfsbüchleins" war.

Stand Ernst Ludwig um seiner Abstammung, um seiner Studien und Talente wie um seiner Wohlhabenheit willen in gutem Ansehen bei seinen Mitbürgern, so vermehrte sich nicht die Achtung, aber die Geltung, die er in Eisfeld besaß, als er 1807, im Jahre des Tilsiter Friedens, seinen Herd gründete und die Tochter des Kaufmanns und Senators Otto, Sophie Christiane Otto heimführte. Sicher darf man nach der ganzen Innerlichkeit wie dem spätern Verhältnis der Brautleute, nach der Lebensanschauung und Lebensstimmung ihrer Kreise annehmen, daß es eine Neigungsehe war, die sie schlossen, ein Bund, an dem die Liebe den stärksten Anteil hatte, so passend auch den Draußenstehenden die Gleichheit der Verhältnisse erscheinen mochte. Das Eisfelder Kirchenbuch des Jahres 1807 enthält unter der Rubrik „in die Ehe getreten" von der Hand des damaligen Superintendenten und Stadtpfarrers J. C. Geudner die Eintragung: „Herr Ernst Friedrich Ludwig, Herzoglich Sächsischer Hofadvokat und Stadtsyndikus allhier, ein Junggeselle, wurde mit Jungfrau Sophie Christiane Ottoin, des Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, wie auch Lieutenants bei dem herzoglichen Landregiment und Senators einziger Tochter, nach erlangter Dispensation, ohne Aufgebot von mir, dem Superintendenten abends fünf Uhr in der Stille kopuliert, Mittwochs am 9. Dezember 1807." Die

Digitized by Google

Trauung gegen Abend und in der Stille, die an Schillers Trauung in Wenigenjena gemahnt, muß damals in den thüringiſchen Ländern Mode geweſen ſein. Das junge Paar bezog die Amtswohnung, die dem ſtädtiſchen Rechtskonſulenten zuſtand, eine Wohnung, die die Geburtsſtätte Otto Ludwigs werden, aber in dem großen Brande ſeiner Vaterſtadt, von dem noch zu berichten ſein wird, für immer verſchwinden ſollte.

Digitized by Google

Knabentage

Dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig und seiner jungen Gattin waren in den ersten Jahren ihrer Ehe zwei Kinder bald nach der Geburt wieder entrissen worden, um so lebhafter war die Genugthuung und die Freude, als am 12. Februar 1813, mittags elf Uhr ein Sohn zur Welt kam, in dem man den künftigen Stammhalter der Familie hoffnungsvoll begrüßte. Die Taufe des Neugebornen, der den Namen Otto Ludwig erhielt, fand einige Wochen später, am 11. März statt; als einzige Taufzeugin diente nach dem Eisfelder Kirchenbuch die Großmutter mütterlicherseits, Frau Helene Huldreich Otto, „weiland Herrn Johann Christian Ottos, Kauf- und Handelsherrn, nachgelaßne Witwe." Die Zeit war nicht dazu angethan, eine größere Tauffestlichkeit zu veranstalten, das Kriegswetter, das sich im vorausgegangnen Jahre nach dem fernen Rußland gewälzt, aber mit ungeheuern Durchmärschen jede deutsche Landschaft schwer getroffen hatte, drohte jetzt aus nächster Nähe; vom Westen und Süden her warf Napoleon I. seine nach der russischen Winterkatastrophe neugebildeten französischen und rheinbündischen Bataillone den vordringenden Preußen und Russen nach Thüringen entgegen; auch Eisfeld mußte wieder unter Durchzügen leiden, die Drangsale des Städtchens mehrten sich während des Waffenstillstandes und als die alten Regimenter aus Spanien unter Marschall Augereau im Spätsommer dem Schlachtfelde von Leipzig

Digitized by Google

zuzogen. Erst im Frühling von 1814 nach dem Pariser Frieden atmete man im Werrathal wie anderwärts wieder völlig frei auf und sah mit größerm Vertrauen in die Zukunft, als man es im letzten kriegsbewegten Jahrzehnt vermocht hatte.

Ernst Ludwig legte dies Vertrauen dadurch an den Tag, daß er im Juni 1814 den Grund zur Anlage eines großen Lustgartens erwarb, wie das Städtchen Eisfeld noch keinen besaß. Zwei „am Heinich", einem Hügelabhang im Osten von Eisfeld gelegene gleichwertige Grundstücke, bisher der Bürgerin Elisabeth Margarete Mönch und dem Gastwirth Konrad Lutz gehörig, beide im Kaufbrief als „frei Stadtgut" bezeichnet und jedes für den Preis von 380 Gulden fränkisch erstanden, wurden mit einem Stück Feld des nachbarlichen Rittergutes Steudach, das der befreundete Besitzer des Gutes, Herr Johann Christian Hoffmann, dem Stadtsyndikus käuflich überließ, zusammengefügt und bildeten einen Boden, auf dem der poetische, Ernst Ludwig seiner Neigung für Naturgenuß genügen und seinen Schönheitssinn entfalten konnte. Sein Garten, der in natürlichen Terrassen zur Höhe des Hügels anstieg, hatte die prächtigste Lage und gewährte von seiner obern Begrenzung Aussicht auf den dunkeln Bergzug des Thüringerwaldes, mit der Dreiherrenspitze und dem waldigen Quellengebiet, aus dem die Werra, die Schleuse und Itz hervorströmen. Zu Füßen des Gartens aber breitete sich ein farbiges Bild aus: die Oberstadt von Eisfeld, um Schloßturm und Kirche gedrängt, das reiche Wiesengelände, der weite Bogen der der Stadt gehörigen Waldungen, über die sich wieder die Bergzüge der Rhön hinter Römhild und Heldburg erhoben. Im Sonnenschein wie beim Zug beschattender Wolken wirkt diese Landschaft mit dem Zauber ihrer friedlichen Stille und ihres malerischen Wechsels gleich gewinnend.

Digitized by Google

Auf dem Boden seines neuerworbnen Grundstücks fand der Stadtsyndikus von Eisfeld einen schönen alten Eichbaum und eine Gruppe junger Nußbäume vor, die von vornherein erquicklichen Schatten verbürgten, im übrigen schuf er den Garten völlig neu und nach seinem Geschmack. In der Mitte ließ er ein stattliches (noch heute ziemlich wohl erhaltnes) Gartenhaus mit einer von zwei Säulen getragnen Loggia und einigen Räumen im Erdgeschoß, mit einer guten breiten Treppe, einem Vorplatz und zwei geräumigen von großen Fenstern erhellten Zimmern im ersten Stockwerk errichten. Rund um das Haus schuf er Blumenbeete, Baum- und Buschgruppen, pflanzte Coniferen, Taxus, Weimutskiefern und zahlreiche Ziersträucher an, von denen man in Eisfeld bis dahin kaum die Namen gehört hatte; widmete übrigens auch als guter Thüringer und sorglicher Hausvater einen guten Teil des großen Gartens dem feinern Obst- und Gemüsebau. Der Garten gedieh unter der sorgfältigen Pflege seines Besitzers sehr rasch. Ernst Ludwig bewohnte ihn während der Sommermonate mit seiner Familie, und Otto wuchs mit den zur Zeit seiner Geburt gepflanzten Bäumen heran. Der Garten sollte im Leben nicht bloß des Kindes, sondern des Jünglings und werdenden Mannes eine entscheidende Rolle spielen und im guten und schlimmen Sinne zu einem Stück seines Geschicks werden.

Vorderhand kamen sicher die Schattengänge und Rasenflächen des Gartens, Licht und Luft der grünen Thallandschaft, inmitten deren der Garten lag, dem Knaben nur zu gute. Der Enge der städtischen Straße entrückt, verlebte Otto Ludwig in seiner Familie und mit einigen Spielgenossen glückliche Knabentage. Während dieser Tage brachen freilich über seinen Vater Sorgen, Leiden und Kämpfe herein, die auch dem Kinde die Jugend trübten. Die Ursachen und ersten Anfänge der bürger-

Digitized by Google

lichen Gärungen und Unruhen, deren Folgen dem Stadtsyndikus Ernst Ludwig Gesundheit, Lebensmut, Vermögen und schließlich das Leben selbst kosteten, sind nicht völlig aufzuhellen. Nur so viel ist klar, daß Ernst Ludwig durch gewisse Neuerungen in der Verwaltung des städtischen Vermögens, durch Ablösung einiger alter Rechte, die mehr Einzelnen als dem Gemeinwesen zu gute kamen, sich schon seit Jahren unter der Bürgerschaft Eisfelds Widersacher erweckt hatte. Selbst an zweckmäßigen wirtschaftlichen Einrichtungen, „Pflanzschulen, Einführung neuer Futterpflanzen, z. B. Luzernerklee," nahm man Anstoß. Die Finanzlage der Stadt war durch die schweren Opfer der Kriegsjahre und der bis zur zweiten Rückkehr der verbündeten Heere aus Frankreich fortdauernden Durchmärsche und Einquartierungen eine mißlichere geworden, und die Opposition, die sich angesichts dieser Lage regte, wurde durch die Vorgänge auf dem weitern Schauplatz des kleinen Herzogtums Hildburghausen gestärkt und gestachelt. Im Jahre 1818 wurde die alte landständische Verfassung des Ländchens mit einer neuen Verfassung nach dem Muster der von Großherzog Karl August von Sachsen-Weimar zwei Jahre zuvor seinem Lande verliehenen vertauscht. Es schien so natürlich, daß, wenn mit der Mißlage und dem immer noch schlimmen Schuldwesen des Herzogtums aufgeräumt wurde, auch die städtischen Beschwerden einmal Erledigung finden mußten.

Seit Jahren hatten sich zwischen dem Magistrat und der Bürgerschaft von Eisfeld immer neue Zerwürfnisse ergeben. Verschleppte alte Prozesse, unerledigte Rechnungen, ein nur zu erklärliches, aber der Bürgerschaft vollkommen unbegreifliches Anwachsen der städtischen Schulden gaben reichen Stoff für leidenschaftliche Kneipengespräche und willig geglaubte Verdächtigungen. Wie war Eisfeld stolz gewesen auf seine wohlgeordneten bürgerlichen Verhältnisse gegenüber

Digitized by Google

der Zerrüttung des Landeshaushalts und Hofhalts! Und nun schien es gar, als ob die Vermögenslage der Stadt ungünstiger sei als die des steuerüberbürdeten Herzogtums. Der Streit zwischen Stadtrat und Bürgerschaft war im Mißjahr und Hungerjahr von 1816 zu 1817 aufs äußerste angewachsen, schon mehrere herzogliche Kommissare hatten umsonst versucht, Frieden in den Gemütern zu stiften. Zu den am stärksten befeindeten und bestverleumdeten städtischen Häuptern gehörte natürlich auch der Stadtsyndikus Ludwig, dem kurzsichtige und unlautre Naturen seinen persönlichen Wohlstand beneideten. Dazu kam, daß (nach einer Aufzeichnung Otto Ludwigs) „sein Vater als Landstand durch rücksichtslos pflichttreues Handeln sich die Rache einiger Männer der Hildburghäuser Regierung zugezogen hatte, die, da man ihm sonst nichts anhaben konnte, einen Teil der Eisfelder Bürgerschaft gegen ihn aufwiegelten; selbst das Leben meines Vaters wurde in anonymen Briefen bedroht." Natürlich ging es auch hier wie immer, die Zügel glitten denen, die die bürgerliche Empörung hinter den Coulissen lenken wollten, kläglich aus den Händen, und das Unheil hatte seinen Lauf. Rein äußerlich betrachtet gesellte sich die Eisfelder Revolution der Jahre 1818 und 1819 dem bekannten Wasunger Krieg und ähnlichen Episoden aus der Geschichte der ernestinischen Kleinstaaten hinzu, die den Griffel des komischen Epikers förmlich herausfordern. Aber diese Komik wurde für den Stadtsyndikus Ludwig doch verhängnisvoll. Der Sturm im Wasserglase zog auch eine in spätrer Zeit übel berufne und verhaßte, von der öffentlichen Meinung mit Bann und Acht belegte Persönlichkeit, den Dr. jur. Laurenz Hannibal Fischer in seine Wirbel, der nachmals als großherzoglich oldenburgischer geheimer Staatsrat die deutsche Flotte unter den Hammer brachte, zu dieser Zeit aber als Syndikus und Landrat der hildburghäusischen Landschaft

Digitized by Google

in seiner Geburtsstadt und seinem kleinen Heimatlande eine Rolle spielte. In seinen persönlichen Erinnerungen (Politisches Martyrtum. Leipzig, 1855) hat der viel verwünschte Flottenfischer ein lebhaftes und getreues Bild der unerfreulichen Vorgänge in Eisfeld gegeben und zugleich das vollgiltigste Ehrenzeugnis für Otto Ludwigs hartangeklagten Vater ausgestellt.

Fischer erzählt: „Mehrere Regierungskommissarien hatten eine Ausgleichung ohne Erfolg versucht, da griff die Bürgerschaft zu dem damals noch ziemlich seltnen Mittel der Sturmpetition. Zweiundachtzig Deputierte rückten dem Herzog zuleibe und verlangten mit Ungestüm die Absendung eines Regierungskommissars, dem man den guten Willen und die Kraft zutrauen könne, die verwirrten Zustände zu ordnen. Einstimmig bezeichneten sie mich als den ihr Vertrauen besitzenden Mann. Der Herzog willfahrte ihrem Verlangen, suspendierte die Polizei- und Justizbehörden und übertrug mir die Leitung der gesamten Administration in der Eigenschaft als herzoglicher Kommissar." Der allgemeine Jubel, mit dem diese Ernennung und die ersten verständigen und klärenden Maßregeln des Ernannten begrüßt wurden, verstummte, und der Enthusiasmus kühlte sich sichtbar ab, als Fischer sich wirklich als unparteiischer Richter erwies. „Es kam nun die Reihe an die finanziellen Beschwerden. Achtzehn unabgehörte Rechnungen hatten eine unlösbare Wirre und das Resultat einer Schuldenanhäufung von 48 000 Gulden kundgegeben. Die öffentliche Meinung hatte mit einer an Einstimmigkeit grenzenden Überzeugung den zeitherigen Rechnungsführer, einen reichen Mann, geradezu der Veruntreuung der Stadtkasse beschuldigt. Ich selbst konnte am Beginn der Untersuchungen die Wahrscheinlichkeit nicht außer Zweifel setzen. Mit gewissenhaftester Skrupulosität revidierte ich die Rechnung selbst; aber der Rechner wußte über alle Zweifel so bestimmte Ausweise zu geben, daß ihm

Digitized by Google

auch nicht ein Groschen zur Last fiel, vielmehr seine Unordnung noch manche ihm zu gute kommende Ersatzforderungen herausstellte. Ich übersandte Rechnungen und Belege der Rechnungskammer zur Revision; das Resultat stimmte mit dem meinigen überein. Nun übergab ich dieses einer Kommission von sechs Bürgern, darunter drei der erbittertsten Ankläger. Aber auch sie konnten nichts Ungehöriges finden. Die Ursache des Defizits erklärte sich aus dem Umstande, daß der schwache Magistrat, um von der lieben Bürgerschaft alle Gefahr und Beschwerden möglichst abzuwenden, eine große Summe Einquartierungskosten auf die Stadtkasse überwiesen hatte."

Diese Überführung der Schreier und Verleumder weckte deren vollsten Ingrimm, der sich zunächst nicht gegen den Stadtsyndikus, sondern gegen den Regierungskommissar entlud und zu einem völligen Aufruhr mit persönlicher Bedrohung des Dr. Fischer führte. Es waren wieder drastische Züge zum komischen Heldengedichte, daß der letztere sich mit einer großen Papierschere bewaffnete und solchergestalt die vor dem Eisfelder Rathaus versammelten Rebellenscharen durchbrach. Der bedrohte Kommissar eilte nach der Residenz, um dort über das Geschehene zu berichten und schärfere Maßregeln vorzubereiten. „Zwei Tage darauf," lautet Hannibal Fischers weitrer Bericht, „kehrte ich wieder auf meinen Posten zurück, diesmal in der Begleitung von 200 Mann Militär." („Das ganze Militär des Herzogtums," berichtet Otto Ludwig lakonisch.) „Ich begann mit der Festnahme von etwa zehn Rädelsführern. Als diese auf Wagen geschlossen abgeführt werden sollten, meldete mir der kommandierende Offizier, daß sich die Bürgerschaft bewaffnet versammle und sich der Abführung der Gefangnen zu widersetzen drohe. Meine Instruktion war kurz: Wenn die Bürger schießen, so werden Sie eben Ihre Leute wieder schießen

Digitized by Google

lassen. Mit Gelächter wurde dieser Befehl von der Pöbelmasse aufgenommen; einige freche Kerle drangen mitten in die Reihe der Soldaten und visitierten die Patrontaschen derselben, ließen aber ziemlich verdutzt die Taschendeckel wieder sinken, denn sie fanden wirklich scharfe Patronen. Noch erinnre ich mich des sichtbar deprimierenden Eindrucks, welchen das Laden und das dumpfe Aufprallen der Ladestöcke auf die Patronen unter dem Haufen machte. Schnell entwickelte sich der Knäuel, die meisten machten sich rasch aus dem Staube, und die Arrestantenwagen zogen unter militärischer Eskorte ungehindert ab."

Otto Ludwig bewahrte bis in sein Mannesalter die Erinnerung an die stürmischen Tage, die für seinen Vater so leidvoll waren. Das Fragment einer autobiographischen Aufzeichnung bestätigt den Fischerschen Bericht. „Eine von Hildburghausen gesendete Kommission konnte meinem unerschrocknen Vater nichts anhaben;" er empfand es noch nach vier Jahrzehnten schmerzlich, daß diesem „aus dem, was er aus Liebe zu seiner Vaterstadt gethan, von denen ein Verbrechen gemacht wurde, für die er sich mühte und opferte." Von seinen eignen Eindrücken erzählt er nur: „Die Rädelsführer wurden auf einem Leiterwagen in Ketten abgeführt. Ich begegnete dem Zug, damals noch ein Kind, das den Zusammenhang des Vorganges kaum verstand; den Schrecken und das Mitleid bei dem Anblick fühle ich heute noch."

Die meisten der Verhafteten traf kein schlimmes Geschick; die an Schwäche streifende Milde der herzoglichen Regierung und die wunderlichen persönlichen Einwirkungen, die in diesem Kleinstaate an der Tagesordnung waren, verhalfen ihnen so rasch zur Freiheit, daß sich Dr. Fischer noch nach Jahrzehnten darob spöttisch entrüstete. Aber schon die kurze Haft und die Demütigung, daß ihre Anklagen widerlegt worden

Digitized by Google

waren, genügte, um den alten feindseligen Groll gegen die Magistratsmitglieder und namentlich gegen den Stadtsyndikus weiter zu nähren. Auch wurden einige der Anstifter des Aufruhrs wenigstens mit ein paar Wochen Gefängnis bestraft und sannen seitdem fortgesetzt auf Rache. Das größte Unglück, das die Stadt Eisfeld in neuern Zeiten betroffen hat, der große Brand vom 7. Juli 1822, der hundertunddreiunddreißig Wohnhäuser zerstörte, schloß sich den bürgerlichen Unruhen fast unmittelbar an. „Die Sache hatte noch nicht ausgespielt," erzählt Otto Ludwig selbst, „ein Angehöriger eines Bestraften prophezeite eine Himmelsstrafe in einem Brande, der die Häuser der Anhänger meines Vaters, die seiner Gegner schonend, verzehren sollte. Wirklich trat dies Unglück und zwar an dem vorherbestimmten Tage ein, verwüstete den größten und schönsten Teil der Stadt, aber ohne Schonung des Besitztums der Partei, als deren Rächer die Prophezeiung den Brand bezeichnet hatte, und von deren Gliedern manche so fest im Glauben waren, daß sie nicht eher an ein Retten dachten, als bis das Feuer ihre Häuser bereits ergriffen hatte. Der Prophet wurde nach dem Brande gefänglich eingezogen, aber nach längerer Untersuchung als wahnsinnig entlassen." Überhaupt fehlte es nicht an nachträglichen Maßregeln, um die Entstehung des großen Brandes aufzuhellen, ganze Wagen voll Akten fuhren nach dem Bericht Karl Schallers zwischen Eisfeld und Hildburghausen hin und her, ohne daß man zu einem sichern und greifbaren Ergebnis gedieh.

In dem Brande ging mit dem Rathaus und der Amtswohnung des Stadtsyndikus, auch das Ottosche Haus, das Vaterhaus der Frau Sophia Ludwig zu Grunde, und die Erschütterungen des einen Tages sollten noch nach vielen Jahren nachwirken. „Meine Mutter," berichtet der Dichter in dem mehrerwähnten

Digitized by Google

Bruchstück weiter, „die nahe ein Vierteljahr krank gelegen hatte, war an dem Brandtage zum erstenmal außer Bett, mein Vater in die Kirche gegangen. Von da zum beginnenden Brande geeilt, kam er erst, als schon die Flamme die Häuserreihe uns gegenüber ergriffen hatte, nach Hause und ging sogleich, nachdem er meiner Mutter die Rettung der Repositur aufgetragen hatte, wieder dahin. Denn die Gewalt des Aberglaubens lähmte die Löschenden, sie meinten, wo Gott ein Urteil vollziehe, sei Menschenthun vergeblich, wenn nicht Frevel; mein Vater selbst mußte alle Beredsamkeit aufwenden und überall die erste Hand anlegen, wenn etwas gethan werden sollte. Meine Mutter sah gefaßt einen blühenden Wohlstand untergehen, die Pflicht fürs Allgemeine dem Eignen voransetzend. Selbst von ehemaligen Verfolgern hörte ich später sagen, sie habe damals eine Bürgerkrone verdient. Der ganze Tag und die folgende Nacht, obgleich ich damals erst neun Jahre zählte, ist mir noch gegenwärtig, vor allem, was ich empfand, als ich meine sich nur mühsam aufrecht erhaltende Mutter bei der falschen Nachricht, mein Vater sei, da er versucht, eine Frau aus dem Brande zu retten, von den Trümmern eines einstürzenden Hauses lebendig begraben worden, lautlos umsinken sah."

„In der Nacht wurde eine von meiner Mutter gerettete Gerichtskasse erbrochen und bestohlen — mein Vater blieb die Nacht und den folgenden Tag auf der Brandstätte, weil Gerüchte von neuen Gottesgerichten alles in Angst erhielten, und in unserm Garten, wo noch viele bekanntere Familien im Haus und im Freien die Zuflucht mit uns teilten, herrschte Sorge und Verwirrung — zufolge des kam eine Militärwache dahin. Mit den Soldaten des Kommandos schloß ich natürlich bald Bekanntschaft, und besonders ist mir noch einer derselben lebendig im Gedächtnis. Es war ein

Digitized by Google

gebildeter Jude, welcher, da er den Eindruck der von ihm und seinen Kameraden gesungnen Volkslieder auf mich bemerkte, was von dergleichen er wußte, für mich zu Papier brachte, ein Schatz, den ich lange wie ein Heiligtum bewahrte. Ich brauchte eines solchen idealen Gegengewichts, denn in der Frühreife, durch Kränklichkeit und solche Erlebnisse entstanden und gesteigert, ward ich in bedenklicher Frühe der Kunst mächtig, in den Gesichtern der Meinigen ihre mir verheimlichten Sorgen und Kümmernisse zu lesen, und indem ich diese, ohne es merken zu lassen, mittrug und mitempfand, wuchs wiederum jene Frühreife zum großen Nachteil meiner ohnehin zu zarten Gesundheit."

Dies Geständnis Otto Ludwigs tritt erst in die volle Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daß Sorgen und Kümmernisse aller Art für die Familie Ludwig die unvermeidliche Folge des großen Stadtbrandes wurden. Die Zerstörung eines bedeutenden Teiles der fahrenden Habe war noch der geringste Verlust. Da es nie entdeckt wurde, wer in der Brandnacht die Depositenkasse beraubt hatte, und das Gestohlne spurlos verschwunden blieb, so erachtete sich der Stadtsyndikus für verpflichtet, den ganzen Betrag der entwendeten Gelder aus seinen Mitteln zu ersetzen, und dieser Betrag muß so namhaft gewesen sein, daß die bis dahin wohlhabende, ja im damaligen Sinne reiche Familie von nun an nur noch Vermögensreste besaß. Schlimmer als die Einbuße der Kapitalien war der Einfluß der unseligen Erlebnisse auf Ernst Ludwigs Person. Hatten schon die Gehässigkeiten und Verleumdungen, denen er während der bürgerlichen Zwistigkeiten jahrelang, Tag für Tag ausgesetzt gewesen war, höchst ungünstig auf seine feinere Organisation gewirkt, so nagten jetzt die herben Sorgen für die Zukunft seiner Kinder, der Kummer um die durch so gewaltsame Erschütterungen gesteigerte Kränk-

Digitized by Google

lichkeit seiner Frau, der Mißmut über die Besitzverluste, die harte, angespannte Amtsarbeit, die ihm aus dem Brand und dem Wiederaufbau der Stadt erwuchs, das schlimme Bewußtsein, trotz seiner treuen Arbeit mehr Feinde als Freunde zu besitzen, insgeheim am Marke des wackern Mannes. Wohl durfte ihm der Sohn in späterer Zeit nachrühmen: „An seiner festen männlichen Haltung sah man nichts von seinen Leiden," aber dem Auge der Liebe entging auch jetzt nicht, daß die Gesundheit des Vaters gebrochen war.

Zunächst gewann es den Anschein, als ob sich das Leben des Stadtsyndikus Ludwig und seiner Familie von nun an in friedlichern und freundlichern Gleisen bewegen würde. Das Ottosche Haus an der Ecke der Marktgasse erstand rasch und für Eisfelder Verhältnisse sehr stattlich aus den Brandtrümmern, und Ernst Ludwig nahm mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen (der jüngere Bruder Reinhold war 1816 geboren und wuchs neben Otto empor) Wohnung in dem Neubau, und Sophia Ludwig befand sich somit wieder mit ihrem Bruder Christian unter einem Dach. Die bürgerlichen Wirren und jämmerlichen Zwistigkeiten waren in dem großen Brande untergegangen. Die tapfere Thatkraft, die der vielgeschmähte Beamte bei dem Unglück, die uneigennützige Redlichkeit, die er durch den vollen Ersatz der geraubten Depositengelder bewiesen hatte, entwaffnete zahlreiche Widersacher und verurteilte die bösen Mäuler, die sich durchaus nicht schließen konnten, wenigstens zu gedämpfter Rede und heimlichem Geflüster. Die versöhnliche Stimmung aber, die dem allgemeinen Unglück auf dem Fuße folgte, kam für den geprüften Mann zu spät.

Ernst Ludwig ließ um diese Zeit „Einige Lieder und andere kleine Gedichte" (Kulmbach, gedruckt mit Spindlerschen Schriften, 1822) erscheinen, die Zeugnisse seines ernsten, dem Schönen zugewandten Sinnes, einer

Digitized by Google

reinen, beinahe kindlichen Empfindung sind, so wenig sie sich in Gedanken, Form und Ausdruck über den damals geltenden poetischen Dilettantismus erhoben. Die Gedichte sind mehr ein Spiegel der innern Natur, als der äußern Erlebnisse Ernst Ludwigs; unversiegbare Naturbegeisterung, tiefe Sehnsucht nach reiner, ungetrübter und von einem höhern Sinn geheiligter Lebensfreude, vaterländischer Sinn und schlichte Frömmigkeit ringen nach poetischem Ausdruck, für den das Pathos Schillers als höchstes Muster vorschwebt. Auch ein gewisser Sarkasmus macht sich gelegentlich geltend; der Poet spottet der schlechten Prediger, die durch Länge und Langweiligkeit ihrer Reden die christliche Geduld der Hörer gleich auf dem Platze beanspruchen, der rationalistischen Toleranz, die sich um Duldung heiser schreit und im Grunde nichts duldet als ihre Sorte Verstand, der Juristen, denen die Göttin Themis längst entronnen ist, und die sich statt ihrer gelehrig von der „Hure Polizei" führen lassen, der schlechten lehrhaften Dichter. Alles in allem nur unentwickelte Keime, die in der reichern und tiefern Natur des Sohnes aufgehen sollten.

Die Stimmungen in denen sich der Stadtsyndikus zu poetischen Versuchen gedrängt fühlte, wollten seit seinen letzten Erlebnissen nicht wiederkehren. Schon im Beginn des Jahres 1824 fühlte er sich krank und kränker. Seinen Dienstgeschäften lag er noch immer eifrig ob, und den Genuß seines Gartens durfte er sich im letzten Sommer seines Lebens gönnen, aber das Bewußtsein, daß es schlimm um ihn stehe, kam trotz aller Verheißungen des Arztes über ihn. Unter diesen Umständen war ihm das Zusammenleben mit dem Schwager Otto tröstlich, er erblickte in diesem die natürliche Stütze für seine Frau und seine Knaben. Christian Otto war unverheiratet und galt als fröhlicher Lebemann, der seine Freiheit und sein Recht, Welt und Leben auf seine Art zu genießen, sorglich wahrte und von dem seine Mitbürger

Digitized by Google

meinten, daß er den Kindern seiner Schwester sein Vermögen hinterlassen würde. Galt nun auch dem kranken Syndikus der Schwager nicht als Erbonkel, so hielt er es doch für eine glückliche ihn beruhigende Fügung, daß sein Schwager nicht durch die Sorge für eine eigne Familie in der Teilnahme an den Geschicken seiner Schwester beschränkt werde. Es war traurig, daß der Fünfundvierzigjährige sich Todesgedanken überlassen mußte, und noch trauriger, daß sein zwölfjähriger Sohn ihm diese Gedanken vom Gesicht las. Otto Ludwig erzählt, daß er schon ein Jahr vor dem Tode des Vaters die stummen Qualen der Furcht und des unabweisbaren Vorgefühls kennen gelernt habe. Er war um diese Zeit dem ersten Unterricht entwachsen, den ihm der Privatschreiber seines Vaters, Ludwig Ambrunn, erteilt hatte, eine Persönlichkeit, die in seinem Leben eine große Rolle spielen sollte. Ambrunn hatte das Seminar besucht, um Schullehrer zu werden, hatte auch eine kleine Stelle als solcher bekleidet, war aber dann in die Dienste des Stadtsyndikus Ludwig getreten, aus denen er später und nach der 1827 erfolgenden Neuordnung der Dinge in die Beamtenlaufbahn überging und Registrator beim herzoglichen Verwaltungsamt Eisfeld wurde. Ambrunn, sein alter Ambrosius, gehörte für Otto Ludwig lange Jahre hindurch zu den Menschen, die ihn mit seiner Jugend und Heimat fortgesetzt verbanden, und so lange jener lebte, glaubte der Dichter selbst noch ein Stück Jugend zu besitzen. Ambrunn hatte ihn für die Eisfelder Stadtschule vorbereitet, in die er Ostern 1824 eingetreten war. Neben dem Elementarunterricht hatte der musikliebende Vater dem begabten Sohne schon seit Jahren Klavierunterricht bei dem alten Organisten der Stadtkirche Hopf erteilen lassen. Jetzt wurde der vorzügliche, von echtesten Musiksinn beseelte Kantor der Stadtschule, Morgenroth, nicht nur sein Lehrer im allgemeinen, sondern vor

Digitized by Google

allem auch sein Musiklehrer. In der „Kantorklasse" saßen mit Otto Ludwig zugleich die Spielgenossen Karl Schaller und Jakob Beer, die gleichfalls Morgenroths Schüler in der Musik wurden.

Otto besuchte die Schule kaum seit einem Jahre, als die schmerzlich gefürchtete Katastrophe im Hause eintrat, und Ernst Friedrich Ludwig, Ottos, Vater „an den Folgen eines Brustgeschwürs" (Eisfelder Kirchenbuch) am 20. Januar 1825 mittags im kaum angetretnen siebenundvierzigsten Lebensjahre starb. Der den Seinen so früh Entrißne wurde am 23. Januar morgens sechs Uhr in der dunkeln Frühe eines kalten Wintertages zur Gruft gesenkt; offenbar hatte sich in Eisfeld die unerfreuliche Sitte vom Anfang des Jahrhunderts, nach der man den Lebenden jede sichtbare Mahnung an den Tod zu ersparen trachtete, länger als anderwärts erhalten. Ludwigs Mutter stand im tiefsten Schmerze, zu dem sich noch die nagende Sorge gesellte, am frühen Grabe des Gatten. Noch in seinen letzten Lebenstagen soll ihr dieser ans Herz gelegt haben, keinen der Söhne seinen Lebensweg betreten zu lassen, es hätte aber bei den bittern Erinnerungen, die Sophie Ludwig an die oben erzählten Erlebnisse ihres Mannes hatte, dieser Beschwörung wahrscheinlich gar nicht bedurft. Die Pläne, die sie für sich und ihre Kinder (von denen der jüngere kränkliche Reinhold seinem Vater schon im April 1827 in die Gruft folgte) fassen konnte, wurden von vornherein beschränkt und beeinflußt durch den unerfreulichen Stand der Vermögensverhältnisse. So treulich ihr Ambrunn in der Ordnung des Nachlasses und der Abwehr unberechtigter Ansprüche beistand, die auch an diesen gemacht wurden, so währte es jahrelang, bevor sie völlig klar sehen konnten, wie geringe Reste der frühern Wohlhabenheit ihr verblieben waren. Sie konnte eben nur hoffen, ihrem Otto, dem bald einzigen Kinde, den Besitz, der ihrem Gatten am teuersten gewesen

Digitized by Google

war, den Garten, zu erhalten. Und weil ihr selbst dies schwer fiel, so gewann der Garten in ihren Augen eine erhöhte Bedeutung und wurde bei allen Plänen, die sie für die Zukunft Ottos entwarf, Voraussetzung und Grundlage. Die Besorgnis der Mutter um das körperliche Gedeihen ihres Kindes war durch den frühen Verlust des Mannes, das Siechtum und den Tod des jüngern Bruders Reinhold krankhaft gesteigert, sie glaubte dem nervösen, zarten, geistig zu regsamen, jähen Anwandlungen unerklärlichen Unwohlseins ausgesetzten Knaben kaum genug Pflege widmenzu können. Da ihm das friedliche Stillleben im Garten entschieden wohlthat, und er stets nach einigen Sommerwochen im Gartenhaus blühender und kräftiger erschien, drängte sich in alle ihre Zukunftsgedanken ein Traumbild von einem glücklichen Manne, der, was er auch sonst wäre oder triebe, sein eigentliches wahrstes Leben innerhalb der Heckeneinfriedigung finde, die Ernst Ludwig aufgerichtet hatte, und die sich jetzt mit jedem Lenz dichter begrünte.

Durch den frühen Tod des Vaters sollte auch Otto Ludwig zu den Dichtern gehören, die ihr Bestes, ihres Wesens Keim und Kern, der Natur und der Liebe der Mutter verdanken. Ludwig selbst nennt sie (im Bruchstück einer leider nur begonnenen kurzen Selbstbiographie) „eine Frau voll Liebe und Güte, von leicht erregbarem Enthusiasmus für alles Schöne und Gute, die mit strahlenden Augen und gerötteten Wangen mir von Sokrates, Leonidas und so weiter erzählte, wie vom Doktor Luther.“ Konnte die vielgeprüfte Frau, deren Leben arm geworden war, dem Sohne keine „Frohnatur“ mitgeben, so weckte sie die „Lust zu fabulieren“ von frühster Zeit an in ihm. Johann Recknagel in Eisfeld, einer der Jugendgenossen Ludwigs, konnte sich noch in den sechziger Jahren „erinnern, wie die herrliche Frau, vor

Digitized by Google

der wir wie die ganze Stadt die größte Hochachtung hatten, dem Otto und uns, seinen Spielkameraden, fast täglich aus den schönsten Jugendschriften vorgelesen und uns diese Erzählungen so ausgezeichnet schön erklärt hat, daß wir Jungen von sechs bis acht Jahren, und namentlich der kleine Otto, so mächtig ergriffen wurden, daß wir alle diese Märchen und Geschichten theatralisch vorstellen wollten. Das rief natürlich die possierlichsten Auftritte hervor; und wenn auch Tische, Stühle und Vorhänge dabei in große Gefahr gerieten, so freute sich die Frau Stadtsyndikus doch herzlich mit uns, zumal wenn Talent sich dabei hervorhob und keine Ausartungen dabei vorkamen. Schon damals konnte Otto sich über gelungne Äußerungen und Thaten dermaßen aufregen, daß er konvulsivische Muskelzuckungen bekam, ein Übel, das sich leider später so sehr ausbildete." Einen viel tiefergehenden und viel weiter reichenden Einfluß als durch diese erste Kinderlektüre übte Ludwigs Mutter dadurch, daß sie ihren Sohn früh mit ihrem Lieblingsdichter Shakespeare bekannt machte. Sie erzählte ihm in ihrer phantasievollen Art die Handlungen einzelner Dramen, schilderte ihm einzelne Charaktere als lebendige Menschengestalten, las ihm ergreifende Stellen vor und war höchlich beglückt, als der Knabe, nach mehr verlangend, sich in den „Kaufmann von Venedig" und den „Julius Cäsar" hineinzulesen begann. Lange vor seiner Konfirmation war er in jener poetischen Welt zu Hause, die er zeitlebens nicht wieder verlassen sollte.

Neben den Shakespearischen Dramen lernte Otto Ludwig schon in dieser Knabenzeit die Werke Goethes, Schillers, Ludwig Tiecks und E. T. A. Hoffmanns, die in der Bibliothek seines Vaters vorhanden waren und nachmals den Grundstock seiner eignen Bibliothek bildeten, kennen. Nach Schallers Bericht an Heydrich zogen ihn damals vor allem die dramatisierten Märchen

Digitized by Google

und Sagen in Tiecks „Phantasus“ an, sie entflammten seine Phantasie und reizten ihn, der bis dahin außer im Puppenspiel noch kein Theater gesehen hatte, zum Dichten kleiner dramatischer Stücke, die freilich wunderlich genug von ihm und seiner kleinen Gesellschaft aufgeführt wurden. „Die so erweckte Neigung für theatralische Darstellung zog sich auch durch die nächsten Jahre hindurch. Improvisierte Trauer- und Lustspiele, selbst Opernbruchstücke, z. B. Szenen aus dem Freischütz, wurden mit drollig improvisierter Szenerie und Kostümierung eifrigst versucht. Daß alle nur Sopranstimmen hatten, Ludwig als Kaspar, Beer als Max, Schaller als Ännchen, Berbert als Agathe, das genierte nicht, es erhöhte nur den Humor. Für Szenerie und Kostümierung sorgte treulich die Mutter, Agathe und Ännchen sahen im Arrangement der Frau Syndikus gar schmuck aus, auch das unvermeidliche Schürzchen fehlte nicht. Der Spektakel der Wolfsschlucht wurde so wirksam nachgeahmt, daß die Mutter mit einem bedenklichen Blick durchs Fenster auf die Straße und die dort versammelten Zuhörer um einige Mäßigung des Feuereifers bat. Der große starke Ladendiener des Onkels sang als Brautjungfer sein Brautlied mit feierlichem Behagen durch die Fistel. — In Sommerszeit gab es kriegerische Schlachtbilder, Festungserstürmungen, Siegeseinzüge in die Stadt, wobei einst der Feldherr Otto im Gewühl und Getümmel der Schlacht die kurzen Schöße seines grauen sogenannten ungarischen Frackes als zerfetzte Trophäen abends seiner Mutter zu verbergen wußte, sie aber unverändert am andern Morgen mit in die Schule brachte. Auch das Treiben der alten Ritterzeit mit den schaurigen Fehmgerichten wurde mit entsprechendem Kostüm dargestellt, die Abenddämmerung, die vom letzten Brande noch vorhandne große Ruine des alten Rathauses mit den dunkeln Kellergewölben gab dazu die rechte Stimmung und gute Szenerie.“

Digitized by Google

Theatralische Belustigungen, die mit den Knabenspielen verschmelzen, bedeuten für Tausende nichts mehr als frohe Jugenderinnerungen. Wer aber will sagen, wie weit bei einer so eigen angelegten Natur wie der Otto Ludwigs die Wurzeln der spätern Entwicklung in die Knabentage zurückreichen, welche Nahrung seine früh erregte, unablässig thätige Phantasie aus diesen Spielen sog, wer überschaut die Fäden, die sich von den kindischen Versuchen, Gelesnes und Gesehnes nachzuahmen, unsichtbar zu den ersten poetischen Lebensäußerungen hinüberspannen? Wirkte doch in der frühen Lust an allem Dramatischen selbst ein ererbtes Element mit; der Großvater väterlicherseits hatte sich in Bühnenstücken versucht, von denen Abschriften noch in Ottos Knabentagen vorhanden waren und durch seine Hände gingen. Daß sich der dramatische Trieb in seiner Seele ganz nur als Spiel äußern und von der einfachen Bildung, die dem Knaben in der Eisfelder Stadtschule zu teil wurde, zunächst weder befördert noch beeinflußt werden konnte, wird sich jeder Leser selbst sagen.

Wesentlich anders stand es — auch schon in dieser Knabenzeit — mit den kindlichen Übungen in einer andern Kunst, mit der Ausbildung in der Musik. Kantor Morgenroth hatte den Klavierstunden bei seinen begabtern Schülern theoretischen Unterricht folgen lassen, und diese in die Anfänge des Kontrapunktes und der Harmonielehre eingeführt; er hatte darauf gedrungen, daß jeder von ihnen ein Streichinstrument erlernte, und erteilte ihnen schließlich auch noch Gesangsunterricht. Die drei Unzertrennlichen: Otto Ludwig, Karl Schaller und Jakob Beer bildeten zusammen eine kleine Gesellschaft, die sich an zahlreichen Abenden in der Ludwigschen Stadt- und Gartenwohnung mit dem Vortrage leichter Trios vergnügte, wobei übrigens unserm Helden nicht die erste, sondern die zweite Geige zufiel, während Karl

Digitized by Google

Schaller die erste Violine und Jakob Beer das Cello spielte. Der allgemein erweckte und vielgepflegte Musiksinn seiner Heimat spornte den Knaben bei diesen Studien schon außerordentlich an, in seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahre aber fühlte er eine förmliche Musikleidenschaft erwachen, die durch die Lehre und das Beispiel Morgenroths genährt und durch den Wettbewerb mit Schaller, dem die Musik ein und alles war, gesteigert wurde. So kam es, daß der talentvolle Knabe in seiner kleinen Vaterstadt für einen halben Künstler galt, ehe er noch die letzte Klasse der Stadtschule hinter sich hatte, und ehe mit der Konfirmation die ernste unter den obwaltenden Verhältnissen doppelt schwere Frage der Berufswahl an ihn herantrat.

War bis hierher die Mutter allein für all sein Thun und Lassen maßgebend und bestimmend gewesen, so trat jetzt der Oheim Christian Otto in den Vordergrund. Der Kauf- und Handelsherr, der glückliche Besitzer des stattlichsten und nahrhaftesten Kramladens von Eisfeld, hatte den ererbten Beruf jederzeit als eine treffliche Grundlage für sein vergnügliches Dasein betrachtet. Der „dicke Herr," wie er im Volksmunde hieß, und wie ihn späterhin der Neffe selbst nannte, war eine echte Originalgestalt alter Zeit. Er hatte in seiner Jugend ein Stück Welt gesehen, war ein Freund jedes heitern Genusses, ein Liebhaber und wie er meinte ein Kenner des schönen Geschlechts, ein enthusiastischer Verehrer theatralischer und musikalischer Werke, wenn sie seiner Unterhaltung dienten, er liebte es, Vergnügungspartien zu Kirmessen und Vogelschießen zu veranstalten, und fand zu alledem reichliche Mittel im Ertrag seines wohlangebrachten Ladens. Er hätte dem Neffen, den er liebte, gern ein Dasein wie sein eignes gegönnt und setzte seiner Schwester mit dem Vorschlag, schließlich mit der ernsten Forderung zu, ihren Otto ins Geschäft gleichsam hineinwachsen

Digitized by Google

zu lassen. Die beschränkten Mittel, über die Frau Ludwig verfügte, die Furcht, die sie mit nur zu gutem Grund von Zeit zu Zeit überschlich, daß sie den Sohn allein und nur auf den guten Willen und die Fürsorge des Oheims angewiesen zurücklassen müsse, die in der Enge kleinstädtischer Gewöhnung und Anschauung gewichtige Erwägung, daß der Lehrling und Gehilfe ihres wohlhabenden Bruders voraussichtlich dessen Erbe sein werde, verwandelten die Wünsche des Bruders in starke Versuchungen für seine arme Schwester. Doch widerstand Frau Sophia zunächst noch entschieden, ihre Einsicht und ihr Gefühl für die Natur und die Anlagen ihres begabten Kindes, ihr eigner Ehrgeiz drängte sie zu der Forderung, daß Otto eine gelehrte Bildung erhalten müßte. Der Onkel, der mit thüringischer Lebenslust und thüringischem Kunstsinn doch auch die thüringische zähe Gewöhnung an kleine Verhältnisse, die nüchterne Sparsamkeit und rechnende Voraussicht verband, machte der Schwester den Entschluß, und als ihr Entschluß endlich gefaßt war, das Herz schwer. Vor der Hand siegten die Wünsche der Frau Syndikus, Otto sollte Ostern 1828 das Gymnasium zu Hildburghausen beziehen. Aber leider konnte sich schon von dem Tage an, wo diese Entscheidung feststand, Frau Ludwig der Zweifel nicht entschlagen, ob sie das Rechte gethan und gewählt hätte. Die Notwendigkeit, sich nun auf Wochen und Monate von dem geliebten einzigen Kinde trennen zu müssen, mag zur Verstärkung dieser Zweifel beigetragen haben.

Zwischen dem Tode von Otto Ludwigs Vater und der Übersiedlung des Knaben nach Hildburghausen war eine tief in alle Lebensverhältnisse und viele alte Gewohnheiten eingreifende Wandlung in der engern Heimat eingetreten. Das Herzogtum Hildburghausen hatte in Folge des Aussterbens der herzoglichen Linie von Gotha-Altenburg und des am 12. November 1826 zu

Digitized by Google

Hildburghausen abgeschloßnen Erbvertrages der ernestinischen Häuser nach hundertundsechsundvierzigjährigem Bestande aufgehört zu existieren. Die herzogliche Familie siedelte nach ihrem neuen größern Lande Sachsen-Altenburg über, das Hildburghäuser Ländchen aber mit Otto Ludwigs Vaterstadt, das Fürstentum Saalfeld und die Ämter Themar, Kranichfeld und Camburg halfen das Herzogtum Sachsen-Meiningen zu einem der stattlichsten deutschen Kleinstaaten vergrößern und abrunden. Der heranreifende Jüngling wuchs demnach als Angehöriger der „sachsen-meiningischen Nation," wie man in jenen Tagen sagte, empor; er sollte weder jetzt noch später Ursache finden, diese politische Veränderung zu beklagen.

Digitized by Google

Der Autodidakt

Als Otto Ludwig im Frühjahr 1828 zum Besuch des Gymnasiums nach der Nachbarstadt Hildburghausen übersiedelte, schien es sicher zu sein, daß er in übliche und wohl gebahnte Lebenspfade einlenken werde. Niemand zog seine ungewöhnliche Befähigung in Zweifel, mit guten Erwartungen begrüßten der Leiter und die Lehrer des Gymnasiums den fünfzehnjährigen Schüler, von dessen ungewöhnlichem Wesen und künstlerischem Naturell jedenfalls schon Kunde von Eisfeld herüber gedrungen war. Ohne Zweifel nahm man an, daß der begabte Knabe den Weg von der Tertia zur Prima in der üblichen Zeit zurücklegen und danach die Universität zu irgend einem gedeihlichen Brotstudium beziehen werde. Die Jurisprudenz war nach den Lebenserfahrungen des verstorbnen Vaters und den Wünschen der Mutter ausgeschlossen, sonst aber lag das ganze Gebiet der Wissenschaft offen vor ihm. Es war für seinen nächsten Lebenszweck ein Übel, daß bei Ludwig die künstlerische Phantasie früh angeregt und beinahe jeder künstlerische Trieb im stillen, bewußt wie unbewußt fortgebildet, die Pflichten und Aufgaben eines Schülers beeinträchtigten und erschwerten. Lerneifer und Bildungsverlangen waren bei ihm sicher stärker, als bei der Mehrzahl seiner Mitschüler, er aber hatte sich bereits gewöhnt, diesem Eifer auf seine eigne Weise zu genügen, und fand sich nicht leicht in die methodischen Anforderungen der

Digitized by Google

Schule. Die unsichern Überlieferungen, die wir über die Hildburghäuser Schulzeit Otto Ludwigs besitzen, gipfeln in seinem eignen Wort, daß er „vielmehr gedichtet als getrachtet (nach dem Reiche der Wissenschaft nämlich) habe," und in Erinnerungen an kleine Konzerte, die der musikeifrige Knabe im Kreise der Mitschüler zustande zu bringen suchte. Die Proben seiner poetischen Befähigung, die er seinem Klassenlehrer, dem Schulrat Professor Witter, mitteilte, stimmten diesen für den ungewöhnlichen Schüler günstig, auch sonst fand Ludwig fördernde Teilnahme und würde die Schwierigkeiten, die in seinem Naturell, seiner Gesundheit und seinen Knabengewöhnungen den Ansprüchen des Gymnasiums gegenüber lagen, um so gewisser überwunden haben, als er selbst den lebhaftesten Wunsch empfand, Folge und Regel in sein Lernen zu bringen. Es war natürlich, daß die größern Hilfsmittel, die Hildburghausen, das erst seit zwei Jahren aufgehört hatte, Residenz zu sein, darbot, den musikalisch begabten und gestimmten Schüler verlockten, mehr Zeit als er eigentlich sollte, an seine Lieblingskunst zu wenden, und es stimmte zum Grundton seines seitherigen Lebens, daß er die Ferien mit Ungeduld erharrte, die ihn nach Eisfeld zur Mutter zurückführten, die Erneuerung der alten Gartenfreuden, der musikalisch-dramatischen Unterhaltungen im Kreise der Spielgenossen gestatteten. In alledem brauchte kein ernstes Hindernis für die Gymnasiastenjahre zu liegen, wie viele talentvolle Schüler hatten neben ihren Studien „Allotria" getrieben und doch fürs Leben davongetragen, was ein gutes Gymnasium zu geben hat. Die Gefahr, daß Otto Ludwig den kaum betretenen Schulpfad wieder verlassen würde, entstammte nicht der eignen Unbeständigkeit, sondern den heimischen Verhältnissen und der hingebenden aufopfernden, aber ganz und gar irregehenden, vom Nächsten allzubefangnen, die Zukunft in falschem Licht sehenden Sorge

Digitized by Google

und Liebe seiner Mutter. Gewiß fiel es der Witwe schwer bei ihren beschränkten Mitteln, den Sohn auf dem benachbarten Gymnasium zu erhalten, und da sie von Ottos ersten Lebensjahre sich gewöhnt hatte, seinen Gesundheitszustand ängstlich zu überwachen, so zitterte sie vor der Möglichkeit, daß er im Verlauf der Schuljahre Entbehrungen ausgesetzt sein könne, die ihm selbst sicher wenig verschlagen haben würden. Wieder und wieder stellte sich der mütterlichen Bekümmernis als die beste Aussicht für eine sorgenlose und bequeme Zukunft des talentvollen Sohnes sein Eintritt in das kaufmännische Geschäft des Oheims Christian Otto und die dereinstige Übernahme des nahrhaften Kramladens dar. Nach allem, was uns von der Geistes- und Herzensbildung der Mutter überliefert ist, wird es schwer, ihr Verhalten in dieser Angelegenheit zu verstehen. Sie konnte sich kaum über den innern Beruf des Sohnes, der sich so früh kundgegeben hatte, täuschen. Doch auch, wenn sie angenommen hätte, daß die musikalischen wie die poetischen Neigungen des Knaben keineswegs als Regungen und Zeugnisse eines hervorragenden Talents angesehen werden könnten, wenn sie des Glaubens gelebt hätte, daß für ihn künstlerische Bethätigung Schmuck des Daseins bleiben, nicht Zweck werden dürfte, so sprach doch jede Anlage und Geistesregung des Knaben gegen einen bürgerlich-praktischen Beruf. Nur indem sie sich selbst über die Natur ihres Sohnes täuschte, indem sie ihr eignes Verlangen nach gewisser Zukunft und sicherm Brot ihres heißgeliebten Otto mit seinem Bedürfnis verwechselte konnte sie ihren brennenden Wunsch, das Erbe ihres Bruders nicht in fremde unrechte Hände geraten zu lassen, in den Vordergrund aller Überlegungen stellen. Ein wortloser Kampf fand in den Seelen der drei beteiligten Menschen des Oheims, der Mutter und des Jünglings statt, in dem zu-

Digitized by Google

nächst der jüngste, der sechzehnjährige Otto unterlag. Christian Otto, der die Mittel für die ruhige Weiterbildung des begabten Neffen hätte gewähren können, verweigerte sie, die Mutter dachte mit Bangen an die Entbehrungen, die ihren Liebling erwarteten, Otto aber las in den Blicken der Mutter einen stummen für ihn desto lautern Wunsch und kehrte im Jahre 1829 nach Eisfeld zurück. Er hatte die Kraft, zunächst zu verbergen, wie viel ihn die Erfüllung des mütterlichen Verlangens kostete, und nahm scheinbar ganz wohlgemut die grüne Schürze, die seine neue Würde als Lehrling und Ladengehilfe des Onkels bezeichnete.

Um ganz gerecht gegen Mutter und Sohn zu sein, muß man sich immer vergegenwärtigen, daß die Witwe des frühverstorbnen Stadtsyndikus, an deren Leben so viel Kummer und Enttäuschung nagte, um diese Zeit anfing zu kränkeln. Was lag ihr näher als das Bedürfnis, ihr einziges Kind beständig um sich zu haben, was ihm, als das Verlangen, die leidende Mutter zu pflegen und ihre trüben Tage nach Kräften zu erhellen? Jedenfalls blieb es ein Mißgeschick für den geistig Regsamen, daß seine Schulstudien nach so kurzer Zeit unterbrochen worden waren. In die neue Lebenslage fand er sich schlecht. Aller gute Wille, sich in einen ehrbaren Krämer zu verwandeln, zeigte sich vergeblich, nach dem Zeugnis seines Eisfelder Schul- und Spielkameraden Johann Recknagel hatte man „einen wunderlichern, ungeschicktern Kaufmannslehrling wohl nie gesehen.“ Es war noch das mindeste, daß die aufschreckende Ladenklingel den angehenden Kaufmann in der Regel vom Flügel in der Nebenstube oder von einer poetischen Lektüre wegrief. Ludwigs bester Trost in der neuen Lebenslage blieb die zerlesene Shakspeareübertragung, die ihn schon auf dem Hildburghäuser Gymnasium gelegentlich mehr als billig von Bröders lateinischer Grammatik abgezogen hatte.

Digitized by Google

Die Erholungsstunden wurden ihm vom Oheim, der zufrieden war, seinen Willen durchgesetzt zu haben, und des Glaubens lebte, wem Gott ein Amt gebe, dem müsse er mit der Zeit auch den Verstand dazu verleihen, keineswegs karg bemessen. Am Klavierspiel des Neffen hatte er selbst Freude, und das eigentümliche Talent Ottos, in den Gesichtern der den Laden besuchenden Leute ein Stück Lebensgeschichte zu lesen, unterhielt ihn, wenn er es auch nicht loben konnte, daß der junge Physiognomiker und Psychologe über der leidenschaftlichen Teilnahme an Gesichtern, Eigentümlichkeiten und Schicksalen der Kunden häufig deren Gulden und Kreuzer vergaß. Da Ludwig seine alten Triokameraden Karl Schaller und Jakob Beer noch in Eisfeld vorfand, so wurden auch die musikalischen Unterhaltungen wieder aufgenommen. Karl Schaller befand sich jetzt mit Ludwig fast in gleicher Lage, auch er glaubte und fühlte sich zur Musik berufen, mußte aber aus Rücksicht auf seine Familie eine Beamtenlaufbahn ins Auge fassen und natürlich in den kleinen Verhältnissen des heimatlichen Herzogtums sehr von unten auf beginnen. Die Freunde wuchsen in dem gemeinsamen Gefühl gleicher Sehnsucht und gleicher Entsagung immer fester zusammen, Schaller wurde auch der Vertraute der nur allzubegründeten Sorge Ottos um den Zustand der geliebten Mutter.

Seit Beginn des Jahres 1830 war keine Täuschung mehr darüber möglich, daß eine Lungenschwindsucht das Leben der Frau Ludwig bedrohte. In treuer Liebe und Hingebung suchte Otto der Kranken die letzten Monate ihres Daseins zu erleichtern und ihr die tröstliche Hoffnung auf Genesung zu erhalten. Er duldete kein Dienstbotenungeschick und keine Gleichgiltigkeit an ihrem Krankenbett, verrichtete alle Hilfeleistungen und alle Dienste zur Bequemlichkeit der Mutter selbst; derselbe junge Mensch, der sich beim

Digitized by Google

Ladenverkauf so wenig gewandt benahm, entfaltete nach dem Zeugnis seines einzigen in Eisfeld noch lebenden Jugendgenossen, Christian Ambrunn, ein merkwürdiges Geschick und unermüdliche Geduld als Krankenpfleger. Der Mutter war das Zusammenleben mit dem Sohne ein Lichtstrahl und eine Erquickung, aber die bittre Sorge, um deretwillen sie ihn heimgewünscht und heimgezogen hatte, wollte nicht von ihr weichen, sie hatte weder Gewißheit, daß Otto im Kramladen ausharren, noch daß der Kramladen sein Erbteil sein werde. So rann die trübe Zeit dahin, in der sich die Stunden oft bleischwer auf die Seele des Jünglings legten, der Zustand der Mutter ward immer hoffnungsloser, und ihr Tod am 21. Noember 1831 verwandelte den bittern Schmerz Ottos, nicht helfen und retten zu können, in den nicht minder bittern des unwiderbringlichen Verlustes und der trostlosen Vereinsamung. Über ein Jahrzehnt nach dem Tode seiner Mutter schrieb Ludwig an Ambrunn, „schon als Kind habe er nicht um die Verstorbenen, sondern nur um die Dagebliebenen weinen können," und in diesem Sinne vergoß er heiße Thränen beim Tode der Mutter, der er ihre Erlösung von Sorgen, Kümmernissen und schweren Leiden von Herzen gönnen mußte. Christian Otto trauerte wohl auch ehrlich um die Schwester und schenkte dem tiefern Schmerz des jungen Neffen einen gewissen Anteil, doch volles Verständnis für dessen inneres Leid vermochte er nicht zu gewinnen. Wie stets nach heftigen Gemütserschütterungen fühlte sich Ludwig auch körperlich leidend, die ererbte Nervosität seines Wesens hatte sich unter dem Weh und den schmerzlichen Aufregungen der letzten Monate wesentlich gesteigert.

Nie zuvor war der Jüngling ungeeigneter für die ihm obliegenden Geschäfte gewesen als eben jetzt. Seine Tagesarbeit bewährte keine wohlthätige Kraft und

Digitized by Google

übertäubte nicht das Bewußtsein innern Elends. Um der Mutter willen hatte er die Schule verlassen und war in den Laden des Onkels eingetreten, und nun lag die Mutter im Grabe. Nicht einmal als ein Vermächtnis konnte er die ungern übernommene Pflicht ansehen, denn auf den Fortbestand der bisherigen Verhältnisse waren die Hoffnungen der Mutter gebaut gewesen, und eben diese Verhältnisse im Hause Christian Ottos begannen sich nur zu rasch nach Sophie Ludwigs Tode zu ändern. Selbst noch von ihrem Krankenlager aus hatte die vorzügliche Frau den Gang der Wirtschaft geleitet und die Ordnung des Hauses aufrecht erhalten. Jetzt zeigte sich die Notwendigkeit, eine Haushälterin zu suchen, und der dicke Herr war in der Wahl ziemlich unglücklich. Er nahm in Elisabeth Heinlein eine ungebildete, zügellos leidenschaftliche Person ins Haus, die doch schlau und berechnend genug war, den alternden hypochondrischen Junggesellen in ihre Netze zu ziehen. Ludwig hätte ein schlechter Psychолog und Herzenskündiger sein müssen, um sich über den Ausgang des hier beginnenden Spiels zu täuschen. Er fuhr noch einige Zeit hindurch fort, Schwefelfaden und Sirup zu verkaufen, aber das Opfer, das er brachte, erschien ihm stündlich schwerer und täglich unnötiger. Der Oheim mochte wohl die Stimmung des Neffen merken und ihr nicht eben in der freundlichsten Weise begegnen. Es kam zu einem Zerwürfnis, und in Ludwigs Seele reifte der Entschluß, die vor zwei Jahren unterbrochnen Schulstudien wieder aufzunehmen. Inzwischen aber gab sich der Jüngling dem Einzigen, was ihm in dieser bedrängten, leidvollen und ungewissen Lebenslage Trost und Erquickung war, der Musik, mit immer heißerm Eifer hin. Tief in die Nächte hinein saß er an seinem Klavier und beschrieb im ungeheizten Zimmer zahllose Notenblätter mit verfrühten Kompositionsversuchen.

Digitized by Google

Es stellte sich heraus, daß die Witwe des Stadtsyndikus ihrem Sohne nur wenig, doch immerhin soviel hinterlassen hatte, daß er sich einige Jahre auf dem Gymnasium erhalten konnte. Er entschloß sich noch einmal zu beginnen, und faßte dafür nicht das Gymnasium zu Hildburghausen, sondern das Lyceum des alten Herzogsstädtchens Saalfeld ins Auge. Das Lyceum erlebte in jenen Jahren unter der Leitung seines Rektors Professor Reinhard und kurz vor seiner bereits 1835 erfolgenden Aufhebung eine Art Nachblüte. Otto Ludwig trat im Oktober 1832 in die alte Gelehrtenschule ein und versuchte in Saalfeld heimisch zu werden. Er besaß hier und in dem gleichfalls meiningischen Nachbarstädtchen Gräfenthal einige Verwandte väterlicherseits, und ohne an ihnen besondern Anhalt zu finden, fühlte er sich wenigstens anfänglich nicht ganz fremd. Aber das mit frischem Mut neubegonnene Schulleben scheint ihm von vornherein nichts von dem gewährt zu haben, was er erwartet und gehofft hatte. Sein Gesundheitszustand war schlecht, die in Eisfeld zuletzt erduldeten innern Schmerzen wollten sich nicht beruhigen. Dazu machte er eine Erfahrung, die zahlreichen Autodidakten vor und nach ihm nicht erspart geblieben ist. Er hatte während der Jahre, die seit seinem Abgang vom Hildburghäuser Gymnasium verflossen waren, im Schulwissen vielleicht geringe Fortschritte gemacht, aber er war geistig sehr gereift und fand es jetzt schwer, sich in die Pfade einer zumeist doch formalen Bildung wieder zurückzufinden. Er versuchte sein Heil, so gut es eben gehen wollte, und die Tagebücher späterer Jahre, die lateinischen Citate in seinen Briefen lassen keinen Zweifel darüber, daß ihm auch die Schulzeit in Saalfeld nützlich ward, wenngleich sie zu der tiefreichenden und besondern Bildung, die der Dichter sich in der Folge aneignete, schwerlich vielmehr beitragen konnte, als — mutatis mutandis — die Lateinschule in Strat-

Digitized by Google

ford am Avon zur vielerörterten und allen ſtarren Schulgläubigen unbegreiflichen Bildung Shakeſpeares.

Otto Ludwigs Leben in Saalfeld kennen wir nur aus gelegentlichen Erinnerungen und Äußerungen des Dichters in ſpäterer Zeit. Briefe und Aufzeichnungen aus jenen Jahren ſcheinen nirgend erhalten zu ſein kein Mitſchüler vom Saalfelder Lyceum hat über gemeinſame Beſtrebungen, Spaziergänge und Spiele berichtet. Die traurigen Schickſale, die innern Kämpfe und die verfrühten, aber doch ungewöhnlichen Verſuche zu eignen Schöpfungen, die Ludwig ſchon hinter ſich hatte, ſchieden ihn von ſeinen Genoſſen. Seine Grundſtimmung war und blieb eine düſtre, unerquickliche, er verzweifelte am Leben und an ſeiner Zukunft. Es mochten zum Teil körperliche Zuſtände ſein, die ihm die Tage trübten und den Lebensmut brachen, aber auch traurige Erinnerungen und ſchlimme Befürchtungen hatten ihren Anteil daran. Seine Bemühungen und Erwartungen waren bisher von dem Glauben an ſein poetiſches Talent getragen worden. Mit einer rührenden Miſchung von Pietät und Unreife hatte er darauf vertraut, daß ſeine erſte poetiſche Veröffentlichung nicht nur ſeinen eignen Namen, ſondern auch den des geliebten Vaters in die Welt hinausklingen laſſen werde. In ſein Exemplar der 1822 in Kulmbach gedruckten poetiſchen Verſuche ſeines Vaters hatte er bereits den neuen Titel „Gedichte von Ernſt Ludwig und Otto Ludwig“ eingetragen, einige der Gedichte des Vaters ſchüchtern verbeſſert, hatte wenige eigne hinzugefügt und vom frühen Beginn einer poetiſchen Laufbahn geträumt. Dieſe jugendliche Zuverſicht auf ſein Talent kam jetzt ins Wanken. Zur Zeit vermochte er weder den dunkeln Empfindungen, die ihn heftig bewegten, Ausdruck zu geben, noch, wie es in ſeinem Lebensalter nur natürlich war, die Schatten der zahlreichen Geſtalten, die durch ſeine Phantaſie gingen, mit Leben zu tränken. Er ſelbſt

Digitized by Google

schrieb 1851 an Friedrich Hofmann in Hildburghausen über seine Saalfelder Erlebnisse und Stimmungen: „Körperliche Schmerzen und geistige Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß steigend. Ich verliere den Glauben an meine Begabung für Poesie, ohne Lust zu gewinnen zu andrer Beschäftigung.“ Da ihn nur der Vorsatz in einer Gymnasial- und Universitätsbildung die feste Grundlage für die Entwicklung seiner dichterischen Natur, der er leben wollte, zu suchen nach Saalfeld getrieben hatte, da er jetzt an dieser Entwicklung verzagte, so erschien ihm sein längeres Verweilen in Saalfeld als überflüssig. Die Monate, die er in diesen qualvollen Zuständen in der Schule verbrachte, förderten ihn nicht, und er war jetzt geneigt, seine letzte Hoffnung auf die musikalische Begabung zu setzen.

Man muß sich erinnern, daß um diese Zeit, 1833, die Ausbildung der Musiker von Beruf in Deutschland auf die verschiedenste Weise erfolgte, daß nicht wie heute tausend und etliche Konservatorien das Land mit methodisch-dressierten Halbtalenten und Nichttalenten überschwemmten. Beinahe jeder Bericht über das Wachsen und Werden hervorragender Musiker wies andre charakteristische Züge auf, und so war es dem jungen Otto Ludwig wohl erlaubt, zu träumen, daß er, wenn ein Musiker, Komponist oder Virtuos in ihm stecke, diesen auch in der Stille seines Heimatstädtchens reifen lassen könne. Für irgend eine größere Unternehmung dünkten ihm seine kargen Mittel unzureichend. Er wußte wohl, daß er in Berlin oder Leipzig, ja schon in Gotha und Weimar bessere Lehrer und größre Hilfsmittel finden würde, aber bevor er diese in Anspruch nehmen durfte, mußte er seiner selbst gewisser sein. Wahrscheinlich wirkte bei seinen gegenwärtigen Entschlüssen auch die Sehnsucht nach seinem Garten und den Eisfelder Freunden mit. So verließ Ludwig Weihnachten 1833 das

Digitized by Google

Lyceum und Saalfeld, kehrte nach Eisfeld heim und bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Oheims Christian wieder.

Er hatte inzwischen das zwanzigste Lebensjahr erreicht und war zu einem stattlichen Jüngling gereift; seine Gestalt und sein Gesicht verrieten nichts davon, daß er von Kind auf mit Krankheit gekämpft hatte. Seine Eisfelder Jugendgenossen (Karl Schaller, Christian Ambrunn, Johannes Recknagel) berichten einstimmig, daß er zu dieser Zeit den Eindruck machte, völlig gesund zu sein. Eine hohe schlanke Gestalt, in der Ruhe wie in der Bewegung natürliche Würde und Anmut, ein ovales regelmäßig gebildetes Gesicht mit hoher Stirn, edel geformter Nase, mit lebhaften braunen Augen (die schon jetzt etwas kurzsichtig waren und ihn zum Tragen einer Brille nötigten), das dichteste und schönste braune Haupthaar machten ihn trotz aller Schlichtheit seiner Kleidung und seines Auftretens zu einer gewinnenden Erscheinung. Seine Lebenspläne und seine Lebensführung erschienen der größern Zahl seiner Mitbürger freilich dunkel und unverständlich, aber da man im kleinsten thüringischen Nest an Originale gewöhnt war, auch Ludwig noch immer für den Erben seines wohlhabenden Onkels galt, so beruhigte man sich bei den zunächst gegebenen Verhältnissen und gewöhnte sich, in dem jungen Manne eine Persönlichkeit zu sehen, deren Gegenwart allen angenehm war, und über deren Zukunft man noch gar nicht urteilen konnte. Der Heimkehrende fand die altgewohnten Verhältnisse wesentlich verändert. Während seiner Abwesenheit hatte die junge Haushälterin den dicken Herrn am 1. Juli 1833 mit einem Sohne, der Adolf getauft wurde, beschenkt und war so ziemlich die Gebieterin des Hauses geworden. Onkel Christian freute sich trotz alledem der Rückkehr seines Neffen, verzichtete

Digitized by Google

auf den Anspruch, daß Otto im Kramladen seinen Lebensberuf finden solle und ließ den Musensohn seine eignen Wege einschlagen.

Ludwig dachte in autodidaktischer Weise durch Studium und durch Versuche über Wesen und Wert seines musikalischen Talents ins klare zu kommen. Er verbrachte wiederum viele Tages- und Nachtstunden am Klavier, er spielte beinahe alles durch, was ihm in Klavierauszügen zugänglich war, widmete sich aber zugleich sehr ernsten theoretischen Studien, bei denen ihm sein geliebter Lehrer Morgenroth leider nicht mehr förderlich sein konnte. Dieser war 1833, unmittelbar vor Ludwigs Heimkehr von Saalfeld, als Diakonus und Stadtprediger gestorben. Aber die letzten Ratschläge, die er seinem Schüler erteilt hatte, wirkten nach, und wenn Ludwig noch im Jahre 1839 von Leipzig aus gegen Schaller äußern konnte: „Ich bin nun dahinter gekommen, daß ich im ersten Anfang, da wir zusammen im Garten wohnten, auf dem richtigen Wege war, es wird mir Mühe kosten, aus meiner Verwirrung mich wieder auf den verlassnen guten Weg zu finden," so bezeugte er damit nur, wie tüchtig und einsichtig die musikalischen Unterweisungen und Winke seines ehemaligen Kantors gewesen waren. Die Werke des alten Fr. Wilhelm Marpurg, die „Anfangsgründe der theoretischen Musik," das „Handbuch beim Generalbaß und der Komposition" und die „Abhandlung von der Fuge," die zu dieser Zeit freilich schon für veraltet galten, leisteten doch dem Anfänger vorzügliche Dienste, und Ludwig hoffte auf ein um so gründlicheres Studium derselben, als er für das herannahende Frühjahr 1834 den Entschluß gefaßt hatte, sich ganz in seinem Garten niederzulassen und hier in Gemeinsamkeit mit Karl Schaller, der jetzt Rechnungsrevisorassistent bei der Eisfelder Amtsverwaltung war, ein Leben nach seinem Sinne zu führen.

Digitized by Google

Schon im März des genannten Jahres richteten sich Ludwig und sein getreuer Schaller in dem schönen Gartenhause ein, wohin Ludwig seinen Flügel hatte bringen lassen, und das von den Tagen des Stadtsyndikus her noch mit allen zwei unverwöhnten jungen Männern nötigen Bequemlichkeiten versehen war. Zwischen den Bäumen und Lauben des Gartens, die sich in dem gedachten Jahre rasch begrünten, zwischen den Rasenabhängen und Blumenbeeten ging den Freunden ein Leben auf, das an Rousseaus Jugendidyll in den Gärten der Charmettes, an das Traumleben von Eichendorffs „Taugenichts" erinnert. Als Ludwig manches Jahr später die Bekenntnisse Rousseaus las, schrieb er in sein Tagebuch, er glaube sein eignes Leben an sich vorüber gleiten zu sehen, und mochte vor allem an den Frühling, Sommer und Herbst von 1834 denken. Nach Schallers Erzählung war „die Zeit vom Morgen bis Mittag der Arbeit gewidmet. Ludwig saß in der großen Oberstube des Gartenhauses am Flügel oder Arbeitstisch und komponierte an Opern, die entweder schon vorbereitet waren oder hier erst neu entstanden, während ich mit prosaischen Rechnungsrevisionen beschäftigt war, ohne uns gegenseitig zu stören. Die Mittagsruhe wurde in der Gartenlaube vor dem Hause am laufenden Brunnen oder auf den Stufen am Hauseingange im Beobachten der aus den Steinfugen schlüpfenden, von uns nach und nach gezähmten Eidechsen abgehalten. Der Nachmittag fand uns im gemeinschaftlichen Studium meist klassischer Opern im Klavierauszuge, des Marpurgschen Werkes über die Lehre vom Kontrapunkt und von der Fuge, von Partituren zur Ubung im Instrumentieren, im Klavierspiel und Gesang, die spätre Nachmittags- und Abendzeit oft in einer kleinen auserlesnen Gesellschaft, in und mit der wir in der kleinen Säulenhalle am Hauseingange oder oben in unserm Wohnzimmer

Digitized by Google

musizierten. Männerchor und Streichquartette, Arien, Duette, Terzette und Chöre aus guten Opern mit Streichquartett- oder Klavierbegleitung, auch einzelne Partien aus eben komponierten Opernszenen Ludwigs wurden aufgeführt und probiert. Eine junge mit Ludwig verwandte, von Morgenroth gebildete Sängerin mit bedeutender Sopranstimme, Sophie Fischer (die nachherige Ehegattin Schallers), erfreute an geselligen Abenden durch trefflichen Sologesang. — Mozart war als Opernkomponist unser Liebling. Die Oper im allgemeinen, wie sie damals beschaffen war, der vom guten Wege Glucks und Mozarts abirrende musikalische Geschmack, das Eindringen der neuen italienischen und französischen Musik, ihr nachteiliger Einfluß auf die deutschen Komponisten und das deutsche Publikum, die Vernachlässigung des dramatischen Elements und des Ausdruckes, überhaupt der künstlerischen Wahrheit gab unsern Unterhaltungen vielen Stoff."

Nicht nur für Schaller, der offenbar in diesem schönen und reichen Sommer das Herz seiner Sophie gewann, sondern auch für Ludwig war die Erinnerung an den Aufenthalt im Garten vom goldensten Lichte umwoben. Er empfand damals die tiefe Wahrheit des Rousseauschen Wortes: „Das wahre Glück ist nicht zu beschreiben, man muß es fühlen, und man fühlt es um so besser, je weniger es sich beschreiben läßt, weil es nicht aus einer Anzahl von Thatsachen entspringt, sondern ein bleibender Zustand ist." Und er äußerte wohl später gegen Heydrich und Auerbach, jenes Gartenhausleben sei die glücklichste Zeit seiner Jugend gewesen. Die hoffnungsreiche Arbeit des Sommers 1834 begann mit dem Entwurf einer romantischen Oper „Der Liederkönig," in deren Chöre und Romanzen ein Hauch der träumerischen und wehmütigen Todessehnsucht hineinwehte, die den poetischen Musiker oft mitten im Gefühl der Jugend und Kraft überkam:

Digitized by Google

Wieder sitz ich an der Quelle,
Und ich lausch dem alten Klang,
Tönt mir durch den Laut der Welle
Nie des Schwanes Scheidesang?
Leise dämmerts in den Auen,
Und der Sonne goldner Blick
Aus der tiefen Flut, der blauen,
Giebt sich scheidend ihr zurück.
Stille wird es. Leis und leiser
Tönt — bald schweigt der Vögel Lied —
Und ich Sänger nur, ich greiser
Und ich müder, bin nicht müd!

Der Oper „Liederkönig" schloß sich demnächst der Entwurf einer komischen Oper in drei Aufzügen „Signor Formica" nach E. T. A. Hoffmanns gleichnamiger Novelle an. Ludwigs Gewohnheit scheint es gewesen zu sein, wenn er den Entwurf einer Oper beendet hatte, einzelne Szenen poetisch wie musikalisch auszuführen, und so wird es verständlich, daß jetzt wie später ein Opernplan den andern in den Hintergrund drängte. Ludwigs Stärke war schon zu dieser Zeit das Entwerfen, nicht das Ausführen. Seine starke, unablässig arbeitende Phantasie, vor der Bilder und Gestalten in voller Deutlichkeit standen, eilte seinem Gestaltungsvermögen rastlos voraus, und während er ernsthaft die Zukunft als Musiker vor Augen hatte, regte sich der poetische Antrieb beständig wieder. Lyrische Gedichte, die er teilweise zugleich in Musik setzte, Opernentwürfe, aber auch Entwürfe zu Tragödien ohne Musik beschäftigten ihn neben der Komposition einiger Balladen und dem Gedanken an ein Requiem, mit dem er seinen spezifisch musikalischen Beruf zu erweisen gedachte. Auch der Versuch, „Romeo und Julia" zum Stoff einer Oper zu wählen, fiel nach Schallers Bericht in diesen Sommer. Wahrscheinlich gehörten Bellinis „Montecchi und Capuletti," die sich eben damals in

Digitized by Google

Deutschland zu verbreiten anfingen, zu den Opern, die Ludwig im Hoftheater zu Koburg hörte, wohin er mit Schaller jetzt wie später Ausflüge, meist erfrischende Fußwanderungen, unternahm, um sich lebendige theatralische Anschauungen und die Eindrücke eines vollen Orchesters zu verschaffen, die er in Eisfeld nicht haben konnte.

Sonst vermißte der strebende und ringende Künstler während dieser glücklichen Zeit in seinem Heimatstädtchen und dessen Wald- und Bergumgebungen zunächst nichts. Er war vielmehr von den Eindrücken seiner nächsten Umgebung neben den frohgeselligen Verhältnissen, die sich unter dem Zauber gemeinsamer Musikübung, frischen Musikgenusses um ihn bildeten, befriedigt und entzückt. So jugendlich heiter er sich dieser Geselligkeit hingab, so verleugnete er doch schon jetzt nicht den ererbten, tief in seinem Blut liegenden, mit seinen besten Eigenschaften fest verknüpften Zug zur Einsamkeit. Denn tiefer als einer seiner Freunde lebte er sich mit der Natur ein, die ihm von Kindheit an vertraut war, und die ihm jetzt als Nährerin seiner innern Beglückungen, als stille Besänftigerin seelischer Kämpfe und Wallungen, als nie versagende Gesundheitsspenderin bei mancherlei krankhaften Anwandlungen täglich unentbehrlicher ward. Wenn Schaller erzählt: „Jede schöne Landschaft konnte Ludwig bis zur Ekstase begeistern, besonders liebte er den lieblich gemischten Laub- und Tannenwald des sogenannten Eichholzes und die düster ernste Vorgebirgskette des Thüringerwaldes im Nordosten Eisfelds mit ihren tiefblauen Konturen und den herrlichen Fernsichten in die Thüringer Thäler und Orte. Er jauchzte oft laut auf, als wir sie gemeinsam durchwanderten," so tritt uns aus Ludwigs eignen Worten entgegen, daß sein Naturbedürfnis und Naturempfinden nicht an die Lust jugendfroher Wandertage gebunden

Digitized by Google

war: „Es ist seltsam, daß die Natur für mich personifiziert ist, daß ich nicht nur in ihr lebe, sondern wie ein Mensch mit dem andern, Gedanken austauschend, nicht bloß empfangend, und Gefühle, und zwar so, daß mir einzelne Plätze förmlich zum Individuum werden, abgeschieden von den andern und sozusagen wandelnd im Bewußtsein, sodaß ich nicht allein fühle, daß sie Wirkung auf mich machen, sondern mir ist, als ob ich auch auf sie wirke und die Gestalt, wie sie mir erscheinen, die Spuren dieser Wirkung zeige."

Otto Ludwig empfand damals den geheimen Zauber solcher Naturseligkeit und jeden Reiz des träumerisch einsamen wie des künstlerisch geselligen Lebens in seinem Garten um so unbefangner, als er bei seinen Studien und Arbeiten Tag für Tag Fortschritte machte und mit schwungreicher Phantasie die Hindernisse überflog, die zwischen seinem ernsten Wollen und der Vollendung und Wirkung seiner künstlerischen Arbeiten noch lagen. Ein gütiges Geschick gewährte ihm für den Augenblick alles, was andre Kunstjünger in größern Verhältnissen vielfach vergeblich ersehnten. Er hatte an Karl Schaller den Freund, der „in jener Zeit der geschickteste Geburtshelfer und Pädagog seines Geistes, zugleich sein Publikum und Kritiker war," er lebte in zwanglosen, behaglichem Verkehr mit einigen jungen Männern seines Alters, unter denen ihm J. Burkhardt, der nachmals berühmte und ausgezeichnete Glasmaler, ferner der Bergbeamte im Blaufarbenwerk Sophienau, ein geborner Badenser, Merlet, einige Schul- und Spielgenossen, wie die Gebrüder Johannes und August Recknagel näher standen. Der „dicke Herr" ließ zu der Zeit nicht nur den Neffen sein wunderliches Wesen treiben, sondern setzte auf dies Wesen einige frohe Hoffnungen, die ihm in seinen unerquicklichen häuslichen Zuständen wohl zu gönnen waren. Lud-

Digitized by Google

wig war während des Aufenthalts in seinem Garten und Gartenhause dem Schauspiel, das in dem Hause des Onkels aufgeführt wurde, ferner gerückt gewesen; als er im Spätherbst des Jahres wieder in die Stadt zog und sein Winterstübchen einrichtete, traten ihm auch die Mißverhältnisse, in die sich der Onkel begeben hatte, wieder vor die Augen und zogen ihn aus seinen Künstlerträumen in eine schlimme Wirklichkeit.

Obschon es Abrede zwischen Onkel und Neffen war, daß dieser sich seiner musikalischen und allgemeinen Ausbildung hingeben und zu keinem Ladendienst verpflichtet sein sollte, so bewirkten doch Gewohnheit und augenblickliches Bedürfnis, auch mancherlei Rückfälle in seine ursprünglichen Anschauungen, denen Onkel Christian ausgesetzt war, daß Ludwigs kaufmännische Thätigkeit in den Jahren zwischen 1835 und 1838 gelegentlich fortgesetzt wurde. Ludwig selbst fand nichts dabei, dem Oheim und seinem Ladendiener Beistand zu leisten, wenn es notwendig erschien, er wußte schon dafür zu sorgen, daß seinen eigentlichen Beschäftigungen nicht zu viel Abbruch geschah. Auch wäre in der Enge und bei der unbefangnen Natürlichkeit der kleinstädtischen Verhältnisse wenig dagegen einzuwenden gewesen, wenn der Kunstjünger nicht durch diese gelegentlichen Hilfsleistungen immer wieder falsche Ansprüche seiner Mitbürger erweckt hätte. Der dicke Herr aber wurde fortgesetzt von der Wohlmeinung der Lebensklugen geplagt, die ihm zu bedenken gaben, ob er seinen Neffen geradewegs zum Tagediebe erziehen wolle. Zum Mundstück dieser Art öffentlicher Meinung machte sich neben andern auch die vielberufne Haushälterin Elisabeth Heinlein, die ihre Gewalt über den schwachen und frauensüchtigen Hausherrn je länger um so stärker zu mißbrauchen begann. Ludwig kümmerte sich wenig darum, was die ungebildete und klatschsüchtige Person über ihn dachte und sprach, aber er war ernstlich um

Digitized by Google

das Glück und Lebensbehagen des Oheims besorgt, der den leidenschaftlichen Szenen, die ihm seine Hausgenossin spielte, in keiner Weise gewachsen war. Sie hatte sich in dem ihr ungewohnten reichlichen Leben im Hause Ottos dem Trunke ergeben und gefiel sich in leidenschaftlichen Zornausbrüchen gegen ihren Brotherrn. Der alternde Lebemann, der nicht mehr wagte und auch kein Recht mehr hatte die wilde Lisbeth zu ihrer Familie heimzuschicken, flüchtete vor solchen Stürmen in das Zimmer seines Neffen oder auch wohl in dessen Garten, den Ludwig im September 1843 nach dem Tode des Onkels in einem Briefe an Ambrunn „den Ort, wo der dicke Herr noch eine Freistatt fand vor ihr," nannte. Daß diese häuslichen Kämpfe, in denen Ludwig „zuerst die Leidenschaft in ihren versteckteſten und furchtbarsten Regungen studierte," eine Schule für den künftigen Dichter wurden, konnte der Musiker, der im Augenblick nur ihre grellen Disharmonien fühlte, nicht ahnen. Aber unter den traurigen Eindrücken dieser Erlebnisse regte sich in der Seele des Jünglings ein tiefes, warmes Mitleid für den geplagten Mann, in dem er eine ursprünglich gute, ja ungewöhnliche Natur beklagte, die durch Mangel an Ausbildung und kleinstädtisches Genußbehagen verkümmert war.

Im vielbewegten Jahr 1834 sah Ludwigs Vaterstadt die ersten Auswanderer nach Amerika ziehen, zu denen auch einige Personen aus Ludwigs engerem Lebenskreise gehörten. Eins seiner ältesten erhaltnen Gedichte (das nachmals im „Kometen," Jahrgang 1840, gedruckt wurde), das „Lied der Auswandrer":

Ade, ihr Lieben, und nun macht
Das Scheiden mir nicht schwer,
Ade, ihr freund mir und bekannt,
Such mir ein neues Vaterland
Da drüben überm Meer.

Digitized by Google

Gehts übers Meer, da fühlt man erſt,
Wie feſt die Heimat hält,
Da greift es hin durch Mark und Bein,
Die Hände her — laßts Weinen ſein,
Es geht nicht aus der Welt!

Seid ohne Sorgen, kehrt euch nicht
An Ängſten und an Spott.
Auch über fernem Berg und Thal
Iſt blauer Himmel allzumal,
Und überm Himmel Gott!

zeigt den Eindruck dieſes Ereigniſſes auf den jungen Mann, dem bei dieſer Gelegenheit der Gedanke kommen konnte, daß er für ſeine von allem Gewohnten abweichende Entwicklung, ſein Streben einen neuen Boden jenſeits des Meeres ſuchen müßte, während er doch fühlte, daß er unlösliche Wurzeln im Leben der Heimat habe. Zum Glück blieben es auch in ſpätrer Zeit vorübergehende Träume, die ihm vorgaukelten, daß er vielleicht unter dem neuen Volke ein neues Theater gründen könnte. Denn Ludwig beſaß keine einzige der Eigenſchaften, die in Amerika galten und Erfolg verbürgten.

Auch während der Jahre 1835 bis 1838 lebte er fortgeſetzt in Eisfeld, zumeiſt im Hauſe ſeines Onkels, im Sommer und Herbſt oft wochenlang in ſeinem Gartenhaus wohnend, und fuhr fort, teils ſeiner muſikaliſchen und ſeiner allgemeinen Ausbildung obzuliegen, teils in immer erneuten ſchöpferiſchen Verſuchen einen künſtleriſchen Weg und ein bleibendes Zeugnis ſeiner raſtlos arbeitenden Phantaſie zu ſuchen. Während die äußern Verhältniſſe um ihn her gleich blieben, vollzog ſich in ſeinem innerm Leben eine von Jahr zu Jahr wachſende Veränderung. Hatte ſich ſchon der Knabe und der reifende Jüngling von den ihn umgebenden Menſchen durch die Macht ſeiner Anlagen, die Tiefe

Digitized by Google

seines geistigen Lebens, den unabläſſigen Drang zur Kunſt unterſchieden, ſo trug er jetzt Ideale und Forderungen an ſich ſelbſt in der Seele, für die den Kleinſtädtern, mit denen er lebte (den einzigen Schaller vielleicht ausgenommen), jeder Maßſtab gebrach. Dabei war er in urwüchſiger Heimatliebe, in warmer Anhänglichkeit an die gewohnte Enge (die ihm zur Weite ward, indem er ſie vertiefte) noch weit davon entfernt, ſich hinwegzuwünſchen, und ſuchte, wenn ihm das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem Weſen und dem der andern Eisfelder zum Bewußtſein kam, in rührender Beſcheidenheit die Schuld bei ſich ſelbſt. Wenn er im Februar 1837 in ſein Tagebuch einzeichnete: „Beſchloſſen, den Humor einigermaßen abzulegen. Man wird durch ihn verbittert, allen Lebensverhältniſſen entfremdet und dem Leben ſelbſt, und es ſind, wie ich ahne, gerade die unanſcheinlichſten (unſcheinbarſten), in welchen die meiſte wahre Poeſie liegt," ſo konnte freilich im Ernſt nicht davon die Rede ſein, ſich einer der Göttergaben zu entäußern, die ihm verliehen waren, aber ſchon der Vorſatz läßt erkennen, wie ernſt es dem jungen Ludwig darum zu thun war, das menſchliche Verhältnis zu ſeinen Heimatgenoſſen nicht zu trüben. Die Behauptung, daß er „apart erſcheine und apart ſein wolle," traf ihn noch wie ein Vorwurf, und er ſtrebte redlich ſeinen geiſtigen Gewinn dem Behagen ſeiner Landsleute dienſtbar zu machen. Schallers Wort: „Er war der beſcheidenſte Menſch, von tiefem Gemüt und feinem Gefühl, das ſich bei irgend einer Verletzung nicht nach außen Luft machte, ſondern wie eine Schnecke in ihr Haus ſich nach innen zurückzog und vom Verletzenden kühl abwandte," galt für dieſe wie für ſpätre Jahre. Doch fanden in der Zeit der taſtenden und ringenden Selbſtbildung und der unſichern äußern Lage ſolche Verletzungen eben häufiger ſtatt, als in ſpäteren Tagen.

Die Entbehrungen, die Eisfeld ihm auf muſika-

Digitized by Google

lischem Gebiet auferlegte, wurden von Otto Ludwig und der kleinen Freundesgruppe, die er in seine künstlerischen Interessen hineingezogen hatte, lebhaft genug empfunden. „Nach Beethovens Werken, insbesondre nach seinen Symphonien, die wir damals nur vom Hörensagen oder aus auswärtigen Relationen kannten, sagt Schaller und die wir unter den uns umgebenden kleinen Verhältnissen nicht selbst hören konnten, trugen wir eine tiefe Sehnsucht, die uns erst viel später außerhalb der Heimat gestillt werden sollte. Öfters machten wir kleine Fußreisen nach Hildburghausen zu Konzerten, nach Koburg zu dergleichen und zum Besuch von Opern, ja sogar, da in Koburg zu dieser Zeit klassische Opern nicht gegeben wurden, eine größre im Winter nach dem zehn Stunden entfernten Meiningen, um den längst vorher im Klavierauszug studierten »Don Juan« Mozarts, die Lieblingsoper Ludwigs, hören zu können." Der Eindruck solcher Kunstgenüsse bestärkte den Strebenden in seiner besondern Leidenschaft für die Oper. Er komponierte zu dieser Zeit wohl einzelne Lieder, Balladen, begann auch ein Requiem und eine Hymne auszuführen, aber seine Hauptthätigkeit galt den früher geplanten und neu entworfnen Opern, für deren Durchführung und Vollendung ihm die Leichtigkeit verhängnisvoll ward, mit der ihm stets neue Handlungen und Gestalten zuströmten. Von den Plänen des Jahres 1834 beschäftigte ihn der zur Oper „Signor Formica" noch längre Zeit, im Jahre 1837 verzeichnete er die Komposition einiger neuen und die Umarbeitung mehrerer ältern Nummern dieser Oper, macht sich aber auch in den Tagebuchaufzeichnungen des gleichen Jahres das Eingeständnis, daß er des romantischen Stoffes wie seiner Musik zu demselben herzlich müde sei und nur durch Gründe, die mit seinem persönlichen Leben zusammenhingen, davon festgehalten werde. „Auf die Dauer ist die komische Oper nicht für mich. Er wird

Digitized by Google

auch vorübergehen, dieser gar zu süße Kelch, diese obergärig ordinäre Musik." Wie es scheint, hatte sich Ludwig in der Komposition dieses Werkes der herrschenden französischen und italienischen Spieloper so viel angenähert, als ihm immer möglich war, um sich schließlich doch zu überzeugen, daß niemand über seinen Schatten springen kann. Schon im August 1836 hatte er die Dichtung zu einer neuen großen romantischen Oper, „Der goldne Schlüssel," nach einem orientalischen Märchen beendet, in den nächsten Jahren entwarf er drei weitre romantische Opern: „Lorelei," „Frau Diana" und „Zuma," zwei zweiaktige Opern „Amasis und Tentyra," „Spanische Nacht," eine einaktige Oper „Die Fischerin," die sämtlich kaum über die Entwürfe, jedenfalls nicht über die Anfänge hinaus gediehen.

Dem Grübler und Selbstquäler, der Ludwig auch in diesen Jugendtagen zu Zeiten war, hätte der Umstand auffallen sollen, daß die durch jede Lektüre, jede einsame Stunde in seinem Garten neuangeregte Einbildungskraft und Gestaltungslust sich entschieden nicht in den Kreis der bevorzugten Musik bannen ließ. Er sagte sich wieder und wieder, daß auf dem eingeschlagenen Wege nur der Musiker zum Ziele gelangen, und daß er in Eisfeld allenfalls nur eine seinen besondern Zwecken gemäße musikalische Ausbildung gewinnen könnte. Er wollte ausschließlich Musiker sein und vermochte es nicht. Das poetische Talent, das er sich in Saalfeld abgesprochen hatte, regte sich stets aufs neue und ließ sich nicht an die Operndichtung binden. Seine gegenwärtigen Ideale und seine vorwiegende Beschäftigung ließen den Gedanken eines großen Gedichts „Cäcilie" oder „Polyhymnia" entstehen, das „eine Theodicee der Musik" sein und werden sollte! „Entstehung der Musik, Fortbildung bis zum Silberblick Mozart-Beethoven, ihre Wirkung auf den Menschen; Tanzmusik, Kriegsmusik, Kirchenmusik, Choral, Ora-

Digitized by Google

torium, Symphonie, Oper, Schiffergesänge u. s. w." Offenbar hatte Ludwig zur Zeit, als er sich mit diesem Plane trug, sich an Schillers Künstlern erbaut und begeistert; im erhaltnen Eingang des Gedichtes schilderte der poetische Musiker, wie die Natur unter Helios Tritten sich mit Formen und Farben schmückt, aber nur dem Auge wohlthut.

Lautlos träg im toten Zwange
Herrschte in des Lebens Gange
Der Bewegung kalt Gesetz,
Noch nicht schlang des Rhythmus Schöne,
Nicht der goldne Fluß der Töne
Hold darum sein zaubrisch Netz.

Auch die weitere Ausführung dieses Gedichtes unterblieb, ebenso wie die des großen Romanzencyklus „Octavian" und des nordischen Heldenepos „Svanhildur," weil ihm seine musikalischen Pläne wichtiger und aussichtsreicher vorkamen. Aber neben den Opernplänen drängten sich Handlungen und Bilder vor sein inneres Auge, die nur in andern dramatischen Formen belebt werden konnten. Die Geschichten der schönen Baderstochter Agnes Bernauer, des Engels von Augsburg, und die des Burgunderherzogs Karls des Kühnen, der umsonst im treuen Eckart den Warner zur Seite hat, wollten aus seiner Phantasie nicht weichen, eine mit Zaghaftigkeit wunderlich gepaarte Zuversicht, daß die wechselnden Gesichte, die er im farbigen Nebel sah, Gestalt gewinnen würden, lockte ihn immer aufs neue zur dramatischen Poesie. Zwar beweisen seine Aufzeichnungen, daß er auch für diese rein poetischen Pläne hier ein Lied, dort ein Melodrama in Aussicht nahm, doch waren das nur lose Fäden, die die beunruhigend rege poetische Bildkraft noch an seinen gegenwärtigen einmal erwählten Beruf knüpfen sollten.

Gegen den Ausgang des Jahres 1836 wurde in Eisfeld ein Liebhabertheater ins Leben gerufen, das

Digitized by Google

von Haus aus wohl kaum höhere Ziele hatte, als ähnliche Gründungen in andern kleinen Städten. Die Luſt an theatraliſchen Darſtellungen war hier um ſo friſcher geblieben, als ſie nur von Zeit zu Zeit durch wandernde Schauſpielertruppen Befriedigung gefunden hatte. Nach den Berichten über Otto Ludwigs Knabenzeit und ſeine erſten theatraliſchen Eindrücke darf man annehmen, daß in den zwanziger Jahren unter dieſen Wanderbühnen ein paar beſſere ſich befunden hatten. Später aber hatten ſich die dargebotenen Kunſtgenüſſe ſo wenig befriedigend gezeigt, daß den kunſtſinnigen und beweglichern Kreiſen des Städtchens der Gedanke nahe lag, man könnte es ſelbſt beſſer machen. Die Jugend Eisfelds und der Umgebung ſchloß ſich mit Eifer zu dem Unternehmen zuſammen, Luſtſpiele und Singſpiele aufzuführen; in dem Saale des Schützenhofes, der allen allgemeinen Vergnügungen diente, ſchlug man ein kleines aber hübſches und zweckmäßiges Theater auf und unter den freiwilligen Darſtellern entfalteten ſich bald wirkliche Talente. Durch Ludwigs Teilnahme und Eingreifen bekam das Ganze einen höhern Schwung und eigentümlichen Charakter, ſeine „Anſtellung als Theaterdichter und Kapellmeiſter, die er um ſo leichter erhielt, als er ſie ſelber zu vergeben hatte," machten ihn bald zur Seele des Ganzen. Hatte bei Gründung des Streichquartetts, des Männergeſangsquartetts, den frühern Chorübungen Schaller die erſte Hand angelegt, ſo war diesmal, wo etwas Rechtes und die Möglichkeit, die eignen Fähigkeiten zu erproben, in Ausſicht ſtand, Ludwig die bewegende Kraft, ſchon bei den Vorbereitungen und Proben, und empfing von der Exiſtenz der Liebhaberbühne eine kräftige Anregung zur endlichen Ausgeſtaltung eines ſeiner zahlreichen Opernpläne. Seit dem Herbſt 1836 arbeitete er an einer Oper „Die Geſchwiſter," deren einfache Anlage und Szenerie ihm den Gedanken

Digitized by Google

nahe legte, sie mit den Kräften und Mitteln, die ihm jetzt zu Gebote standen, zur Aufführung zu bringen. In der That führte Ludwig im Winter von 1836 zu 1837 die dreiaktige Oper, oder besser das dreiaktige Liederspiel, dessen Schauplatz Tirol, und zwar das Tirol des Jahres 1810, das besiegte, nach der vergeblichen Erhebung wieder in die Hände der Franzosen gefallne Tirol war, vollständig aus. Die einfache Handlung entbehrte nicht einer gewissen dramatischen Spannung, und die eingeflochtenen Lieder, Duette und Chöre wuchsen aus der Erfindung natürlicher hervor, als im landläufigen Operntext jener Zeit üblich war. Das ganze Werk selbst fand der Dichter „ein bißchen zu pathetisch und zu altklug," meinte aber, da ihm die Vollendung und Abrundung leidlich gelinge und die Musik wirklich Wohlklang und Leben habe, für seine nächste Entwicklung die besten Erwartungen hegen zu dürfen. Die Einstudierung der „Geschwister" brachte ihn in lebendige Berührung mit einer größern Anzahl von Menschen; unter dem 7. Februar 1837 rühmte er von sich selbst: „Bin jetzt ein vergnügter Mensch voller Hoffnung und Lust zum Werke." Bei der Zusammenstellung eines Chores und eines Orchesters kam dem Komponisten und Dirigenten die angeborne Sangeslust, die alte und allgemeine thüringische Musikliebe entgegen und zu Hilfe, binnen wenig mehr als einer Woche war namentlich ein ganz stattliches Orchester beisammen, in dem neben den Stadtmusikanten kunstbeflissene und eifrige Dilettanten saßen. Wo zwei Meilen im Umkreise ein Geiger, Cellist oder Flötist lebte, da wurde angepocht, und was für eine andre beliebige Theateraufführung der Eisfelder unerreichbar gewesen wäre, das geschah dem eignen noch nie aufgeführten Werke des jungen künstlerischen Landsmannes zuliebe. Da waren nach Friedrich Hofmanns Erzählung, die auf Eisfelder Erinnerungen fußte: „Förster, die das Waldhorn, Doktoren,

Digitized by Google

die die Trompete, Maler, die die Flöte, Lehrer, die andre Instrumente blasen, die Violine ist mächtig besetzt, das Cello handhabt der alte Pfarrer von Stelzen meisterhaft, an jedem Pulte stehen neben den Musikern von Profession Freiwillige, die für ihr Instrument ihren Mann stellen, bis zu den Pauken, die ein langer Amtschirurg bearbeitet, der allemal behauptet »Die Stimm ist net richtig,« wenn er falsch eingefallen ist." (Gartenlaube 1865, Nr. 19.) Schon von der ersten Leseprobe an, die er am 12. März abhielt, demselben Tage, an dem er das letzte Musikstück für sein Liederspiel niederschrieb, erfreute sich der Poet wie der Komponist am Enthusiasmus der Mitwirkenden und am 27. März bemerkt er nach der zweiten Musikprobe: „Der Enthusiasmus der Darsteller und Musiker scheint mich diesmal frei machen zu wollen von meinem gewöhnlichen Ekel an meinen eignen Werken, wenn sie einmal fertig sind." Die Proben gaben ihm die willkommne Gewißheit, daß sein Ohr und sein Auge der Leitung theatralisch-musikalischer Werke gewachsen waren. Die erste Aufführung am Montag den 3. April, der am Sonntag den 9. April eine Wiederholung folgte, „der vielen wegen, die bei der ersten Darstellung den Saal schon geschlossen gefunden hatten," ward zu einem Ereignis für die Kleinstadt am Thüringerwalde, einer Begebenheit, deren Gedächtnis sich durch Jahrzehnte erhielt. Die Aufnahme, an der landsmannschaftliche und lokale Teilnahme für den Künstler, frische Empfänglichkeit für alles Lebendige und Bewegte und ein gesunder Instinkt für echtes Talent gleichmäßigen Anteil hatten, war eine freudige, und der Erfolg steigerte sich bei der zweiten Aufführung. Ludwig bemerkt in seinem Tagebuch, daß alles besser gegangen wäre, als er erwartet hätte, fügt bedeutsam hinzu: „Es war hohe Zeit!", und jauchzte am 13. April auf: „O was ist das ein ander Leben jetzt; alle Kräfte fangen

Digitized by Google

wieder an sich zu regen, es wird wieder Frühling in mir!"

Man fühlt aus den kargen Aufzeichnungen, die er sich selbst und den eignen Stimmungen gönnte, wie wohl ihm die bescheidne erste Wirkung that, die seinem Schaffen zu teil geworden war. Und dies Gefühl ist nur zu erklärlich. Aller tapfre Mut, den sich der Autodidakt in frühern Lebenskämpfen erworben hatte, alles sinnende Phlegma, das ihm neben der rastlos arbeitenden Einbildungskraft angeboren war, hatte ihm das Bewußtsein nicht übertäuben können, daß seine Lage und Zukunft wunderlich ungewiß seien. So gleichgiltig ihm die hausbackne Weisheit seiner Heimatgenossen auch immer erschienen war, in bösen Stunden war sie ihm doch ins Ohr geklungen, hatte Grillen geweckt und ihn seufzen lassen: „Dies (das Grillenfangen) ist halt doch das Handwerk, das ich am besten verstehe." Er vergaß in der grünen Einsamkeit des geliebten Gartens die Sorgen, aber er überwand sie nicht. Denn alle Versuche, dem, was er geschaffen und entworfen hatte, äußere Wirkung zu geben, sich brieflich mit namhaftern Musikern in Verbindung zu setzen, für Lieder, Romanzen und Erstlingskompositionen Verleger zu finden, hatten sich bisher vergeblich gezeigt. So riefen denn die Darstellungen des Singspiels „Die Geschwister" und das Echo, das sie in den nächsten Kreisen weckten, neuen Lebensmut und die Zuversicht, daß er auf dem rechten Wege wäre, in Ludwigs Seele hervor.

Es war freilich auch jetzt dafür gesorgt, daß die Bäume nicht stracks in den Himmel wuchsen. Gerade in den Tagen, wo ihn die Einstudierung seines Werkes erfreute, erfuhr er, daß Schaller nach Wasungen versetzt werde („gehen müsse," sagte der heimatfrohe Eisfelder), wo ihm eine bessere Stellung und die Möglichkeit, seinen eignen Herd durch die Verbindung mit Sophie Fischer begründen zu können, in Aussicht stand. Das Glück

Digitized by Google

des Freundes brachte ihm die eigne Entbehrung stärker zum Bewußtsein, mancherlei persönliche Erfahrungen, die er eben damals machte, erpreßten ihm den Stoßseufzer: „Da die Ursache die mich hier fest hielt, erledigt ist, will ich fort. Es wird mir jeder Tag hier zur Last.“

Doch die Vorsätze, Eisfeld den Rücken zu kehren, waren keineswegs rasch und leicht ausführbar. Selbst nach dem Beweis von Kraft, den der Neffe mit dem vollendeten und aufgeführten Liederspiel gegeben hatte, zögerte der Onkel, ihn bei irgend einem Vorhaben zu unterstützen, das man in Eisfeld ein Abenteuer gescholten haben würde. Ludwig erwog damals die Möglichkeit einer Übersiedlung nach Berlin, Dresden oder München, wo er überall eine blühende Oper vorhanden wußte, und wo er auf schnellere Förderung seines Talents hoffte. Aber der Oheim wie dessen welterfahrne Eisfelder und Hildburghäuser Freunde (unter den letztern stand der Bauinspektor Johann Georg Buck, „Papa Buck,“ in erster Reihe) waren der Meinung, daß erst die Aufführung eines größern Werkes an einer größern Bühne gesichert sein müßte, ehe ein so gewagter Schritt unternommen werde. Der arme Kunstjünger fand nur zu reichlich den guten Rat, den das Laientum, das von Kunstdingen und künstlerischen Notwendigkeiten nicht den leisesten Begriff hat, immer äußerst freigebig zu erteilen pflegt. Er befolgte ihn nach Kräften, Textbuch und Partitur der „Geschwister“ wanderten zu verschiednen berühmt gewordenen musikalischen Landsleuten, so zu dem damaligen ersten Cellisten der Dresdner Kapelle Justus Johann Friedrich Dotzauer, der aus Häselrieth bei Hildburghausen stammte, aber der Heimat schon seit manchem Jahrzehnt entfremdet keine Teilnahme für das dort entstandne Werk an den Tag legte. Auch von München, Frankfurt und Leipzig kamen die Manuskriptsendungen Ludwigs zurück, oft

Digitized by Google

uneröffnet, hie und da von ein paar nichtssagenden Worten begleitet. Nirgend wollte sich eine tröstliche und kräftigende Aussicht aufthun.

Daß Ludwig solchen Rückschlägen zum Trotz auf dem betretnen Wege bei seinen Studien und Arbeiten ausharrte, zeigte wie tief seine Natur, wie ernst und echt sein innerer Drang waren. Und die Gewichte, die sich an jeden freien Aufschwung hängten, wurden im Verlauf der Jahre schwerer: der Strebende hatte das fünfundzwanzigste Lebensjahr erfüllt, ohne bis jetzt eine bessere Bürgschaft für seine Zukunft zu haben, als die rastlos arbeitende künstlerische Phantasie und die Gewißheit, daß seine durch Musikübung und Lektüre geförderte, in unablässigen Versuchen eignen Schaffens vertiefte Bildung täglich wachse. Es ist erstaunlich, dieses Wachsen selbst in den sprungweis und lückenhaft geführten Tagebüchern Otto Ludwigs wahrzunehmen, und wiederum ergreifend, der tapfern Resignation zu begegnen, mit der der so rastlos Strebende zunächst auf alle Preise des Lebens verzichtete. Am 17. Februar 1838 gestand er sich: „Der Mensch hat ungeheuer viel zu verlieren, das merkt er erst, wenn es verloren ist. O daß eine Zeit kommen kann, wo man sich selbst nach begangnen Narrheiten sehnen kann. Wir aber wollen suchen, uns immer mehr in uns zurückzuziehen, unser übriggebliebenes inneres Eigentum haushälterischer zu wahren, als bis jetzt; bis, was hoffentlich bald geschieht, eine Pfarrei in der Milchstraße vakant wird für uns, oder sei es nur ein Sternwinkelchen, drin aber ein Herz, was die Erde nicht für uns hatte."

Und doch erschien ihm diese so oft quälende Lage wenige Jahre später in Leipzig unter dem Druck fremdartiger, seiner ursprünglichen wie seiner anerzognen Natur widerstrebender Verhältnisse in einem verklärten Lichte. In der That gab es auch jetzt noch eine Seite seines

Digitized by Google

Lebens, die sich kein junger Künstler schöner hätte träumen können. Die köstliche Einsamkeit seines Gartens, unberührt vom Staube des Marktes und des Tages, die stille Arbeit und der schaffende Traum zwischen dem ersten und dem letzten Grün, die Beschäftigung mit seinen Bäumen und Blumen waren für Ludwig ebensoviele beständig fließende Quellen der Erfrischung und Erquickung. Die tiefe Natur des Dichters empfand mitten unter den Mißlichkeiten und Entbehrungen, die ihm auferlegt waren, den ganzen Segen seines freien, anspruchslosen Daseins auf dem ererbten väterlichen Grunde. Und die eigentümliche Wärme und Treue seines Wesens gewann trotz allem, was ihn von den Eisfelder Menschen und Zuständen innerlich schied, ihnen immer wieder die besten Seiten, Nahrung für Gemüt und Phantasie ab. Der eigentliche Herzensfreund Karl Schaller siedelte, nachdem er in Eisfeld Hochzeit gehalten hatte, Anfang 1838 nach Wasungen über. Die alten „Gevattern," wie sie sich scherzweise ansprachen, unterhielten nun einen Briefwechsel, aus dessen ersten Blättern hervorleuchtet, wie sehr Ludwig den getreuen Kameraden vermißte. „Langweilig ist dirs, langweilig jetzt in Eisfeld über alle Beschreibung," rief er ihm im Oktober 1838 zu, und diese Stoßseufzer wiederholten sich, obschon Ludwig mit Burkhardt, Merlet und andern fast täglich zum Nachmittagstrunk zusammenkam, auch gelegentlich einen echt thüringischen Ausflug zum Vogelschießen nach Hildburghausen oder Schalkau um so weniger verschmähte, als der dicke Herr zu dergleichen immer bereit war.

Das Verhältnis zum Oheim hatte in dieser Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren. Herzliche Freundschaft verband jetzt den alternden Herrn und den zur Männlichkeit gereiften Neffen. Immer stärker war in Otto Ludwigs Seele das Gefühl des Mitleids mit der ursprünglich vortrefflichen aber im kleinlichen

Digitized by Google

Wohlleben erschlafften Natur Onkel Christians, und die Teilnahme für dessen häusliche Qualen geworden. Der dicke Herr hatte den schweren Schritt gethan, um seines Sohnes Adolf willen Elisabeth Heinlein zur Frau zu nehmen. Er hatte damit den letzten Rest häuslichen Behagens geopfert, denn seit die frühere Wirtschafterin sich Madame Otto nennen lassen konnte, verschärften und verschlimmerten sich die unliebenswürdigen Eigenschaften bei ihr nur noch, die schon geschildert wurden; und des Neffens Aufgabe war geworden, in den unseligen Wirren des Ottoschen Hauses vermittelnd einzutreten, die leidenschaftlichen Szenen, die sich innerhalb der Familie abspielten, einigermaßen auszugleichen, und vor allem den jungen Sohn des Onkels, „Meister Adolf," wie er in Ludwigs Briefen heißt, vor Zornausbrüchen der eignen Mutter zu bewahren und ihn etwas erziehen zu helfen. Bei der Erinnerung an diese jahrelangen traurigen Erlebnisse durfte Ludwig wohl sagen, daß seine Geschichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgesetzter Kursus in der angewandten Psychologie und Pathologie gewesen sei. Er hatte so tieferschütternde Eindrücke empfangen, daß er sie nur mit aller Kraft und Tapferkeit der Jugend überwinden konnte. Die Zärtlichkeit, die er für das unter so unglücklichen Umständen heranwachsende Kind hegte, hatte ihre Wurzel in der Liebe zu dem unglücklichen und nun auch von Krankheit gequälten Bruder seiner Mutter. Auch um seinetwillen, um ihm Freude zu machen, wünschte er jetzt lebhaft einen Erfolg seiner künstlerischen Bestrebungen, mit unglaublicher Geduld suchte er den empfänglichen, aber oberflächlichen Onkel in seine tiefern Anschauungen von der Kunst hineinzuziehen, und fügte sich doch wieder mit gutmütiger Nachgiebigkeit in die Lieblingsneigungen des Alten. Aus einzelnen brieflichen Äußerungen Ludwigs steigen wunderliche Genrebilder auf: der jugendliche Neffe am Flügel sitzend und unermüdlich

Digitized by Google

Walzer trommelnd, während der dicke Herr mit zum Besuch gekommnen Mädchen tanzt, oder eine Fahrt nach Hildburghausen zum „Fra Diavolo," den eine Wandertruppe aufführt, und der den Oheim entzückt, während Ludwig an Schaller berichtet, daß er „eine gänzlich besoffne Oper gehört; Schauspieler, Maschinenmeister, Regisseur, Orchester und Komposition — alles war besoffen," aber der Nachklang zu dem allem war doch immer wieder die Wehmut über „die reichen Anlagen zu Ruhm und Glück, die hier so jammervoll teils unausgebildet geblieben, teils zu ihrem Gegenteil umgeschlagen sind."

Auf Tage und Wochen übte die Beteiligung an dem Eisfelder Liebhabertheater eine erfrischende und zerstreuende Wirkung aus. Nach dem Erfolg des Liederspiels „Die Geschwister" glaubte Ludwig seinen Darstellern wie seinem Orchester auch eine größre Aufgabe stellen zu dürfen. Er dichtete und komponierte 1838 eine neue Oper: „Die Köhlerin," die wiederum zuerst mit den heimischen Kräften in Szene gesetzt werden sollte, für die aber Ludwig auch eine nachfolgende Aufführung auf dem Meininger Hoftheater und größern Bühnen sicher ins Auge faßte. Der erste Entwurf zur Dichtung wurde Ostern 1838 ins Tagebuch eingetragen, die Ausführung schritt während des Sommers rasch vorwärts, obschon sich auch jetzt wieder die mächtigern Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer" zwischen die leichtern und beweglichern Figuren der neuen Oper drängten. Diese sollte in zwei Akten und vierundzwanzig „Nummern" „effektvolle, in den dramatischen Gang eingreifende Ensembles" erhalten, und die Dichtung arbeitete diesen musikalischen Absichten trefflich vor. Es handelte sich um den uralten Vorwurf vom glücklichen Wiederfinden getrennter aber getreuer Liebenden, die Heldin Bäbi, der der sehr charakteristische Amtmann, ein musikali-

Digitized by Google

scher Nachkömmling der alten Iffländschen Halunken in Amt und Würden, die Hütte über dem Kopfe versteigert, wird, des Verkehrs mit einem feindlichen Spion verdächtig, ins Gefängnis abgeführt, sieht aber am Schlusse ihren geliebten Fritz als Divisionsgeneral wieder und macht Hochzeit unter kriegerischem Ehrengetümmel.

Sicher wies der Text der Oper Leben, Bewegung, drastische Gegensätze auf und gab dem Musiker reiche Gelegenheit, in schlichter, volkstümlicher Lyrik wie in vielstimmigen Ensembleszenen seine musikalische Kunst zu entfalten. Ludwig komponierte und instrumentierte mit einer Hingebung, als ob ihn ein Vorgefühl bewegt hätte, daß just dieses Werk eine entscheidende Wendung in sein Leben bringen würde. Im Spätherbst fand die Aufführung auf dem Eisfelder „Theaterchen" statt, die er selbst nur als eine Generalprobe ansehen wollte, und nach der er sofort zu einer Neubearbeitung der Oper schritt, einige Längen kürzte und Nummern, die ihm „nicht einfach durchgreifend genug" erschienen, vollständig umkomponierte. Wiederum erscholl die Kunde von dem eigenartigen, ohne andre als Selbstschulung aufgewachsenen Talent über Eisfeld hinaus, wiederum erzählte man sich, wie nach den „Geschwistern," das Werrathal hinab Wunderdinge von dem jungen Dichter und Musiker, den die Eisfelder in ihrer Mitte hegten.

Und diesmal wenigstens verrann die erweckte Teilnahme nicht in dem Strom der selbstgefälligen und neugierigen Wechselrede. Mehr als einmal hatte Ludwig auch bei den umwohnenden Verlegern angepocht, jetzt, nach der „Köhlerin", erklärte sich die Kesselringsche Hofbuchhandlung in Hildburghausen aus freien Stücken bereit, wenn der Komponist „etwas habe, das passe," ein paar Hefte Lieder, Balladen oder dergleichen von ihm zu drucken. Als Otto Ludwig darauf seine

Digitized by Google

Kompositionen der Goethischen Balladen „Die wandelnde Glocke“ und „Der Totentanz“ einsandte, war der willige Verleger immer noch vorsichtig genug, bei einer Autorität, wofür hier der Meiningische Hofkapellmeister Eduard Grund galt, ein Urteil einzuholen. Und obschon Grund ein entschiedner Bewundrer der Melodik und des bel canto der neuitalienischen Oper gewesen zu sein scheint, so war er doch einsichtig und unparteiisch genug, Ludwigs dem Charakteristischen zustrebende, etwa an die Kompositionen Karl Löwes und daran anklingende Balladen zu würdigen und der Kesselringschen Handlung zu erklären: „Die Kompositionen des Herrn Ludwig haben mein Interesse für den Komponisten sehr in Anspruch genommen. Sie lassen zwar in melodischer Hinsicht etwas zu wünschen übrig, denn die Erfindung der Melodie ist nicht reich genug, jedoch verraten sie ein unverkennbar großes Talent.“ Dies Urteil und die Teilnahme Grunds ermutigten Ludwig, Anfang März 1839 auch seine „Köhlerin“ an den Meininger Hofkapellmeister einzusenden. Schon nach wenigen Tagen empfing er einen Brief, der nach seinem eignen Wort auf ihn wirkte, „wie auf den Wandrer in der Wüste das Auffinden einer Oase.“ Grund schrieb (Meiningen, den 6. März 1839): „Mein lieber Herr Ludwig! Das, was ich von Ihrer Komposition bis jetzt flüchtig gesehen habe, hat mich schon überzeugt, daß Sie viel Kompositionstalent haben, es wäre schade, wenn es nicht die möglichste Ausbildung erhielte. Eisfeld, wo Sie nichts hören, ist kein Aufenthalt für Sie. Ich habe Sie deshalb heute dem Herzog empfohlen und habe auch insoweit meinen Zweck erreicht, daß er mir aufgetragen, Ihnen zu schreiben, daß Sie sobald als möglich selbst nach Meiningen kommen möchten, bis zum 15. April können Sie hier einige Opern hören — am 12. dieses ist die „Somnambula“ von Bellini zum

Digitized by Google

erstenmale. Kommen Sie nur auf gut Glück her — ich werde nachher mit Ihnen besprechen, was weiter zu thun ist."

So wenig verlockend Ludwig die Aussicht auf die „Somnambula" dünken mochte, und so scharf er den Gegensatz zwischen seinen eignen und den Kunstanschauungen des wackern Meininger Kapellmeisters selbst in diesem Augenblicke empfand, so löste sich doch sein ganzes Wesen in Dank und Hoffnung. „Du weißt," schrieb er an Schaller, dem er (Eisfeld, den 10. März 1839) die Freudenbotschaft meldete und eine Zusammenkunft in Meiningen vorschlug, „daß Zweifel an meinem Talent ein zehrender Rostfleck an demselben war, und diese Anerkennung scheint um so weniger parteilich, da sie von einem herrührt, der einer andern Schule angehört." Er entschloß sich rasch, dem Rufe Grunds zu folgen. Um die Mitte März muß er in der kleinen Residenzstadt eingetroffen sein, am 18. bereits empfing ihn sein Landesherr, dem der Hofkapellmeister inzwischen weitern Bericht erstattet hatte, in Audienz.

Herzog Bernhard Erich Freund von Sachsen-Meiningen, der seit 1803 unter mütterlicher Obervormundschaft, seit Dezember 1821 selbständig sein 1826 wesentlich vergrößertes Land regierte, war unter den deutschen Kleinfürsten seiner Tage eine der hervorragendsten und ausgezeichnetsten Gestalten. In kräftiger, lebendiger Teilnahme am Wohl und Wehe der etwa 200 000 Unterthanen, die seiner Hand anvertraut waren, in unermüdlicher Sorgfalt für das Gedeihen seines Herzogtums, bei hellem Blick, festem Pflicht- und Gerechtigkeitsgefühl zeigte sich der Herzog auch bestrebt, jeden alten Ruhm des ernestinischen Hauses zu wahren. Nicht in so ausgeprägter und hervorragender Weise kunstsinnig wie sein unvergeßner Vater Herzog Georg, der fürstliche Freund J. Chr. Reinharts und Jean

Digitized by Google

Pauls, der Gönner Ernst Wagners, oder wie sein Sohn Georg, der gegenwärtig regierende Herzog, war Herzog Bernhard Erich Freund für Kunstschöpfungen und Kunstbestrebungen gleichwohl empfänglich und setzte einen berechtigten fürstlichen Stolz darein, die Talente seines Landes zu fördern, soviel das seine beschränkten Mittel nur immer gestatteten. Daß bei solcher Förderung noch genug von der Art abhing, in der der wohlwollende und willenskräftige Fürst beraten wurde, braucht kaum erinnert zu werden, und daß Grund, der zunächst allein sich Otto Ludwigs angenommen hatte, die entscheidende Stimme führte, war nur in der Ordnung. Der Hofkapellmeister wußte nichts von dem innern Schwanken des ernsten Autodidakten, nichts von dem geheimen Zuge in Ludwigs Seele, der den starken Schöpferdrang des jungen Mannes immer wieder von der Musik zur Dichtung lenkte. Er meinte einem großen und vielversprechenden Kompositionstalente in Ludwigs Liedern, Balladen und Singspielen zu begegnen und schlug dem Herzog vor, dies Talent der Pflege eines anerkannten, aber jugendkräftigen Meisters, wie Felix Mendelssohn-Bartholdy, anzuvertrauen. Der warme Eifer und die Selbstlosigkeit, die der Meininger Hofkapellmeister bei dieser Gelegenheit an den Tag legte, bleiben alles Preises wert, auch wenn der schließliche Erfolg gegen seinen Rat entschied.

Am 18. März 1839 meldete Ludwig (Meiningen, in meiner Residenz „Zum Hirsch"): „Soeben komme ich vom Herzoge, der mir seinen allerdurchlauchtigsten Willen kundgethan, mich in Leipzig bei Mendelssohn-Bartholdy meine musikalischen Studien vollenden zu lassen. Ich weiß nicht, ob ich bis Sonntag bleiben kann. Wenn ihr nicht dem Italiener zu Feind seid, so kommt Mittwoch zur Norma." Schon zwei Tage später konnte er berichten, daß aus Gründen, die er mündlich darlegen wolle, die „Köhlerin" zur

Digitized by Google

Zeit in Meiningen nicht aufgeführt werden könne, daß aber inzwischen entschieden worden sei, er „solle im September nach Leipzig, sintemalen Mendelssohn im Sommer gewöhnlich auf Reisen ist.“ Im gleichen Briefe meldete er sich zum Besuch im meiningischen Unterlande, d. h. bei dem Freundespaare in Wasungen an. Das Herz war ihm zu voll, und er mußte das Glückgefühl, das ihn durchströmte, die freudige Erwartung endlicher klarer und ungehemmter Entwicklung mit dem Freunde genießen, der so manche innre Kämpfe, Zweifel und Sorgen der zurückliegenden Jahre mit ihm geteilt hatte. Es waren frohe Lenztage, die dem Künstler jetzt in Wasungen und in Schallers bescheidner Häuslichkeit aufgingen. Der dicke Herr und die alten Getreuen — Burkhardt, Ambrunn, Merlet und andre — hatten indes daheim die Kunde, daß der durchlauchtigste Landesherr an Ottos Talent persönlichen Anteil nähme und ihm ein mehrjähriges Stipendium bewilligt hätte, rasch verbreitet. Die Ludwig wohlgesinnten begrüßten die verheißungsvolle Wendung mit herzlichem Jubel, die Kopfschüttler und Unheilsverkünder nahmen die Miene an, als ob sie niemals am Erfolg des Landsmannes gezweifelt hätten, und nur die ganz Nüchternen und Ehrenfesten, die sich zugleich die Weisesten deuchten, gaben zu bedenken, daß man trotz der herzoglichen Protektion erst abwarten müßte, ob die Stelle, die der Musiker dermaleinst vielleicht erhalten würde, den Ottoschen Kramladen aufwöge.

Freilich war es nur ein mäßiges, im Vergleich mit sechsjährigem Arbeiten und Ringen geringfügiges Resultat, das Otto Ludwig von der Meininger Fahrt heimbrachte: die Zusicherung eines herzoglichen Stipendiums von jährlich 300 Gulden auf drei Jahre. Doch gegenüber dem seitherigen hilflosen Aufsichgestelltsein, der quälenden Unsicherheit, in der nur zu oft die Zweifel der Alltagsnaturen in Ludwigs eigne Künstler-

Digitized by Google

seele übergegangen waren, bedeutete es doch nicht wenig und drängte ihm mit heilsamem Zwange den Entschluß auf, nun endlich Eisfeld und die altgewohnten Zustände zu verlassen.

Auch jetzt lösten sich Licht und Schatten in seinen Erlebnissen in gewohnter Weise ab. An derselben Stelle seines Tagebuches, an der er einzeichnet, daß er im März in Meiningen und bei Schaller in Wasungen gewesen sei, findet sich im April 1839 der Ausruf: „Es giebt Schmerzen, die zu groß sind und zu heilig für die Klage!“ Die Nachricht, daß sich einer seiner Jugendfreunde, ein junger Maler mit seiner Geliebten in München erschossen habe, erschütterte ihn aufs tiefste. Schon im Jahre 1831 hatte er ähnliche Schmerzen durchlebt, als sich sein Schulkamerad der Apothekerlehrling Alexander Berbert, der Sohn des Archidiakonus von Eisfeld aus nicht zu bewältigender Abneigung gegen seinen Stand und weil ihm die Mittel für ein Universitätsstudium fehlten, durch Blausäure vergiftet hatte.

Doch das Leben wollte sein Recht und Eisfeld fand, daß für Ludwig jetzt keine Zeit zur Trauer sei. Die Freunde und Mitbürger suchten ihre Freude über die eingetretene Wendung auf ihre Weise an den Tag zu legen. Am zweiten Osterfeiertage fand im Schützenhofe ein „Harmonieball“ statt, an dem Ludwig teilnahm; das mit Dilettanten verstärkte Orchester führte „einen Schottischen“ aus seiner unvollendeten Oper „Lorelei“ auf, der „einen Enthusiasmus erregte, wie er noch keinen gesehen.“ Der Tanz wurde fünfmal gespielt, „nach jedem male lärmender Applaus, Da capo-Rufe. Dieselben Paare, die eben getanzt, machten die Wiederholung mit. Alles tanzte — es war kein Frauenzimmer mehr übrig“.

Die Folge dieses Ballenthusiasmus war, daß sich Ludwig wieder einige Wochen mit dem Plane zur

Digitized by Google

„Lorelei“ beschäftigte. In den Sommermonaten hingegen arbeitete er eifrig an dem früher erwähnten Requiem, zu dem er im August die Fuge Cum tuis sanctis zum Agnus Dei schrieb, und an dem im September nur noch das Dies irae zu vollenden war. Der Komponist hegte die Absicht, Gedanken über seine Auffassung eines Requiem niederzuschreiben und der Partitur beizulegen. Der Gedanke mochte ihm vorschweben, sich dem künftigen Meister nach verschiednen Seiten seines musikalischen Könnens und Strebens zu zeigen. Im September schrieb er an Mendelssohn-Bartholdy, dem er eben jetzt von Meiningen her offiziell empfohlen worden war. Gleichzeitig erschienen die Goethischen Balladen „für eine Singstimme, mit Begleitung des Pianoforte komponiert und Madame Caroline Voit zum Zeichen innigster Hochachtung zugeeignet“ (Hildburghausen und Meiningen, im Kesselringschen Musikverlag), die erste künstlerische Arbeit Ludwigs, die durch den Druck der Nachwelt erhalten worden ist. Anfang Oktober verteilte und versandte er die ihm von diesem Werkchen bewilligten zwanzig Exemplare als Abschiedsgruß.

Weder Ludwig noch seine Gönner konnten ahnen, daß der Musiker, der sich rüstete, auf Jahre hinaus ein Jünger des gefeiertsten musikalischen Meisters jener Tage zu werden, schon am Ziele des Weges stand, den er — mit mancherlei Absprüngen, doch im ganzen beharrlich — seither verfolgt hatte und nun erst recht zu beschreiten vermeinte. Seine Thätigkeit als Komponist sollte mit den Opern und Singspielen „Die Köhlerin“ und „Die Geschwister,“ mit den zahlreichen Opernfragmenten, den Balladen und Liedern und den bereits erwähnten kirchlichen Kompositionen der Eisfelder Zeit abgeschlossen sein und keine wesentliche Folge für sein Leben haben. Die Beurteiler, die diesen Jugendschöpfungen und Versuchen Talent

Digitized by Google

zusprachen, hatten recht, und doch war es nicht unsers Autodidakten eigenstes, tiefstes und entwicklungsfähigstes Talent, das in diesen Kompositionen zur Verkörperung und zum Ausdruck gekommen war. Wer damals mit feinem und sicherm Gefühl für das Selbständige, originell Schöpferische in aller Kunst die musikalischen Arbeiten und die lyrischen Gedichte, die größern poetischen Pläne und Anfänge Otto Ludwigs gegeneinander geprüft hätte, der würde zwischen den vielen unreifen, mannigfachen poetischen Vorläufern nachklingenden Dichtungen, wie in den Entwürfen und Szenen des „Trauerspiels der Liebe" und des „Trauerspiels der Treue" einzelnen dem tiefsten Innern eines sehnsuchtsvollen und leidenschaftlichen Herzens entquollnen Lauten, eigentümlich mächtigen und fesselnden Zügen einer starken, von keinem Vorbild abhängigen Phantasie begegnet sein. Nichts diesen verheißungsvollen Anfängen Verwandtes lebt und waltet in den viel abgeschloßneren und fertigern Kompositionen. Im Streben nach schlichter Volkstümlichkeit lehnten sich die Opernkompositionen Ludwigs teils an Mozarts „Entführung" und „Zauberflöte," teils und noch viel bestimmter an Joseph Weigls „Schweizerfamilie" und verwandte Werke an. Auf sie trifft zu, was Julius Rietz an Heydrich über diese Jugendschöpfungen schrieb: „Vergleicht man sie mit den Werken gleichzeitiger Musiker, so ergiebt sich das auffallende Resultat, daß sie in Form und Inhalt etwa dreißig Jahre hinter der Richtung des Geschmacks, der Ausbildung der Komposition und der Klaviertechnik jener Musikperiode zurückliegen. Sie erinnern weder an Beethoven und Schubert, die bereits abgeschieden, deren Werke aber doch damals fast allgemein bekannt waren, noch an Mendelssohn-Bartholdy und Schumann." (Nachlaßschriften. Bd. 1, S. 54.) Die Lieder und Balladen zeigen mehr Verwandtschaft mit den Gesängen Reichardts, Zumsteegs, allenfalls C. M. von Webers

Digitized by Google

und Karl Löwes in beider jüngern Jahren als mit denen Franz Schuberts. Ein gewisser Zug zum Charakteristischen, Dramatischen, der namentlich in den mehrerwähnten Balladen (Ludwig hatte auch Goethes „Erlkönig“ und Schillers „Taucher“ komponiert) und das Gretchenlied „Ach neige, du Schmerzensreiche“ durchdringt, die außerordentliche Frische innerhalb der knappen, fast kargen Begrenzung der Melodik, verleihen diesen Jugendwerken Reiz und Anziehungskraft, und zweifellos hätten auch hier Keime einer höchst erfreulichen und wertvollen Entwicklung gelegen, wenn Ludwig der unwiderstehlichen und nie rastenden Liebe zur Musik treu geblieben wäre, die selbständigen und ureigentümlichen Leistungen so oft voraufgeht.

Es blieb ihm zunächst verborgen, daß seinem neuen Lebensplan eine doppelte Gefahr aus seiner eignen Seele und seinem eignen Blute herausdrohe. Die erste war ein Ergebnis der geschilderten Jahre. Die poetischen und musikalischen Antriebe in ihm waren bisher friedlich nebeneinander wirksam gewesen, er hielt es gerade jetzt für undenkbar, daß die poetischen so übermächtig werden könnten, daß sie die musikalischen ins Gedränge zu bringen vermöchten. Bescheiden, wie er über seine Selbsterziehung und seine autodidaktische Bildung dachte, war er sich nicht bewußt geworden, daß ihm sein ungeregeltes, aber unabläßiges und in die Tiefe strebendes Lernen im Verein mit leidvollen Lebenserfahrungen bereits eine viel reifere und reichere Weltanschauung gegeben hatte, als sie junge Musikstudenten der Regel nach mitbrachten, daß eine Eigenart und Selbständigkeit in ihm genährt worden war, der er im Zusammenstoß mit einer veränderten äußern Welt und den Ansprüchen andrer inne werden sollte.

Die andre Gefahr lag in seinen körperlichen Zuständen. Seit der Heimkehr von Saalfeld hatte er mehr als einmal mit der aus der Kindheit überkommnen,

Digitized by Google

in guten Zeiten nur zurücktretenden, nicht verschwindenden nervösen Reizbarkeit zu kämpfen gehabt. Selbst aus dem glücklichen Jahre 1834 erzählt Schaller: „Trotz seines anscheinend gesunden Zustandes befiel ihn während unsers Zusammenlebens im Garten öfters Unwohlsein, das mich um ihn besorgt machte. Gegen den Herbst hin hatte er öfters beim Nachhausegehen aus der Gesellschaft nachts gewisse Visionen, sodaß er z. B. mich Vorausgehenden über Schlangen oder durch teppichtragende Tiroler hindurch schreiten sah und mit einem Schreckensruf zurückhielt. Er fühlte meist zur Nachtzeit Blutandrang nach dem Herzen und Kopfe, der ihn am Schlafe hinderte. Manche Nacht entstieg er seinem Bette und saß am meinigen, meinen ruhigen Schlaf mit Verwundrung beobachtend und mich weckend. Da wanderten wir oft die Nacht hindurch bis zum frühen Morgen ins Freie, und nachdem er in der frischen Luft »seine lieben blauen Berge« wiedergesehen hatte, war das Blut beruhigt.“ — Im Jahre 1836 war Ludwig wochenlang schwer erkrankt und hatte nach seinem eignen Zeugnis (Brief an Friedrich Hofmann) den „ersten Anfall der früher vorbereiteten Nervenkrankheit zu bestehen.“ Während der letzten Jahre in Eisfeld war er dann von eigentlichen Niederlagen verschont geblieben, wozu die Waldluft des heimischen Thales, die Stille seines Gartens, die Einfachheit und die unregelmäßige Regelmäßigkeit seiner Lebensweise (er legte sich erst in später Nachtstunde nieder und stand morgens selten vor neun oder zehn Uhr auf) sicher das meiste beigetragen hatten. Er dachte jetzt wohl kaum daran, daß diese Bedingungen seines körperlichen Wohlseins in der Großstadt alle mehr oder minder unerreichbar sein würden. Und auch wenn er daran gedacht hätte, wer in seiner Lage würde solchen Erwägungen viel Gewicht beigelegt haben!

Mittwoch, den 23. Oktober verließ Ludwig seine

Digitized by Google

Vaterstadt, reiste zunächst nach Hildburghausen, wo ihn „Papa Buck“ mit einigen Empfehlungsbriefen für Leipzig ausrüstete, verweilte vom 24. bis 26. Oktober in Meiningen und fuhr von dort mit der Post über Gotha nach Leipzig. Am 28. Oktober 1839, nachmittags 3 Uhr, langte er nach sechsunddreißigstündiger Fahrt, schwer erkältet, am Ziele der ersten größern Reise an, die er im Leben unternommen hatte.

Digitized by Google

In Leipzig

Mit einem für Leib und Seele gleich empfindlichen Ruck sah sich der Einsiedler von Eisfeld aus der Stille seines Heimatstädtchens in das nach seinen Begriffen große und jedenfalls lebensvolle Leipzig, der poetische und musikalische Autodidakt an einen Hauptbrennpunkt des damaligen deutschen Litteratur- und Musiklebens versetzt. An die Stelle des Gartenidylls, an dem er noch — kaum wußte er selbst, wie fest — mit Sinnen und Seele hing, trat eine bescheidne Stadtwohnung in einer schmalen Gasse des alten Leipzigs (Thomasgäßchen Nr. 111), an Stelle der unbeschränkten Selbstbestimmung, in der der Strebende jahrelang seinen Träumen wie seinen Studien ohne jede Weisung wie ohne festes Ziel nachgelebt hatte, sollte nach seiner eignen und seiner Gönner Meinung die Unterordnung unter einen anerkannten und gefeierten Meister wie Felix Mendelssohn-Bartholdy treten. Als Otto Ludwig vor seinem Landesherrn gestanden, und als er sich zur Fahrt nach Leipzig gerüstet hatte, war das Gefühl, endlich einen bestimmten Pfad und hinter diesem eine lachende Lichtung zu erblicken, in ihm mächtig gewesen. Angesichts der Neuheit und Fremdheit aller Umgebungen, unter dem leisen Druck seiner notgedrungen veränderten Lebensweise überschlich den Thüringer, und nicht nur in den ersten Stunden und Tagen, ein fröstelndes Bangen, ob der eben vor Augen geschaute

Digitized by Google

Weg auch wirklich gangbar, und die sonnige Lichtung nicht täuschendes Sumpfland sei. Der Unverwöhnte sollte alsbald erfahren, daß es auch eine tiefreichende Verwöhnung der Entbehrung giebt, die drängenden neuen Eindrücken und Genüssen nicht stand hält, der geistig Ringende sollte, ehe viel Zeit verging, ahnen, daß er mit seiner Berufswahl, soweit er sich zum Musiker bestimmt hatte, einen falschen Schritt gethan habe. Vor der Hand freilich versuchte Ludwig in dem Strome zu schwimmen, in den er sich halb geworfen hatte, halb geworfen worden war, und hielt die seelischen und physischen Schmerzen, die ihm das neue, ungewohnte Leben bereitete, für den Einstand, den jeder Neuling zu zahlen habe. Er war im Herbst 1839 nach jedermanns Urteil und die Dinge mit aller Augen, nur nicht mit den seinen gesehen, zur guten Stunde nach Leipzig gekommen. Seit einem halben Jahrhundert hatte die Pleißenstadt sich keines so weithin sichtbaren Aufschwunges in Geist und Kunst erfreut, als zu Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre.

Zwar die Tage, in denen Leipzig ohne Frage der geistige Mittelpunkt Deutschlands gewesen war, lagen weit und nahezu ein Jahrhundert zurück. Das denkwürdige Menschenalter zwischen 1725 und 1760, wo Gottsched und Gellert, der gefürchtete Geschmacksdiktator und der liebenswürdigste, gefeiertste und gelesenste Schriftsteller der Zeit, an der Leipziger Universität gelehrt und jeder einen andern Kreis von dichtenden, übersetzenden, schöngeistigen Magistern, Kandidaten und Studenten um sich gesammelt hatte, wo Johann Sebastian Bach als Kantor der Thomasschule die gewaltige Meisterschaft und schöpferische Fruchtbarkeit entfaltet hatte, deren reiche Früchte den Leipzigern mit den unsterblichen Kantaten und Orgelwerken des Meisters bei sonntägigen Kirchenmusiken und

Digitized by Google

Sonnabendmotetten zu teil geworden waren, ohne daß man die ganze, Jahrhunderte überragende Größe des Komponisten auch nur ahnte, das Menschenalter, wo in Leipziger Studentenstuben die ersten Gesänge des Klopstockischen „Messias“ und Lessings Jugendlustspiel „Der junge Gelehrte“ entstanden waren, wo Karoline Neuber mit ihrer vielberühmten Komödiantentruppe den Hanswurst zu Grabe getragen und das regelmäßige Drama stattlich aufgerichtet hatte, die Zeit, wo Leipzig zu dem „Klein-Paris“ geworden war, das der junge Frankfurter Student Wolfgang Goethe noch vorfand, sie hatte sich nicht erneuert. Leipzig war einer der Mittelpunkte des deutschen Kulturlebens geblieben, aber nie wieder der Mittelpunkt geworden, wie in den Tagen, wo man die meißnische Mundart für das beste Deutsch hielt. Die Saat des achtzehnten Jahrhunderts war nicht überall, doch vielfach aufgegangen; im Auf und Ab der Jahrzehnte hatte die Leipziger Universität mehr oder minder berühmte, für die allgemeine Bildung und den Geschmack wichtige oder gleichgiltige Lehrer besessen, dem großen Bach waren bescheidnere, aber meist verdienstvolle und tüchtige Musiker im Kantorat der Thomasschule gefolgt; die stehend gewordne Bühne hatte glänzende und dürftige Perioden gesehen. Aber wie die Stadt selbst unabläßig, auch zwischen und unmittelbar nach den weltgeschichtlichen Stürmen, an Ausdehnung, an Wohlstand, Reichtum und Gemeinsinn ihrer Bewohner gewachsen war, hatten sich auch gewisse andre Dinge unabläßig entwickelt. Leipzig war seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts unbestritten der Hauptmittelpunkt des deutschen Buch- und Musikalienhandels, der Verlag und Vertrieb immer ausgedehnter und bedeutender geworden. Die Zahl der in Leipzig arbeitenden Pressen und Notenstechereien übertraf wohl schon in den dreißiger Jahren die in drei oder vier der größten deutschen Städte zusammen-

Digitized by Google

genommen vorhandne Zahl, und von dieser eigenartigen Betriebsamkeit ging unzweifelhaft eine gewisse Wirkung auf die gesamte Bevölkerung aus. Die Anfänge auch jener Buchindustrie, die für das litterarische Bedürfnis der Massen weniger zu sorgen, als dieses Bedürfnis vielmehr erst zu erwecken und hervorzurufen sucht, waren mit dem Brockhausischen Konversationslexikon, dem „Pfennigmagazin" und ähnlichen Unternehmungen bereits ins Leben getreten. Sie hatten die Berechtigung aller Anfänge und halfen die Zahl der Menschen, die eine wenigstens äußere Beziehung zur Litteratur hatten, unglaublich steigern. Aber auch hiervon noch abgesehen, zog das litterarische Leben Leipzigs in dieser Zeit wieder die Augen weiter Kreise auf sich.

Während zum Teil bis in die dreißiger Jahre hinein die Gruppe der ältern namhaften Schriftsteller Leipzigs: Friedrich Rochlitz, Wilhelm Gerhard, Heinrich Blümner, C. A. Clodius (der jüngere), Amadeus Wendt noch der klassischen Periode der deutschen Litteratur mit schwachem Nachklang angehört hatten, während in den Tagen der Romantik das litterarische Leipzig so unbeteiligt geblieben war, daß August Apels „Gespensterbuch" und „Wunderbuch" beinahe die einzigen nennenswerten auf Leipziger Boden erwachsnen Beiträge zur deutschen romantischen Litteratur wurden, hatte die jungdeutsche Bewegung, die mehr oder weniger entschiedne Wendung der Litteratur zur Politik in der Lindenstadt einen natürlichen und breiten Boden gefunden. Einige der lautesten und rührigsten Wortführer der „jungdeutschen" Litteratur: Heinrich Laube, Gustav Kühne, Hermann Marggraff hatten sich in Leipzig niedergelassen und entwickelten in den von ihnen redigierten Zeitschriften (unter denen die „Zeitung für die elegante Welt," abwechselnd unter Laubes und Kühnes Redaktion, die namhafteste war), wie in ihren

Digitized by Google

eignen erzählenden und dramatischen Arbeiten die wunderliche Mischung von poetischen und publizistischen Elementen, die man für ein Verjüngungsbad, eine Neubelebung der alt gewordnen deutschen Dichtung hielt. Die Vorläufer der politischen Poesie, Julius Mosen, Karl Beck, Ernst Ortlepp, lebten während der dreißiger Jahre sämtlich längere Zeit in Leipzig und wurden wenig später von einem jüngern Geschlechte politischer Sänger und (meist österreichischer) Zensurflüchtlinge abgelöst. Die harmlosern, aber einflußreichen Belletristen des Leipziger Parnasses: der Böhme Karl Herloßsohn, der die Zeitschrift „Der Komet," die Lausitzer Robert Heller, der die Zeitschrift „Rosen," und Ernst Willkomm, der die „Jahrbücher für Drama, Dramaturgie und Theater," der Dresdner Ferdinand Stolle, der die „Eilpost für Moden" redigierte, suchten sich selbst, so gut es angehen wollte, mit der Gärung der Zeit zu durchdringen und bescheidne, aber fleißige Erzählungskunst mit der Teilnahme an der Sache des Liberalismus zu verbinden. Zu diesen für den Tag anerkannten Roman- und Novellenschriftstellern gesellten sich zahlreiche „Litteraten" zur Zeit noch unbestimmten Gepräges, aber bereit, von unreifer und unergiebiger Lyrik zur Übersetzerfron oder zur rein politischen Journalistik, die mit den „Sächsischen Vaterlandsblättern," dem „Wandelstern," mit K. Biedermanns Zeitschriften eben aufzuleben begann, überzugehen. Die kräftige Demagogengestalt Robert Blums, der trotz seiner Stellung als Theatersekretär und gelegentlicher Gastrollen bei der Belletristik nur in der künftigen Revolution lebte und selbst Schillers gefeierten Dichternamen vortrefflich für deren Vorbereitung auszunutzen wußte, drängte mehr als einen der Unentschiednen in die Zeitungsschreiberlaufbahn hinüber. Mitten zwischen dem Gedränge politischer Bestrebungen und halbpolitischer „zeitgenössischer" Litteratur ver-

Digitized by Google

suchte ein kleines Häuflein gesunder, aber leider wenig bedeutender lyrischer Dichter, Adolf Böttger, Julius Hammer, Theodor Apel u. a., die nicht tendenziöse Poesie, die sie meist von der formellen Seite auffaßten, zu pflegen und zu hüten. Die Zahl der in Leipzig heimischen Schriftsteller wurde unaufhörlich durch den Zuzug vorübergehender fremder Gäste und den Nachwuchs aus studentischen Kreisen verstärkt. Die litterarische Bedeutung Leipzigs aber, die schon durch diese Fülle von wirklichem und scheinbarem Leben wesentlich gesteigert war, erhöhte sich durch seine Stellung als großer Verlagsort. So wurde das hervorragendste kritische Blatt jener Gärungsperiode, Ruges und Echtermeyers „Hallische Jahrbücher," zwar in Halle redigiert, aber in Leipzig verlegt, so erschien mehr als die Hälfte der damals Aufsehen erregenden Bücher bei Leipziger Firmen.

Nicht minder bewegt, eigentümlich, vielseitig und vielverheißend, dabei meist erfreulicher und zu längerer Nachwirkung bestimmt, zeigte sich um die Wende der dreißiger und vierziger Jahre das musikalische Leben Leipzigs, das dem Eisfelder Ankömmling trotz seiner poetischen Neigungen und litterarischen Versuche zunächst näher liegen mußte als das Treiben der Litteratur. Reicher und für musikalische Naturen anziehender, als es seit Bachs Tagen der Fall gewesen war, zeigte sich die Musikstadt an allen Enden. Zwar die Oper entsprach unter der knappen und vorsichtigen Verwaltung des städtischen Theaterpächters Ringelhardt nur mäßigen Ansprüchen, immerhin erwuchs in jenen Jahren und aus ihrer Mitte ein so natürliches und in gutem Sinne volkstümliches Talent wie das Albert Lortzings. Doch der musikalische Glanz Leipzigs strahlte nicht von der Opernbühne, sondern vom Saale des Gewandhauses aus. An der Spitze des großen Konzerts, der glücklichsten im stillen gediehnen und gereiften

Digitized by Google

Kunstanstalt der Stadt, stand seit dem Herbst 1835 der junge Meister, der rascher als einer seiner Zeitgenossen die Herzen der Leipziger musikalischen Kreise im Sturm erobert hatte, dessen schöpferisches und Dirigententalent durch eine gewinnende und für die besondern Verhältnisse, in denen er wirkte, wie geschaffne Persönlichkeit unterstützt wurde, sodaß ihm alles gelang, was er — da eine feine und weltkluge Mäßigung unter seinen Tugenden nicht fehlte — überhaupt in Angriff nahm und erstreben mochte. Natürlich hatte er im Beginne seiner Thätigkeit als Leiter der Gewandhauskonzerte durch den Einsatz seines außerordentlichen Talents, eines nicht leicht zu ermüdenden Eifers die Gunst des wahrhaft musikalischen Publikums gewonnen, aber mit einer gewissen Wahrheit konnte Mendelssohns eigne Schwester Rebekka Dirichlet in Berlin schreiben: „In Leipzig kann Felix wirklich ankündigen, er werde sich auf den Markt mit einer Nachtmütze hinstellen, die Leute bezahlen auch Entree.“ Mendelssohn hatte jene Begeisterung, jene Hingebung für sich und alles erweckt, was er schuf oder leitete, ja auch was er nur begünstigte, die schließlich kritiklos vertraut und folgt. Und da ihm die Fähigkeit wie das Glück beschieden waren, die meisten wirklich schöpferischen und vielversprechenden Talente der Zeit zu erkennen und zu würdigen, so gab er nicht nur den Aufführungen, sondern auch den Programmen der von ihm geleiteten Gewandhauskonzerte einen Aufschwung, der die Mendelssohnzeit noch heute in der Erinnerung alter Leipziger als eine goldne verklärt, der den Weltruf des Konzertinstituts eigentlich erst begründete.

Der wachsende Ruf der Konzerte, wie der Ruhm und die anmutige, liebenswürdige Persönlichkeit ihres Leiters zogen Winter für Winter hervorragende Musiker nach Leipzig, von denen viele, wie der Däne Niels W. Gade, der Engländer Sterndale Benett, zahlreiche

Digitized by Google

Deutsche, längere Zeit blieben oder häufiger wiederkehrten. Die meisten brachten eigne Ouverturen, Symphonien oder Kantaten, die sie im Gewandhaus aufgeführt zu hören wünschten und, soweit es mit gutem Kunstgewissen geschehen konnte, auch aufgeführt erhielten. Andre, Jüngere, wünschten sich bescheidner nur des bildenden Verkehrs mit dem anerkanntesten Komponisten und Klavierspieler der Zeit zu erfreuen; gingen doch selbst solche, die schon Geltung und Namen hatten, bei Mendelssohn noch einmal in die Schule. In Mendelssohns veröffentlichten Briefen ist ein Nachglanz des bunten bewegten Treibens erhalten, das um ihn herrschte, und worin zumal den leichter und froher gearteten Naturen, den Glückskindern aller Art warm und wohl wurde. Die zahlreichen und großenteils guten, ja ausgezeichneten Konzerte waren in diesem Musikleben noch das mindeste; um die Wette mit ihnen drängten sich die musikalischen Privatunterhaltungen in Künstlerkreisen, wie in den reichen kunstsinnigen Häusern der Stadt, und bei alledem lag, verglichen mit der stimmungslosen Hast und dem nervös überreizten Gehaben der Gegenwart, noch ein Hauch des Behagens, der persönlichen Freude an der Sache auf dem Ganzen. Man braucht nur die Schilderungen Mendelssohns von einem Abend mit Chopin oder Moscheles, von einem Weihnachtssessen mit Gesangsquartett „bei Keils“ im Löhrschen Hause oder von der großen Soiree mit dreihundertfünfzig Personen zu lesen, die er (im April 1840) im Gewandhaussaale für Fr. Liszt gab: „mit Orchester, Chor, Bischof, Kuchen, Meeresstille, Tripelkonzert von Bach (Liszt, Hiller und ich), Chören aus Paulus, Fantaisie sur la Lucia di Lammermoor, Erlkönig, Teufel und seine Großmutter,“ um zu wissen, wie lebensfrisch und verhältnismäßig einfach es mitten in allem Streben, Schaffen und Aufführen, wie in aller geselligen Lust von damals zuging.

Digitized by Google

So ficher und siegesgewiß Felix Mendelssohn an der Spitze des Leipziger Musikwesens stand, so beruht doch Bedeutung, Glanz und Nachruhm jener Tage wesentlich darauf, daß neben ihm und seinem engern Kreise anders geartete Naturen, andre Kunstkreise vorhanden waren. Daß die „Kantoren" Weinlig und nach ihm der gelehrte und hochverdiente Moritz Hauptmann in einer gewissen Zurückgezogenheit in den Mauern ihrer Thomasschule saßen, ihre Thomaner regierten, wesentlich die Kirchenmusik pflegten und nur gelegentlich fröhlich in das brausende, weltliche Musiktreiben tauchten, lag in ihrem Amt und ihrer Natur. Um so lebensvoller, bewegter und leidenschaftlicher ging es unter der großen Gruppe jüngrer Musiker und ihrer Freunde zu, die um das Banner der „Neuen Zeitschrift für Musik" geschart, seit der Gründung dieses Organs (1834) Geist, Phantasie und tiefere Kunstanschauung offenbart hatten, und von denen der größere Teil nicht nur kritisch, sondern auch schöpferisch thätig war. Um mehr als Haupteslänge ragte künstlerisch schon damals, wo er nur erst die genialen, originellen Klavierkompositionen seiner ersten Periode geschaffen hatte, der träumerische, tiefpoetische Robert Schumann über die andern hervor, der mitten in harten Lebenskämpfen um die ihm zur Zeit noch verweigerte Geliebte (Klara Wieck) Kräfte zu entfalten begann, die selbst seine nächsten Genossen, die „Davidsbündler," soviel ihrer damals in Leipzig noch um ihn waren, mit neidlosem Staunen erfüllten. Schumann war im Frühling 1839 nach einem gescheiterten Versuche, in Wien festen Fuß zu fassen, nach Leipzig zurückgekehrt, lebte, schuf und schwieg wieder in seinem alten Kreise, beglückt in seiner Liebe und beglückt durch das reiche Kunsttreiben um ihn her. So fest er seinen eignen Weg ging und schaffend lediglich seinem innern Drange gehorchte, so empfanden die jüngern Freunde, die um

Digitized by Google

ihn standen und strebten, unter ihnen Verhulst, Hermann Hirschbach, Julius Becker, C. F. Becker, E. Ferd. Wenzel und zahlreiche andre, den innerlichen Gegensatz zwischen Mendelssohn und ihm viel schärfer als er selbst. In der von dem damaligen Publikum angenommenen Rivalität zwischen Meyerbeer und Mendelssohn hatte sich die „Neue Zeitschrift für Musik" mit schroffster Entschiedenheit auf die Seite Mendelssohns gestellt, und hier folgten alle Glieder seines Kreises der Empfindung und Anschauung ihres Führers. Aber auch darüber hinaus ließ sich Schumann an Mendelssohn nicht rühren. „Mendelssohn ist der, an den ich hinanblicke, wie zu einem hohen Gebirge. Ein wahrer Gott ist er, und du solltest ihn kennen," hatte er 1836 seiner Schwägerin Therese geschrieben. Jetzt mochte ihn ein stärkeres Selbstgefühl, klareres Erkennen dessen, was er selbst vermöge, erfüllen, immer aber verwahrte er sich dawider, eine Parteifahne gegen Mendelssohn zu erheben. So stellte mit allen seinen leicht ersichtlichen Verschiedenheiten und seinen unterirdischen geistigen Strömungen, seinen unvermeidlichen Menschlichkeiten und gelegentlichen Reibungen das Leipziger Musikleben im großen und ganzen doch eine erfreuliche Einheit dar, überwältigend für den Neuling durch die Fülle des Geleisteten und Beabsichtigten, durch den Reichtum der Bestrebungen, der Naturen, der Mittel.

Der vom Herzog von Meiningen empfohlene und mit bescheidnen Stipendien ausgerüstete neue Schüler Mendelssohns empfand gleichwohl nichts oder nur wenig von der Stimmung, mit der die weitaus größte Zahl junger Musiker in den Zauberkreis von Leipzig trat. Ohne Frage war Ludwig mit ebenso gutem und festem Willen, zu lernen, mit dem Verlangen, nach jahrelangem Dursten zu schwelgen, gekommen als irgend einer. Wenn er sich gleichwohl von vornherein kühler

Digitized by Google

und kritischer, gleichsam unempfänglicher verhielt, so wirkten hierzu mannigfache Umstände zusammen. Sein Koffer mit den Singspielen und den Balladenkompositionen langte von Eisfeld erst nach Wochen an, und natürlicherweise wünschte Mendelssohn die Versuche des ihm empfohlnen Talentes kennen zu lernen. Die ersten Wochen verstrichen ungenützt für die Hauptsache, Ludwig gewann von seinem künftigen Lehrer zunächst nur einen äußern Eindruck. „Felix Mendelssohn-Bartholdy," schrieb er am 2. November 1839 an Schaller in Wasungen, „ist ein sehr artiger Mann — vielleicht noch ein Viertel Jude — dies Viertel hat sich in seine Physiognomie, seinen schwarzen Lockenkopf und seine schnelle Sprache geflüchtet. Noch bin ich gar nicht in nähere Berührung mit ihm gekommen, weil meine Musikalien, die er sehen möchte, nicht angekommen sind." Schlimmer war, daß auch die Eindrücke eines immerhin größern Theaters, als Ludwig bis jetzt gesehen hatte, ja selbst der Gewandhauskonzerte, Eindrücke, die er gleich in den ersten Tagen empfing, seinen Erwartungen nicht entsprachen. Er hörte im ersten Konzert, das er besuchte, Mendelssohns „Meeresstille und glückliche Fahrt" — die „Originalromanteske" ergriff ihn nicht — und danach die Spohrsche „Weihe der Töne," zu der er bemerkte: „In Hildburghausen klang sie anders, das waren Töne der Weihe!" Leicht möglich, daß die Spohrsche Symphonie an jenem Abend in der That eine mattere Aufführung erfuhr, aber ebenso denkbar ist es, daß der Einsiedler von Eisfeld sich zunächst durch die fremde Umgebung gedrückt und aus der empfänglichen Stimmung gerissen fühlte. Seine Schilderung des Riesensaales —, als solcher erschien ihm der alte Gewandhaussaal! — der vier großen Kronleuchter, der fünfhundert glänzenden Manns- und Weibsanzüge in dem erwähnten Brief läßt auf etwas derart schließen. Und nun geschah, was für

Digitized by Google

ihn das ungünstigste werden mußte: er fiel, soweit es in Leipzig möglich war, in die Isolierung zurück, zu der ihn sein seitheriges Leben gedrängt hatte. „Denke dir, seit Montag bin ich hier ohne Buch und alles — ich habe alle Lust zum Ausgehen verloren, das Zurechtfragen ist ein abscheuliches Ding, ich verlaufe mich immer — sonst wäre ich doch einmal in eine Leihbibliothek gegangen. Ich bin in Leipzig noch mehr für mich als in Eisfeld, des Tages gehe ich — es müßten denn Geschäfte sein — nur einmal aus, lieber esse ich mittags gar nicht, abends punkt fünf Uhr gehts dann zum Biere, da wird ein »Töppchen« getrunken und etwas gegessen, cela est tout. Da hat ers doch besser neben einer solchen Frau und solchem Söhnlein zu sitzen. — Ich sehne mich, das ist wahr — aber weniger irgendwohin, als nur von hier weg!"

Stimmungen und Anwandlungen, wie sie uns aus Otto Ludwigs ersten Briefen in die Heimat entgegentreten, hat wohl jeder zu erfahren, der aus engen, aber von einem warmen und innigen Verkehr belebten kleinstädtischen Verhältnissen in das ihm fremde und gleichgiltig an ihm vorüberrauschende Leben einer Großstadt tritt. Aber des Künstlers Schicksal wollte es, daß sich Mißempfindungen, die andre vorübergehend beschleichen, in ihm festsetzten und ihn zu überwältigen drohten. Er stieß gleichsam bei jedem Schritt auf Hindernisse, Steine und Fußangeln. Um das Maß widriger Geschicke überfließen zu machen, versagte schon nach dem ersten Halbjahr seines Leipziger Aufenthaltes seine Gesundheit, die während der letzten Jahre in Eisfeld zu keinen Besorgnissen mehr Anlaß gegeben hatte. Die körperlichen Zustände trugen zur raschern Lösung der wunderlichen Verhältnisse bei, in die sich der Kunstjünger verstrickt sah, aber die Entscheidung selbst lag tiefer und hing mit einer geistigen Krisis zusammen, die schon vor dem Ausbruch der Krankheit begonnen hatte.

Digitized by Google

Die musikalischen Manuskripte Ludwigs waren noch im November in Leipzig eingetroffen und wurden Mendelssohn-Bartholdy vorgelegt. Ehe sie der Meister durchsehen und ein Urteil darüber abgeben konnte, riet er Ludwig zu Klavier- und Orgelstudien, zum fleißigen Anhören der Gewandhauskonzerte, der Quartettabende, der Kirchenmusiken, gelegentlich auch der Oper. Die Grundsätze, die Mendelssohn ein paar Jahr später bei der Errichtung des Leipziger Konservatoriums aussprach, daß „tüchtig Spielen und Takthalten, tüchtige Kenntnis aller tüchtigen Werke" die Hauptsache sei, wird er auch seinen Privatschülern gegenüber nicht verleugnet haben. In Ludwigs Tagebüchern findet sich im Dezember 1839 der Entwurf zu einem Briefe an den Herzog von Meiningen, worin der Stipendiat über seine von Mendelssohn geleiteten Studien Rechenschaft geben wollte. Danach hatte der erfahrene Lehrer ihm geraten, zunächst nichts weiter zu komponieren, sondern nur zu hören, Partituren zu studieren und namentlich täglich vier Stunden Klavier zu spielen; es gelte, gerade da er geistig entwickelter und reifer sei, als andre Musiker in seiner Lage, vorzugsweise den musikalischen Geschmack zu bilden und zu erfahren, was in allen Fächern schon geleistet sei, Ludwig scheine wenig zu kennen und keine Übersicht über den Reichtum der musikalischen Litteratur zu haben. Wie weit der Jünger den Willen und die Mittel hatte, die Ratschläge des Meisters zu befolgen, ist nicht völlig klar; an Freund Schaller schrieb er, daß das Stipendium des Herzogs zum einfachen Leben, nicht aber zum Besuch der teuern Konzerte (ein Konzertbillet kostete sechzehn Groschen!) und Theatervorstellungen hinreiche, daß er außerdem seine Gesundheit zu bedenken habe und wirklich in jedem Konzert, das er höre, unwohl werde. In sein Tagebuch zeichnete er am 3. Januar 1840 ein, daß ihm „Konzerte und Theater verschlossen

Digitized by Google

seien," nahm sich aber zugleich vor, das Theater „doch möglichst zu frequentieren — der Kenntnis der dramatischen Mittel wegen." Mendelssohn hatte ihm offenbar auch empfohlen, seinen Herzog um eine Erhöhung des Stipendiums zu fleißigem Konzertbesuche zu bitten, wogegen sich Ludwigs Stolz sträubte.

Auch im Fortgang der Wochen und Monate wollte kein wärmeres und innigeres Verhältnis zu Mendelssohn gedeihen, die ganze Beziehung gewann nichts von dem vertraulichen Verkehr des Schülers mit dem Meister. Ludwig glich in seiner persönlichen Erscheinung, seiner Haltung, seinen Gewohnheiten, aber auch in seiner geistigen Bildung, seiner Männlichkeit, seiner verborgnen und doch aus seinen Augen sprechenden seelischen Tiefe so wenig den jungen Musikern, an die Mendelssohn gewöhnt war, daß der feine, weltkluge Mann an dem wunderlichen Jünger irre wurde und auf falsche Fährten geriet, indem er ihn als viel fertiger, unbestimmbarer und selbstbewußter schätzte, als Ludwig zu dieser Zeit war. Die dramatischen Kompositionen Ludwigs, die er inzwischen einer nähern Einsicht unterzogen hatte, sprachen den Meister wenig an. Er sah, daß in Einzelgesängen, Chören und Ensemblesätzen ein Zug zum volkstümlich Charakteristischen, bis ins kleinste hinein Charakteristischen vorwaltete, der nach seiner Meinung vom Übel, ja eine „Geschmacklosigkeit" war. Er äußerte, daß es wohl möglich sei, daß Ludwig mit derartigen Sachen Glück mache, aber er dürfe ihm nicht raten, auf diesem Wege weiter zu gehen. Ludwig müsse, wenn er durchaus komponieren wolle, zunächst versuchen, sich in andern, rein musikalischen Formen auszusprechen. Der Schüler schlug diesen Rat nicht geradezu in den Wind, er begann neben und zwischen allem, was ihn damals erfüllte und beschäftigte, an einer Sonate für Klavier zu arbeiten, von der es ungewiß ist, ob ihre Anfänge

Digitized by Google

Mendelssohn noch vorgelegt wurden. Am 1. Oktober 1840 schrieb Ludwig noch an Schaller, daß er ihm die „Symphonie" zusenden werde, sobald er sie glücklich zu stande gebracht habe.

Ludwig versuchte, sich die Abneigung, die er unleugbar gegen einen fortgesetzten und nähern Verkehr mit Mendelssohn empfand, auf die verschiedenste Weise zu erklären, und es entsprach sicher den innersten Empfindungen seiner vornehm spröden Natur, wenn er äußerte: „Ich halt es für kleinlich, fast schmutzig, fremde Persönlichkeiten durch geflissentliches Anschmiegen nützen zu wollen für meine eigne, es dünkt mich unwürdig, ihre Würdigung mit meinem Nutzen zu beflecken, sie zu streichen, wie die Magd das Kuheuter, damit man etwas herauspresse für sich. Ich achte Mendelssohn zu sehr und zu wahr, als daß ich in ein Nutzenverhältnis mit ihm treten könnte, was er erwartet, weil leider in dieser Welt einer ein Verhältnis, in dem er Nutzen geben kann, nur gesucht glaubt um dieses Nutzens willen" (an Schaller, Leipzig, 3. März 1840). Dabei verhehlte er sich nicht, daß er niemals „modern und elegant" werden würde, gestand sich aber kaum ein, daß ihn die anmutige und elegante, in einer gesellschaftlichen Atmosphäre aufgewachsne und von solcher Atmosphäre fortgesetzt umhauchte Persönlichkeit des Künstlers, dessen Vorliebe für feine Formen, dessen beständiger Verkehr in Lebenskreisen, die dem einsiedlerisch gewöhnten Eisfelder unnatürlich, unwahr und im eigentlichen Sinne des Wortes leblos erschienen, scheu machten. Trotz seiner wahren Achtung vor Mendelssohns edelm Streben und großer Begabung sagte er sich, daß dem Meister „das Naive, Natürliche, Nächste" fern liege. In seinem Tagebuch wiederholt er mehr als einmal, daß er sich die Pfeife nicht abgewöhnen wolle (er muß wohl in Leipzig, wo „selbst die Tagelöhner Cigarren rauchten," einen Augenblick an Aufgeben dieser Ge-

Digitized by Google

wohnheit gedacht haben), daß er nicht die leiseste Neigung verspüre, in das hohle, leere Gesellschaftstreiben, in die Lüge der Salons unterzutauchen, lauter Äußerungen, die eine bewußte und unbewußte Beziehung zu dem Gegensatz hatten, in dem sich Ludwig zu Mendelssohn, zu dem ganzen musikalischen Leipzig, ja zu der Stadt und ihren Bewohnern bereits befand. Die Besuche bei dem Meister wurden immer seltner. Als Mendelssohn am 11. April die Noten, die er Ludwig in den ersten Monaten geliehen hatte, abholen ließ, konnte dieser, der sich schon sehr unwohl fühlte, sich nicht mehr selbst zu einem Besuche aufraffen, sondern schrieb ein paar entschuldigende Zeilen und erklärte sein längeres Wegbleiben mit seinem körperlichen Zustande.

Noch weniger als zu Mendelssohn fühlte sich der siebenundzwanzigjährige, schwer mit sich selbst und der Welt ringende Kunstjünger zu den Musikern des Schumannischen Kreises hingezogen. Der Zufall hatte ihn in den ersten Tagen in eine auf dem Thomaskirchhof gelegene Gastwirtschaft geführt, nach der sein täglicher Ausgang gerichtet blieb, und wo er einige zunächst auch zufällige Bekanntschaften machte. Nur hundert Schritte von dieser seiner „Stammkneipe" fand sich am Eingang der Fleischergasse Poppes Wirtschaft „Zum Kaffeebaum," wo sich beinahe allabendlich Robert Schumann und seine Freunde versammelten. Aber Ludwig, obschon er sich nach der Lesung einzelner Nummern der „Neuen Zeitschrift für Musik" wiederholt vornahm, Schumann seinen Besuch zu machen, stand in allen seinen musikalischen Anschauungen und Gewöhnungen — denn auch Gewöhnungen spielen bei solchen Verhältnissen eine Rolle — der musikalischen Produktionslust und Produktionsweise Schumanns und aller ihm verwandten Naturen zu fern, um sich mit ihr rasch befreunden zu können. Er versuchte sich in einige der eben damals erscheinenden Schöpfungen

Digitized by Google

Schumanns einzuleben, aber es wollte ihm nicht gelingen. Die „Novelletten“ (op. 21) dünkten ihm — höchst ungerecht — ein „Produkt der Musikindustrie, die auf neue, seltsame Wendungen denke, wie die Coiffeurs oder Friseurs auf neuen originellen Lockenschmuck.“ Im Juni schrieb er in sein Tagebuch, daß er sich mit den Kompositionen der „romantischen Schule“, namentlich Schumanns, „nicht recht befreunden könne,“ fügte aber hinzu: „Doch jeder lebe seines Glaubens.“ Auch hier erschien ihm „die Musik vornehm geworden, darf also nicht mehr vom Herzen reden; ists doch in der vornehmen Welt eine Schande, wenn mans nur merken läßt, daß man ein Herz hat!“ Ein Vorwurf, dessen Unanwendbarkeit auf Schumann die eben im reichsten Strahl emporquellende Liebeslyrik des musikalischen Meisters bald genug erweisen sollte. Zwischen der noch gärenden, aber poetisch reichen und poetisch echten Innerlichkeit Otto Ludwigs und der Robert Schumanns hätten sich auf alle Fälle Berührungs- und Verständigungspunkte ergeben, wenn eine persönliche Bekanntschaft angeknüpft worden wäre.

Die Opern und Singspiele, die Ludwig in Eisfeld vollendet und entworfen hatte, würden ohne Frage auch eine Annäherung an den Komponisten der Opern „Die beiden Schützen“ und „Zar und Zimmermann“ erleichtert haben. Ludwig unterließ es jedoch, Lortzings persönliche Bekanntschaft zu suchen, teils aus gewohnheitsmäßiger, von ihm selbst in den Tagebüchern mehrfach beklagter Menschenscheu, teils weil ihn der vorwiegend theatralische Umgangskreis Lortzings noch weniger anzog, als die Genossen- und Gefolgschaft der „Neuen Zeitschrift für Musik“ im „Kaffeebaum.“

So blieb der Eisfelder, der mit so entschiednen Hoffnungen eines völligen Umschwunges seiner Existenz nach Leipzig gekommen war, auch nach Monaten auf ganz vereinzelte Anknüpfungen meist aus Waldrichs

Digitized by Google

Wirtschaft beschränkt. Einigen Wert legte er selbst nur der Bekanntschaft mit dem blinden Lyriker Theodor Apel, dem Sohne Augusts Apels, bei. Ludwig hatte sich im März entschlossen, dem Dichter, der der Angehörige einer angesehnen altpatrizischen Familie und Besitzer des ohnweit Leipzigs gelegnen Rittergutes Ermlitz war, seinen Besuch zu machen, und bemerkte im Tagebuch: „Gestern bei Dr. Apel gewesen. Ein sehr lieber Mann, durch den ich in manches schöne Verhältnis gelangen kann.“ Es scheint, daß Theodor Apel zu den „Litteraten“ gehörte, denen Ludwig nach einem Briefe an Schaller (Leipzig, 2. Mai 1840) einige seiner kleinen Gedichte mitteilte, die „sehr gut aufgenommen“ wurden. Die Anknüpfung litterarischer Verbindungen aber hing mit Vorgängen in dem Seelen- und Phantasieleben Otto Ludwigs zusammen, die in den Winter von 1839 zu 1840 fielen.

In dem stockenden Verkehr zwischen Mendelssohn und Ludwig waltete von Anfang an ein Element des Geheimnisses und der Zurückhaltung mit. Der Meister mußte nach allem, was ihm von Meiningen her berichtet war, annehmen, daß er einen ausschließlichen Musiker vor sich habe, und wenn ihm auch schwerlich unbekannt blieb, daß sich Ludwig die Texte zu seinen Opern selbst gedichtet hatte, so legte doch Mendelssohn hierauf wahrscheinlich nicht mehr Gewicht, als auf seine eignen gelegentlichen poetischen und litterarischen Versuche. Soweit der schweigsame Thüringer etwas von seinen Lebensplänen verriet, wünschte er in seiner Heimat eine musikalische Stellung zu finden, zeigte sich auch nicht abgeneigt, sobald er sich selbst einigermaßen vervollkommnet habe, Klavierunterricht zu geben. Wie hätte Mendelssohn ahnen können, daß gerade in diesem Winter, der ganz und gar musikalischen Studien, musikalischen Eindrücken gehören sollte, bei Otto Ludwig die poetische Ader, die gestaltenschaffende Phantasie

Digitized by Google

übermächtig walteten und der Musik auch schon zu einer Zeit gefährlich wurden, wo dieser sich noch ausschließlich als Musikstudent fühlte. Die tagebuchartigen Aufzeichnungen Ludwigs, vom September bis zum Anfang Dezember 1839 unterbrochen, sprechen auch im Dezember und Januar (1840), wo er noch viel Klavier spielte und selbst einige Fortschritte zu machen meinte, von poetischen Vorstellungen und Plänen aller Art. Die Gestalten der Tragödie „Agnes Bernauer" (noch unter dem Titel „Der Liebe Verklärung"), die ihn bis zu seinem Lebensende nicht verlassen haben, einer „Ghismonda" (nach Boccaccios Novelle), des treuen „Eckart," die ersten Schatten eines Marino Faliero suchten ihn in dem bescheidnen Stübchen des Leipziger Thomasgäßchens heim. Je stärker in seiner gegenwärtigen Lage die äußern Aufforderungen zu rein musikalischem Leben und Schaffen waren, um so stärker wurde die innre Lust des Einsamen am dichterischen Träumen und Bilden. Es war eine unwiderstehliche, wenn auch von Ludwig selbst erst halbverstandne Offenbarung der eigentlichen Natur seiner Phantasie und seines künstlerischen Triebes, die in diesem Winter über ihn kam.

Im Februar begann Ludwig neben andern krankhaften Erscheinungen Anschwellungen seiner Hände, eine bedenkliche Versteifung der Finger wahrzunehmen, die ihn zwangen, alle Klavierübungen vor der Hand einzustellen. Am 1. März ließ er das gemietete Klavier aus seiner Wohnung wegschaffen, um nicht die kostspielige Miete für das Instrument umsonst zu zahlen. Was einen andern Musiker entschieden unglücklich gemacht haben würde, ließ ihn zunächst um so kühler, als er eben jetzt in einer Fülle poetischer Gedanken und Entwürfe den reichsten Ersatz für die versagten musikalischen Eindrücke vor sich sah. Er freute sich, der krankhaften Besorgnis ledig zu werden, die er

Digitized by Google

einigemale bei nächtigem Feuerlärm wegen des fremden Gutes empfunden hatte, und versenkte sich immer tiefer in seine Phantasien und Studien, unbekümmert um den Widerspruch, in dem sie zu seinem augenblicklichen Beruf und nächsten Zweck standen. In dem schon erwähnten Briefe vom 3. März 1840 an Schaller schreibt er: „Die Zeit, die zwischen diesen Briefen liegt, war eine Zeit geistiger Erhebung, ich hatte keine Ansprache, brauchte sie aber auch nicht. Arbeiten, Pläne, besonders poetische, füllten sie aus. Jeden Abend wünscht ich den kommenden Tag gleicher Art, mit einem Wort, ich führte ein so zufriednes Stillleben, als ich nie geführt habe." Neben den dramatischen Entwürfen gingen epische her, zu den Tragödienstoffen, die er in besondern Planheften bereits auszugestalten begann, gesellte sich ein Mysterium, das die Legende vom heiligen Christophorus behandeln und in eigentümlicher Weise erweitern und vertiefen sollte, der Plan zu einem großen nationalen Heldengedicht, das unmittelbar Ottos des Großen Sieg über die Ungarn darzustellen, mittelbar aber alle Lebensfülle des deutschen Mittelalters in Glauben und Thatkraft, Sagen und Sitten, auch prophetische Ausblicke auf die Zukunft in sich aufzunehmen bestimmt war. Bescheidnere Aufgaben setzte er sich mit der Ausarbeitung einiger noch in Eisfeld entworfnen Novellen und dem Entwurf zu einigen neuen, mit der Vollendung eines Heftes volkstümlicher Lieder und mit der Skizze eines satirischen Gespräches mit der deutschen Muse in Hans Sachsens Manier, in dem die Muse ihrer Schicksale von urältesten Zeiten bis auf die elende Gegenwart gedenkt, wo sie ein Jakobinerkäppel auf dem Haupte und ein englisches Plaid um den Leib hat, auch schon abgetragen, da es noch von Walter Scott herrührt.

Mitten in dieses „himmlische Leben, das er gern um jede Entbehrung kaufen würde, falls er es nicht

Digitized by Google

hätte, und es dafür zu haben wäre," mitten in diese poetischen Träume, auf denen er gleichsam unbewußt und unmerklich zur Litteratur hinüberzugleiten begann, traten die Vorboten einer schweren Krankheit. Er hatte unruhige und völlig schlaflose Nächte, es „lag ihm auf der Brust," er litt an Unterleibsbeschwerden (kein Wunder bei der eingeschloßnen, beinahe ganz auf das Zimmer beschränkten Lebensweise, die er seit Monaten geführt hatte) und fühlte sich unfähig zu jeder Arbeit. Auch der ungewöhnlich schöne Frühling des Jahres 1840, der ihn aus der Stadt in die grünen Umgebungen lockte, brachte ihm keine Heilung. Am 16. April bemerkte er in seinem Tagebuch: „Wieder wunderheiter draußen! Solchen wahrhaft grünen Donnerstag hab ich in vielen Jahren nicht gesehen," kam aber von dem Nachmittagsspaziergang nach Stötteritz „ganz marode" nach Haus und fühlte sich in den nächsten Tagen so steif und matt, daß ihn Todesgedanken beschlichen. „Es wäre zwar jetzt nichts an mir verloren, meinen Leuten würd es durch die Trennung, an die sie sich einmal gewöhnt, nur halb aufliegen. Mir wärs aber kaum recht. Es wäre doch vielleicht noch was aus mir geworden." Am Ostersonntage, am 19. April, seufzt er: „Der Herr ist erstanden — mir aber gehts miserabel. Ein unverschämt dicker Backen macht mir meine Osterandacht unmöglich, die ich bei schönem Wetter (und so wie es heut ist, erinnere ich mich nicht, daß es je am ersten Osterfeiertag gewesen) in meinem Garten hielt, und die mich allemal auf lange Zeit erhob. Eine Nacht voll Fieberbilder und Angst, und nun wahrscheinlich ein Tag voll Dusel und Langerweile." Aus diesen krankhaften Gedanken und Zuständen raffte er sich gegen Ende April gewaltsam empor — er hatte eine neue Wohnung zu suchen und war nach mehreren Tagen mühseligen Umhergehens und Treppensteigens endlich so glücklich, ein bescheidnes

Digitized by Google

Zimmer in einer verhältnismäßig stillen und von grünen Gärten umgebnen Straße einer Vorstadt, in der Eisenbahnstraße in der Nähe des Tauchaer Thores, zu finden. Er wohnte hier Nummer 1479 bei einem kleinen Steuerbeamten Herrn Fritzsche und dessen freundlicher Frau (sie entpuppte sich später als eine Schwestertochter Seumes), die beide für ihren Mieter eine menschlich warme Teilnahme faßten, deren der Musiker und Dichter in den nächsten Wochen nur zu sehr bedurfte.

Denn Ludwig hatte kaum am 1. Mai diese neue Wohnung bezogen und den Unterschied zwischen seinen seitherigen Wirtsleuten und den neuen recht empfunden („diese sind so liebe Leute, daß ich noch nicht weiß, wie ich daran bin, es ist mir immer, als wäre ich in meine Heimat zurückgekehrt, die mir schon manches Jahr gefehlt"), so wurde er ernstlich bettlägerig. Gleichsam prophetisch für die Spätzeit seines Lebens hatte auch die Krankheit, die ihn wochenlang niederstreckte und quälte, etwas rätselvolles. Zu unerträglicher Steifheit aller Gelenke und heftigem Schmerz in der linken verhärteten Wade gesellten sich kalter Angstschweiß, Herzklopfen, Atemlosigkeit, Neigung zum Erbrechen, im Verlaufe fürchterlicher Nächte Brustkrämpfe und Erstickungsanfälle, die sich nach Mitte Mai milderten. Und erst am 1. Juni durfte der Kranke wieder eine Stunde außer Bett sein. „Mußte in geheizter Stube stecken, während ich sonst dachte, der Frühling könne nicht existieren, ohne daß ich ihn kontrolliere." Am 3. Juni schlich er an einer Krücke in den kleinen Hausgarten seines Wirtes, „war geblendet von dem grünen Glanze der Erde und dem blauen des Himmels, dazu so allein und hilflos, auch geistig, daß mir wehmütig und überaus sehnsüchtig zu Mute ward. Die Herrlichkeit der Sommerwelt bedrängte und drückte mich ordentlich." Während der schlimmsten Krankheitstage hatte er nicht nur mit körperlichen, sondern vor allem mit

Digitized by Google

seelischen Schmerzen gerungen. Mit der dunkeln Furcht, allein, in der Fremde zu sterben, paarte sich die natürlichste Besorgnis über die Aussichtslosigkeit seiner gegenwärtigen Lage. „Wie bin ich so müde! Und soll ich immer fort und immer fort sorgen!“ — „Mut, Vertrauen, Kraft — die letzten Reste nehmen Abschied.“ „Von nun an soll meine Gesundheit das erste und ausschließende Recht auf mich haben — das andre mag werden, wie es will. Berühmt zu werden, bin ich zu alt und zu schwach!“ „Bin in einem höchst seltsamen Zustande! Wie im Halbtraum! Viele Sehnsucht, mehr Sorge, wenig Hoffnung und am meisten Resignation aus Mattigkeit. Das ist die Mischung!“ Diese und ähnliche Ausrufe in Ludwigs Tagebuch aus jenen traurigen Sommerwochen kennzeichnen hinlänglich die tiefe Hoffnungslosigkeit des weltfremden jungen Mannes, die teils aus der Krankheit, teils, und zwar größtenteils, aus den ersten Berührungen mit der Leipziger Kunst- und Litteraturwelt stammte. Die Eindrücke, die Ludwig zunächst empfangen hatte, machten ihm die Unvereinbarkeit seines Kunstdranges, seiner Anschauung, seines Wollens mit dem landläufigen und tagesüblichen Treiben bis zur Verzweiflung an der eignen Zukunft klar.

Schon während seiner Krankheit und noch mehr während der allmählichen Genesung regte sich bei Ludwig ein gewisses Verlangen, zu den Musikstudien zurückzukehren. In demselben Augenblicke, wo die humoristische Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten“ in Herloßsohns „Kometen“ (April 1840) veröffentlicht wurde, auch einige seiner Gedichte (darunter das Auswandrerlied von 1834) erschienen, traten die litterarischen Pläne in den Hintergrund. War es vor allem sein starkes Pflichtgefühl, das ihm ins Gedächtnis rief, daß das Stipendium des Herzogs von Meiningen ihm eben nur zur Ausbildung in der Musik

Digitized by Google

gewährt worden sei, entstammte der neue musikalische Eifer dem sehnsüchtigen Wunsche, als Kantor in Eisfeld oder als Lehrer auf dem Lande eine gesicherte Existenz zu finden, verließen ihn die poetischen Gestalten, die ihn während des verflossnen Winters unabläßig umdrängt hatten, suchte er für die weichern Stimmungen, die ihn in diesen Sommermonaten beschlichen, musikalischen Ausdruck? Schon während der schlimmsten Tage seiner Krankheit hatte er wieder den Plan zu einer Oper „Blaubart" entworfen und schrieb zu den Grundzügen des Textes: „Wenn man nun wirklich eine neue Form der Oper versuchte, eine eng dramatische, rouladen- und tiradenfremd, nicht aufhaltend am unrechten Orte, sodaß am Ende der Zuschauer nicht wüßte, was ihn eigentlich ergriffe, daß er nicht wüßte, ob er ein Drama oder eine Oper gesehen. Nur dann retardierend, wenn es der Text ist. Aber freilich mit der Aussprache der Sänger!" Diese Annäherung an die spätern Theorien Richard Wagners (der wenige Jahre vor Ludwigs Eintreffen in seiner Vaterstadt Leipzig den umgekehrten Weg zurückgelegt und sich aus dem Dichter in den Musiker verwandelt hatte) sollte bei Ludwig keine künstlerischen Folgen haben, sie zeigt aber, wie der Gedanke einer entschiednen Umgestaltung und Reform der Oper in der Luft lag. Als Ludwig im Juni seinen Fuß wieder über den Hausgarten des Herrn Fritzsche hinausseţen und zunächst am Stocke weitere Gehversuche machen konnte, betrieb er die Miete eines Klaviers im Einklang mit dem Vorsatz, den er während der Krankheit (am 28. Mai) ins Tagebuch verzeichnet: „Diesen Sommer will ich hauptsächlich aufs Studium der musikalischen Formen verwenden, in Sonaten, kurz in allen diesen Formen mich versuchen. Damit kann das Klavierspiel Hand in Hand gehen." Am 13. Juni bereits kam das Klavier in seiner Wohnung an, er fand zwar das

Digitized by Google

Spielen bei dem noch fortdauernden Schwächezustande anfangs ermüdend, kam aber doch wieder „in das rechte Klavierfeuer“ und hielt sich wochenlang Wort, täglich mehrere Stunden zu üben. Gleichzeitig schaffte er sich das große „Lehrbuch der musikalischen Komposition“ von Marx an und studierte es ebenso eifrig als eingehend. Der erste erneute Kompositionsversuch am 18. Juni fiel zwar nicht glücklich aus („War nichts, kein Gedanke kommt mir mehr. Werde die Agnes Bernauer wieder vornehmen“), aber er übte jetzt einen gewissen Zwang gegen sich aus. Er komponierte einige Lieder, arbeitete an einem Kyrie, „fühlte einigen Kompositionstrieb,“ dachte daran, eine Messe zu versuchen, und verzeichnete sich Goethes Elfenhochzeit (Oberons und Titanias goldne Hochzeit) als Programm zu einer Konzertouverture.

So brauchte er, als er am 26. Juli im Waldschlößchen zu Gohlis Mendelssohn wieder begegnete, sich minder bedrückt zu fühlen, als wenn er inzwischen der Musik schon völlig Valet gesagt hätte. Er war noch immer „ein halber Tragikus, ein halber Musikus.“ Man sieht aus allen Aufzeichnungen dieser Zeit (die leider mit dem Beginn des August abbrechen), daß die poetischen Neigungen sich wieder mächtig regten, und daß er umgekehrt beim Klavierspielen immer wieder „eine Art Mattigkeit in den Fingern, die nichts recht auf dem Klavier gelingen läßt,“ verspürte. Doch klammerte er sich noch ganz entschlossen an den Vorsatz, Musiker zu bleiben, obschon ihm vor einem zweiten Winter in Leipzig graute. Er hätte bei seinen freundlichen Wirtsleuten, wenngleich er immer vertrauter mit ihnen geworden war, Spaziergänge mit ihren Kindern unternahm, sich Anfang August sogar von ihnen bereden ließ, dem „Fischerstechen“ auf der Funkenburg beizuwohnen und unter sechs- bis zehntausend Menschen, die den Teich umstanden, tapfer mit auszuhalten, nicht

Digitized by Google

gut wohnen bleiben können, da ihm die Eisenbahnstraße zu weit vom Gewandhaus und Theater zu sein schien. Und so leitete denn ein Brief an Karl Schaller vom 1. Oktober 1840, kaum ein Jahr nach seiner ersten Ankunft, das Verlassen Leipzigs und die Rückkehr in die Heimat ein: „Diesen Winter sprechen wir uns vielleicht. Mendelssohn-Bartholdy hat mir geraten, Partituren zu studieren, und sich gewundert, daß ich das nicht in Meiningen thue, wo ich es so gut könne als hier. Hier fehlt mir das Leben in der Musik, ich meine so recht mitten drinne, ebenso wie in Eisfeld. Mit den hiesigen großstädtischen Musikern kann man gar nicht so bekannt werden, als zu einem gemeinsamen thätigen Leben in der Kunst gehört. In Meiningen würde ich auch an dem Privatmusiktreiben der Musiker teilnehmen können, z. B. Sonaten mit Begleitung eines Instrumentes selbst mit ausführen, was doch weit nützlicher als das bloße Hören, was hier noch dazu unsinniges Geld kostet, sodaß ich mir viel davon versagen muß. Zweitens würde ich auf diese Art eigne Sachen hören können, was hier mit Versuchen nicht angeht und doch die Hauptsache ist. Nach einem Aufenthalte in Meiningen würde ein Winter in Leipzig mich mehr fördern, als ohne jenen sechs!“

Niemand, der dem geschilderten innern Leben Ludwigs mit Anteil gefolgt ist, wird bezweifeln, daß noch ganz andre Beweggründe, als die Sorge um seine Zukunft als Musiker, ihn drängten, Leipzig zu verlassen, und daß der erste Schritt aus Leipzig hinaus und in die vor einem Jahre verlaßnen Heimatverhältnisse zurück auch der entscheidende Schritt zu neuen Lebensplänen und Lebenszielen werden mußte, so entschieden der Dichter auch jetzt noch den Gedanken festzuhalten schien, der ihn nach der Musikstadt an der Pleiße geführt hatte.

Digitized by Google

In Otto Ludwigs seitherigen Erlebnissen und Gewöhnungen lag es begründet, daß ihm, längst ehe er den Zwiespalt zwischen seiner Natur, seinen individuellen musikalischen Neigungen und den ihm von Mendelssohn wie von der Gesamtentwicklung der Kunst nunmehr angesonnenen Bestrebungen klar erkannt hatte, in Leipzig nicht warm noch wohl werden konnte. Die Gegensätze zwischen dem Dasein, das er geführt und sich unabhängig von dem Eisfelder Tagestreiben geschaffen hatte, und dem, was er jetzt vom Dasein der bewegten Mittelstadt sah, die für ihn ohne Zweifel eine Großstadt bedeutete, waren zu grelle und schroffe, und es hätte seiner dürftigen Vereinsamung, seiner Krankheit gar nicht bedurft, um ihn mit Mißmut und Widerwillen gegen Leipzig zu erfüllen. Fürs erste hätte der Abstand der flachen Umgebungen Leipzigs, deren zwischen Wald und Wasser verborgne spärliche Reize sich nur dem Suchenden und dem Willigen offenbaren, gegen die Berge und herrlichen Waldgründe des Thüringerwaldes schon hingereicht, ihm den neuen Wohnort zu entleiden. Dazu gesellte sich ein gründliches Mißfallen an Leipziger Art und Sitte. In Ludwigs Briefen an Schaller, an den Oheim Christian Otto in Eisfeld, wie in den Tagebuchaufzeichnungen wird dies Mißfallen in unendlichen Variationen bezeugt. „Wenn einer aus einem kleinen Nest nach Leipzig »rein macht,« so heißts: »Nun wird dir alles aufgehen« — ja in Rauch —, »nun kommst du an die Quelle alles litterarischen Thuns und Treibens« — und bist in Leipzig selbst weiter davon als je — »da wirst du Leute sehn« — ja gähnen! — Noch nicht gar zu lange bin ich von einer Bierschenke in der Nähe gekommen, von deren Gästen ich nicht begreife, wie sie die Langeweile nur eine Stunde beisammen läßt. Ich glaube, deshalb werden hier so viel Bücher gemacht, weil die Leute so langweilig sind." (An Karl Schaller. Leipzig,

Digitized by Google

2. November 1839.) Die sächsische Höflichkeit und die selbstgewisse kleinliche Klugheit seiner neuen Mitbürger belustigten ihn bald, bald entrüsteten sie ihn; die Fähigkeit, sich in der einen Stunde für etwas Wesentliches, Großes, Wertvolles und in der nächsten für das Nichtigste und Kleinste gleichmäßig zu enthusiasmieren, setzte ihn in unbehagliches Erstaunen. Mit dem Scharfsinn der Abneigung nahm er wahr, daß die örtlichen Vorgänge jederzeit zu Ereignissen aufgebauscht wurden und in der Selbstbespieglung der Pleißathener eine ganz andre Gestalt erhielten, als sie in schlichter Wirklichkeit gehabt hatten. Namentlich widerwärtig deuchte ihn der gedruckte Glorienschein, mit dem die Presse, vorläufig wie nachträglich, alle Vorkommnisse umgab. Im Sommer 1840 war Ludwig, soviel es sein damaliger Gesundheitszustand zuließ, Augen- und Ohrenzeuge des Gutenbergfestes, der vierhundertjährigen Jubelfeier der Buchdruckerkunst. „Das so ausposaunte Buchdruckerfest ist, näher mit angesehen, eine gelinde Kinderei gewesen. Was du von Leipzig oder von Leipzigern hörst, das mußt du betrachten wie ihre Buchhändleranzeigen. Noch jetzt wehen Fahnen an den Buchdruckereien. Aber wenn die Leipziger ein Volksfest feiern, ists, als ob ein Tauber ins Konzert geht. Sie haben den Sinn nicht, den man haben muß, um sich zu freuen. Es sind lauter uralte Leute." (An Karl Schaller. Leipzig, Mitte Juli 1840.) Auf dem Festplatze machte er die Beobachtung, daß die wirklich Fröhlichen wie Schauspieler waren, von Unzähligen umstanden („die sich höher dünkten und deshalb nur Zuschauer, ja nicht Mitteilnehmer sein zu dürfen glauben"), räumlich beengt und bewitzelt wurden, bis ihnen aller Spaß verging (Tagebuch; 27. Juni 1840). Der Mangel an Frische und unmittelbarer Natur bedrückte ihn in jedem Sinne und machte ihn oft blind und ungerecht gegen Erscheinungen die nur in etwas

Digitized by Google

von dem abwichen, was er seit vielen Jahren mit Wohlgefallen geschaut hatte. „Ein hübsches, namentlich Frauengesicht ist so selten hier, daß ich kaum zwei gezählt habe," meldete er an Schaller, und ihm wie dem dicken Herrn berichtete er: „Die Leipziger Damen sehen alle so übernächtlich aus, nicht wie Geschöpfe der Natur, sondern wie Kunstfabrikate. Die Mädchen bis zehn Jahre sind zum Teil sehr hübsch. Die Weiber in Eisfeld und Leipzig sind wie eine Wiese und ein Herbarium." Und die Nutzanwendung lautete: „In der großen Welt ist auch kein Familienglück denkbar; das meiste schon angesteckt von der glänzenden Krankheit des Wertherismus, der Schamlosigkeit des jungen Deutschlands, der Unnatur der französischen Romantik. Du bist ein Glückskind. Ich weiß es, eine solche Frau, wie du hast und ich sie haben möchte, wächst auch in Eisfeld nicht mehr, aber doch bei weitem eher als in der größern Welt." (An Karl Schaller. Leipzig, 3. März 1840.) Und wenn ihm nun auch zur rechten Zeit wieder einfiel, daß seine Lage ihm den Heiratstraum fern genug rücke („Wenn ich nur ebenso des Passivums von amo fähig wäre als des Aktivum. Indessen — was thät ich damit? Das ist für andre Leute." Tagebuch; 24. Juni 1840), so war sein Sinn für lebendige Frische und natürliche Reize durch die „unzähligen Variationen eines nichtigen Themas" in den Gesichtern beleidigt, den „geistigen Nachlaß in den schlaff hängenden Gesichtsmuskeln und die Lebensmüdigkeit in den glanzlosen Augen" meinte er überall wahrzunehmen und kombinierte sie mit andern Eindrücken seines Leipziger Lebens, die ihm schier ebenso unheimlich erschienen. Otto Ludwigs Kritik der Leipziger Frauenwelt hätte schon an der Stelle, die ihm die nächstliegende sein sollte, in Mendelssohns Hause eine siegreiche Widerlegung erfahren können. Cecile Mendelssohn, die freilich keine geborne Leipzigerin, sondern eine Frankfurterin

Digitized by Google

war, gehörte zu den schönsten und liebreizendsten Frauen ihrer Tage, und in den Leipziger Überlieferungen jener Jahre klingen andre Namen nicht weniger hell als der ihre. In Wahrheit kam Otto Ludwig mit dem Lebenskreise, in dem wirkliche Anmut und Lebensfrische, auch viel mehr Natur und Natürlichkeit vorhanden war, als er ahnte, so gut wie gar nicht in Berührung. Und sein Auge war für die unerfreulichen Wirkungen eines ungesunden Stadtlebens und Stadttreibens, für allerhand Wunderlichkeiten und Schiefheiten, für Trivialitäten und Unarten des Leipziger Verkehrs geschärft, in dem man sich gehen ließ, ohne darum anspruchslos zu sein; sein Ohr konnte sich an die Hast und die verwaschne Schlaffheit des Leipziger Dialekts schlechterdings nicht gewöhnen.

Doch das alles würde Otto Ludwig nicht so tief berührt und verstimmt haben, wenn ihm das Leipziger Kunstleben in besserm Lichte erschienen wäre. Was er im ersten Leipziger Briefe an Schaller (November 1839) geschrieben hatte: „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier beides, ein Rosen- und ein Folterbett" — das war seine Überzeugung geblieben, auch nachdem er den ersten Winter in Leipzig hinter sich hatte. An Onkel Christian Otto bekannte er (Leipzig, 14. März 1840): „Ihr Leute in Eisfeld und Hildburghausen habt gar keinen Begriff von der Richtung der Musik und Poesie der letzten Jahre. Wer mit den Grundsätzen zur Produktion und Beurteilung beider nach Leipzig kommt, wie mir geschehen, dem geht es wie einem Landjunkerlein, das nach alter Mode gekleidet nach Paris kommt. Er wundert sich über die Leute, die Leute sich über ihn. Ich muß mein bißchen Ästhetik rein auf den Kopf stellen. Der Unwille, ja Widerwille, mit dem ich daran gehe, die neuen Kleider anzuziehn, entsteht nicht, weil das Alte mir besser gefiel, weil es eben alt und das brütende Element war, sondern weil ich mich

Digitized by Google

nicht dazu bringen kann, das Bessere um das Neuere zu tauschen. Den neuern, ultraromantischen, oder wie man ihn nennen will, Standpunkt der Musik, und den, aus dem man sie, um sie sich zu vermitteln, ansehen muß, zu finden, ist so lange vergebens, als man sich nicht begreiflich machen kann, daß sie aus sich selbst heraus in eine Sphäre getreten ist, die ihr nur ein künstliches Dasein erlaubt, daß sie in einem gemieteten Hause lebt, nämlich aus einer Kunst für das Gemüt eine des Verstandes geworden ist. Mir ist namentlich im Anfang beim Anhören von Musiken der neuen und neusten Schule immer die an Grauen streifende Scheu gegenwärtig gewesen, die mich als Kind in der Nähe eines versteckten mechanischen Triebwerks angewandelt; um ein Bild daher zu nehmen: ich kletterte unter den Glocken des Kirchturmes über die Stangen hin, die das Werk und den Hammer vermitteln, ängstlich vermeidend, auf sie zu treten, und doch vor aller Grauluft, diesem Schwindel an den Gemütsabgründen gepackt, es zu thun; denn ich wußte, trat ich auf eine dieser Stangen, so gellte ein Glockenschlag in mein Ohr, und während ich schwankte zwischen Drang und Abwehr, hob sich die Stange wie von selbst, und der Glockenschlag, der ersehnte und gefürchtete, scheuchte meine Nerven in sich selbst zurück. Dieses Drängen und Rückhalten und wieder Drängen und Rückhalten, und auf einmal dieser Klageton, wie aus der Brust eines Dämons! Und ich meinte und meine noch, die Musik solle heilen, nicht zerreißen, solle versöhnen, nicht verletzen. Dazu der Winter, mein Erbfeind, kalte Füße; ich kann euch versichern, daß diese Art Musik mich manchmal zu zerstören drohte. Ich sehe, eine Kassandra in Troddelsocken, nach Eisfeld und den andern kleinern Städten, wo noch unverdorbne, unverdrehte Seelen wohnen."

Bei alledem verrieten dieselben Briefe, in denen

Digitized by Google

der Kunstjünger seinem Widerstreben Ausdruck gab, daß Ludwig mit entschiednem Verständnis in Mendelssohn und Hector Berlioz die Führer zweier musikalischen Richtungen erkannte, deren jeder er eigentümliche Entwicklungsfähigkeit zusprechen mußte. Er blieb freilich dabei, daß die Musik des letztern „die politische Rebellion von 1789, die jetzt in der Musik nachrebelliert, Metzelei, Verhöhnung des Heiligsten, das sich in die innersten Winkel der Seele zurückflüchtet, Königsmord in Tönen" sei, er empfand aufs schmerzlichste den Unterschied zwischen der Musik, die er liebte, und der, die ihm geradezu physische Schmerzen bereitete. „Was mich ergötzt und entzückt hätte, die Haydnschen, Mozartschen, Beethovenschen Werke, dienten in der Zusammenstellung mit jenen nur dazu, mich vollends zu zerreißen. Sie waren die Sonnenblicke im Frühjahr, die alle Knospen der Seele nur deshalb herauslockten, daß sie der Frost vernichte," aber er empfand eine geheime Gewalt in diesen musikalischen Bestrebungen, der er sich nicht zu vertrauen gedachte, weil er in sich die Macht und Kraft nicht fühlte, sie schaffend zu überwinden, zu besiegen. Ganz abgesehen von der Wirkung der Kirchen („in eine Kirche durfte ich mich vorigen Winter aller Sehnsucht nach einer Kirchenmusik ungeachtet nicht versteigen") und Konzertsäle auf seinen körperlichen Zustand („mit dem Eintritt in den Konzertsaal bekam ich kalte Füße, ich hörte die Musik, aber ganz anders wie die andern, mit Brausen und Pfeifen gemischt, wobei mein Gehirn glühte und ganz wirr ward von Fieberphantasien, sodaß ich beim Schlusse allemal froh war und später gar nicht mehr das Herz hatte, die Konzerte zu besuchen. — Ich versuchte es später mit den Gewandhaus-Quartetten, ich mußte auch diese lassen"), ging in seinem Geiste nicht sowohl eine Revolution als eine Offenbarung der eigensten Natur seines Talents unter schweren Kämpfen vor sich. Wir

Digitized by Google

sahen, daß er schon in den ersten Monaten seines Leipziger Lebens die musikalischen wie die gesellschaftlichen Eindrücke, die seiner Natur nicht gemäß waren, die ihn beunruhigten und drückten, durch eifriges Versenken in seine poetischen Pläne zu vergessen trachtete. Und so oft er einen neuen Anlauf zu musikalischer Arbeit nahm, regte sich gleichzeitig die Lust, eine größere dramatische oder epische Schöpfung nicht bloß zu planen, sondern auch auszuführen. Mit der Litteratur des Tages, mit der jungdeutschen Tendenzpoesie und Tendenzkritik war er noch weniger einverstanden als mit der neuromantischen Musik. — „Im allgemeinen," schrieb er (Leipzig, 3. März 1840) an Schaller, „hat mich nun der Ton, der jetzt in der Schriftstellerwelt herrscht, verletzt, dieses von aller Pietät verlaßne Wesen! Jeder Gelbschnabel will dem Poeten vorschreiben, wie er dichten soll, und hat er den Mut, er selbst zu sein, so entgeht er den schlechtesten Persönlichkeiten nicht. Wer mag da seine Kräfte, sein Leben, sein Glück, seine Gesundheit riskieren! Thue dir selbst genug, dies ist das wahre innre Gesetz, dem wir möglichst nachkommen sollen. Und hat man es nach Kräften gethan, nicht Gesundheit, nicht irdisches Wohl zu hoch geachtet, sie auf dem Altar zu opfern, so kommen Menschen, die selbst nichts produzieren, als Kritik in einer zuckerwasserverschwemmten, charakterlosen Prosa, die ich nur einen Ohren- und Sinnenkitzel ohne tiefern Sinn, ja ohne praktischen Wert nennen kann, denn man bringts nicht so weit, nur herauszulesen, was sie wohl mögen gewollt haben — und gießen ihr Gift darüber hin. Und das Publikum hat einen Geschmack daran gefunden, sich auf diesen Oberflächen zu wiegen in der Meinung, es denke, und wer weiß wie tief, die produktiven Autoren über die Achsel anzusehen und sich zu freuen, wenn sie recht gemein heruntergerissen werden. Das ist das junge

Digitized by Google

Deutschland. Lies ihre Schriften; es ist unmöglich, sich einen Begriff von dieser Tigergrube zu machen." Er empfand einen noch schärfern Gegensatz zu dieser Litteratur und Litteraturauffassung, als zu Mendelssohn, R. Schumann oder selbst Berlioz. Aber der Unterschied war von Haus aus der, daß er der ihm fremden litterarischen Richtung mit bewußter Gegnerschaft und der Zuversicht Auge in Auge trat, ihr gewachsen zu sein, das Beßre, Gesündere und Lebensfähigere in sich zu tragen, daß sein Blick und Instinkt für die Unter- und Gegenströmungen, die der Herrschaft des „jungen Deutschlands" ein baldiges Ende bereiteten, merkwürdig scharf war. Und wenn er als Musiker ausrief: „Seit Beethoven ist die Musik gemütskrank geworden, ein ewiges Herumgerissenwerden vom Himmel zur Hölle, von Hölle zu Himmel; keine Ruhe, kein gastliches Plätzchen, aus jedem Blumenstrauche steckt die schöne, furchtbar schöne Schlange Wahnsinn die spielende Zunge," so erkannte er auf poetischem Gebiete schon jetzt, „Philosophie setzt Grenzsteine, Poesie schafft sie hinweg," so setzte er „auf das Drama große Hoffnung; von allen Seiten beginnt man es zu fördern und in seine alten Rechte einzusetzen," so wußte er mitten in all seiner Unfertigkeit, „den echten Dichter schafft die Ganzheit und Fülle seiner Stimmung," und empfand in guten Stunden, daß er diese Ganzheit und Fülle in sich trage.

Was ihn gleichwohl nicht zur klaren Entscheidung über den demnächst einzuschlagenden Weg kommen ließ, war das Hinzutreten eines tiefen und leidenschaftlichen Heimwehs zu allen innern Kämpfen. Vom ersten bis zum letzten Tage dieses ersten Leipziger Aufenthaltes durchzog eine leidvolle Sehnsucht nach den in der Heimat zurückgelaßnen wirklichen und vermeinten Gütern, das brennendste Verlangen nach seinen alten Bekanntschaften und Beziehungen die Briefe und Tagebuchblätter Lud-

Digitized by Google

wigs. Was er während der Krankheit im Mai 1840 als sein herrschendes Gefühl erkannte: „Nur nicht in der Fremde sterben! Werd ich denn je wieder meinen Garten sehen? Ich fühls, nicht eher werd ich mich wieder ruhig und behaglich fühlen. Jedes Blättchen darin ist mir wie ein Bruder. Ich habe mich so hineingelebt, daß er ein Teil von mir ist. Ich höre ihn rauschen, meine ganze Kindheit, das einzig Schöne im Leben, und was sonst mein Gemüt betroffen, alles bezieht sich auf ihn. Er ist meine ganze Seelengeschichte. Nur in ihm lebe ich ein ganzes Leben. Überall außer ihm bin ich fremd und ungern. O Garten, Garten! unter den ärmlichsten Bedingungen ein Einsiedler in dir!“ — das kehrte in hundert Bildern und Ausrufen unabläßig wieder, heute als rührende Sorge um den „lieben dicken Herrn,“ den Onkel, den er so gern in bessern Händen gewußt hätte, morgen als Erinnerung, wie behaglich, ja reich sein Leben in Eisfeld gegenüber der entbehrungsvollen Dürftigkeit dieses Daseins in der Fremde gewesen sei, einmal als Überzeugung, daß ihm nur ein kurzes Leben beschieden sein werde, und wieder als Furcht, daß er einem Schattenbilde von Wirkung und Ruhm nachjagend sich um das schlichte volle Leben bringen werde, dessen mit liebevollem Vergeßen so vieler Erfahrungen er in Eisfeld gewiß zu sein glaubt. In diesen Stimmungen tauchen dann in seinen Briefen die sehnsüchtigen Wünsche auf, „ein eingeschränktes bürgerliches Glück zu genießen — Schulmeister zu werden, womöglich in Eisfeld selbst. Meines Gartens wegen, in dem ich die meiner Gesundheit allein aufhelfende Bewegung finde, und weil ich Zeit genug überbehalte, mein Steckenpferd im stillen für mich zu reiten, Morgenroths Zeit fällt mir ein; was ist nicht in seinem Geiste (ungefähr!) zu leisten.“ (An Karl Schaller, Leipzig, Juli 1840.) Da malte er sich in seinem Tagebuche ein völliges Idyll aus:

Digitized by Google

„Im Wachen und Träumen verfolgt mich beständig das Ideal eines Schulmeisterlebens auf dem Dorfe, womöglich in schönem Klima, in der Nähe einer kleinen Residenz, wo Musik und Theater blüht, und eine gute Leihbibliothek, etwa bei Meiningen oder Koburg. Im Sommer Botanik getrieben, wozu mir eine ungeheure Lust erwacht ist, gepelzt, gepflanzt, eine Kuh gehalten. Ich würde gesund! Ein patriarchalisches Leben geführt! Das aber nicht eher, als bis ich gute Aussichten habe. Besiegt zu resignieren ist eine Schande, aber als Sieger resignieren, freiwillig herabsteigen. — Sodaß ich nicht eher zu dichten oder zu komponieren brauchte, als wenn mich der Geist dazu triebe. Dazu einen hoffnungsvollen Jungen, in dessen Unterricht ich auslernte. Was braucht ich mehr! Ein stilles Leben in der Natur und einen Jungen. — Ich will ein Patriarch werden, sehen, daß ich ein Kind erziehe zu dem, was ich hätte werden können. — Kantor in Eisfeld möcht ich sein, mit meinen alten Bekannten leben, Schweine schlachten und verzehren die paar Jahre, die ich noch zu leben habe. Die Kälte in meinen Füßen und Beinen nimmt mit jedem Tage zu und ist nicht zu besiegen. Tabak noch mein einziges Plaisir. Klavier kann ich nicht spielen, da meine Hände nicht gescheit werden, wie bei uns zu Hause es heißt. Ich wollte, Schaller würde Amtsverwalter in Eisfeld und ich Kantor; nebenbei durch Schriftstellerei wäre schon so viel zu verdienen, daß man sich einer sorgenlosen Existenz erfreuen könnte." Da jauchzte er auf, wenn er nach langer Pause Briefe aus der Heimat erhielt: „Briefe von zu Haus! Wie ich des dicken Herrn Hand auf der Adresse sah! Die Freude hat mich ganz aus der Façon gebracht! — Des dicken Herrn Brief ganz das Abbild einer seiner schönen Stunden!"

So bedurfte es für den sehnsüchtig heimwärts blickenden, ungeduldig die Leipziger Verhältnisse tragenden nur

Digitized by Google

noch eines äußern Anſtoßes, um ſich zu erinnern, daß ihm Mendelsſohn in der erſten Zeit (und jedenfalls in der Verlegenheit, was er mit dem wunderlichen, ſo reifen und ſelbſtändigen Schüler beginnen ſolle) angeraten hatte, nach Meiningen zu gehen. Den äußern Anſtoß gab die Furcht vor einem zweiten Winter in Leipzig, die prophetiſche Gewißheit eines Rückfalls in ſeine ſchwere Krankheit, die Otto Ludwig zu verſpüren glaubte. Vom 20. Oktober 1840 datiert die letzte Aufzeichnung in Otto Ludwigs Leipziger Tagebuche, ſie bezog ſich ausſchließlich auf ſeine Reiſevorbereitungen. Die Briefe aus Meiningen, die er noch erwartete, müſſen in den nächſten Tagen angelangt ſein, im Herbſtnebel, wie er gekommen war, eilte er der Heimat wieder zu, ſo ſchnell, als die gewöhnliche Poſt jener Tage eben zu eilen vermochte.

Digitized by Google

Heimkehr

Als Otto Ludwig Ende Oktober 1840 Leipzig verließ und die Postfahrt nach Meiningen zurücklegte, war die Sehnsucht nach seiner Heimat in ihm übermächtig geworden, und der Vorsatz, sich in Meiningen zum Studium von Partituren und zu lebendiger Teilnahme am Privatmusiktreiben der dortigen Kapellmitglieder niederzulassen, kaum mehr als eine Phantasiebrücke für die beschloßne Rückkehr nach Eisfeld. Im letzten Leipziger Briefe, den er Anfang Oktober an Schaller nach Wasungen schrieb, machte sich die ihn beherrschende Stimmung gewaltsam Luft: „Leb Er einstweilen wohl, grüße mir seine gute Frau und seinen Herrn Jungen zum allerschönsten; sei Er froh, daß Er fern von den Anfeindungen, Anmaßungen, Intriguen der Kunstwelt sein gemütliches Leben führen kann!“ Verschiedne Umstände hatten zusammengewirkt, diese Stimmung in ihm zu erzeugen und sie zuletzt übermächtig werden zu lassen. Dem Zwiespalt, in dem er sich mit den Leipziger musikalischen Verhältnissen, mit dem in der Musik herrschenden Geiste fühlte, hatte sich der stärkste Zweifel an seinem musikalischen Beruf überhaupt gesellt. Ununterbrochner als jemals zuvor hatte sich die Lust am poetischen Schaffen, der Drang nach rein dichterischen Gebilden in ihm geregt; anstatt ins volle Leben der Musik zu tauchen, wozu er nach Leipzig gekommen war, hatte er sich zuletzt beinahe zwingen müssen, wenigstens „ein halber Musikus“ zu bleiben, und gegenüber jeder

Digitized by Google

Wolke, die über den Himmel seiner musikalischen Anschauungen und Bestrebungen zog, war ein poetisches Hoffnungsgestirn aufgeblitzt. Auch die Träume vom Kantorat in Eisfeld, von einem Schulmeisterleben auf dem Lande hatten doch immer den Unter- und Hintergrund einer poetischen, vorzugsweise dramatischen Wirksamkeit gehabt; Ludwig wollte in allzufrüher Resignation auf den Ruhm, nicht aber auf die Ausübung der Kunst verzichten, und „die Kunst" war ihm jetzt nicht mehr die Musik, sondern die Poesie. Als er am 29. August 1840 der Motette in der Leipziger Thomaskirche beigewohnt hatte und von Johann Sebastian Bachs „Jesus meine Freude" beglückt worden war („Thomaner singen einzig. Schöne Stimmen, besonders Diskant- und Baßsolo. Auch nicht um einen Gedanken abgezogen, trotz der Länge des Stücks. Komposition wunderbar"), war ihm gleichwohl und auf demselben Tagebuchblatt, dem er sein Entzücken vertraute, das Geständnis entschlüpft: „Doch genügt mir das Vage der Musik nicht mehr! Gestalten muß ich haben!" und hatte bezeugt, daß die innre Krise bei ihm bereits entschieden war. „So viel ich bis jetzt aus mir klug geworden, ist es das poetische Element in der Musik, das mich zu dieser gezogen, hat und ich werde wohl nur in den musikalischen Gattungen, die auf jenes gegründet, etwas zu leisten vermögen. Der plastische Trieb, dem ich komponierend genügen wollte, hat, wie es nicht anders sein kann, mich in mannigfache Irrtümer gebracht. Und dieser plastische Trieb scheint das Entschiedenste in meiner Natur zu sein. Ich sehe es, in der Poesie muß ich meinen eignen Weg gehen; drum nur manchmal ein Freundesangesicht zur Erquickung." Beim Einpacken seiner Habseligkeiten, die er in keinen Tag entbehrliche und einige Wochen hindurch wohl zu missende geschieden hatte, waren seine Trauerspielpläne (Agnes Bernauer, Ghismonda und der Eckart) wieder-

Digitized by Google

holt dem unentbehrlichsten Teil hinzugerechnet worden. Wie er vor Jahren, an seinem poetischen Talent verzweifelnd, von Saalfeld nach Eisfeld zurückgeeilt war, um in den gewohnten heimatlichen Umgebungen Ruhe und Klarheit über sich selbst zu gewinnen, so trieb es ihn jetzt, beinahe möchte man sagen willen- und widerstandslos, in die kleine Vaterstadt zurück, deren Häuser und Gärten, deren Zustände und Menschen er sich in seiner Leipziger Vereinsamung und kränklichen Verkümmerung so wundersam vergoldet hatte.

Eine frohe Begegnung und Rast war Otto Ludwig auf dieser Rückreise in Wasungen gegönnt. Karl und Sophie Schaller verbargen wohl ihr Erstaunen über den unerwarteten Abbruch der musikalischen Laufbahn nicht, aber sie nahmen den alten Freund mit gastlicher Herzlichkeit auf und ließen sich von ihm über Leipzig und die Kunstwelt, der er so wenig Gutes nachzusagen hatte, unterrichten. Über seine Zukunft war Ludwig schweigsam, er schien noch immer die Niederlassung in Meiningen zu beabsichtigen, legte aber kein Gewicht auf diesen Plan und bewegte sich hauptsächlich in Heimaterinnerungen. Er war im Hause der Freunde der Alte und wollte es in jedem Betracht sein, „glaubte sogar sich wegen der Vatermörder und Manschetten, die er nun trug, bei Schaller entschuldigen zu müssen." Er ging von Wasungen nach Meiningen, scheint hier aber nur wenige Tage verweilt zu haben. Die erste Unterredung, die er mit Hofkapellmeister Grund hatte, belehrte ihn, daß er den Zweck, um deswillen er gekommen war, hier schwerlich erreichen werde. Freilich würde ihn niemand gehindert haben, „Partituren zu studieren," so viel er wollte, aber um so mißlicher sah es mit jeder andern musikalischen Forderung und Hoffnung aus. Da war es natürlich, daß ihm beifiel, über Partituren könnte er in Eisfeld so gut sitzen, als in der kleinen Residenz, aber auch natürlich, daß er

Digitized by Google

sich erinnerte, welche „krankhafte Musikscheu“ ihn monatelang in Leipzig erfüllt hatte, „so, daß ihm eine angestrichne Geige Angst machte“ und daß ihm die Wochen vor der Seele standen, in denen ihm „jedes Plätzchen in Eisfeld als ein Paradies erschienen war, aus dem er vertrieben sei.“ Es drängte ihn, die zehn Stunden bis Eisfeld hinter sich zu lassen und so an dem Ziele anzulangen, dem er insgeheim schon von Leipzig her zugestrebt hatte. Im November war er wieder „zu Hause.“

Otto Ludwig bezog zunächst seine alte Wohnung im Hause des Onkels Christian, den er bedenklich kränker als im vorigen Jahre fand, und der seiner Frau und seinen Verwandten gegenüber noch hilfloser geworden erschien, als ihn der Neffe im Herbst 1839 verlassen hatte. Hier wie überall machte der Heimgekehrte die Erfahrung, daß eine längre Trennung von schlimmen und drückenden Verhältnissen diese beim Wiederfinden schlimmer und drückender erscheinen läßt, selbst wenn sie die gleichen geblieben sind. Je heißer und tiefer er sich nach der Heimat gesehnt hatte, um so schwerer fiel ihm der Empfang auf die Seele, den er jetzt notwendigerweise fand. Was wußten die braven Bürger von Eisfeld, was wußten selbst Ludwigs nähere Bekannte von den schweren innern Kämpfen, die das Jahr des ersten Leipziger Aufenthalts durchzogen und beinahe erfüllt hatten? Was kümmerte sie die Wahrheit, die Echtheit, die Größe seiner künstlerischen Zukunft und die Frage, ob er zur Dichtung wie zur Musik durch natürliche Anlagen berufen, zur Dichtung aber auserwählt sei? Was galt ihnen die Summe der Erfahrungen und kostbaren Selbsterkenntnisse, die der Künstler gewonnen hatte? Sie sahen nur, daß er, wie sie meinten, vor der Zeit, erfolglos und aussichtslos heimkam, wohl gar das kaum gewährte herzogliche Stipendium schon wieder verloren oder wenigstens aufs

Digitized by Google

Spiel gesetzt habe; sie tauschten ehrliche und unehrliche Bekümmernisse um Ludwigs Zukunft aus, sie zuckten, wenn er es nicht sah, die Achseln und suchten ihn über seine Leipziger Erlebnisse und seine fernern Pläne auszuhorchen. Man kann sich eine sehr deutliche Vorstellung davon machen, was und wie Otto Ludwig in diesem Herbst und Winter in Eisfeld besprochen und beurteilt wurde, seit Jahrzehnten war kein gleich ergiebiger Stoff für kleinstädtische Weisheit und Wohlredenheit zu Markte gebracht worden. Zu seinem Glück war unser Dichter der Mann, der in seiner geschloßnen, festen und schweigsamen Weise unbefugter Neugier wie unerbetner Kritik einen unüberwindlichen passiven Widerstand entgegensetzte. Aber er konnte doch nicht umhin, sein vorausgegangnes schmerzliches Verlangen nach Eisfeld an diesem wundersamen Empfang zu messen.

Für den Augenblick sah er sich wieder Zuständen gegenüber, die er jahrelang getragen hatte, ohne je mit ihnen zu verwachsen, und die ihn nun schon das kurze Leben in der Fremde unerträglich finden ließ. Wieder mußte er dem leidenden Oheim in seinen häuslichen Zerwürfnissen und gegen die Zornesausbrüche der unholden, wie es scheint halb wahnsinnigen Frau beistehen. Er hatte schon in den verfloßnen Jahren die Erfahrung gemacht, daß ihm eine besondre Kraft zu eigen sei, die Tobsuchtsanfälle dieser Tante zu besiegen; der feste Blick seiner klaren Augen schüchterte sie so ein, daß sie ruhig ward, davon schlich und in Ludwigs Gegenwart sich eine Zeitlang betrug, wie andre Frauen auch. Leider gab es jetzt Ausbrüche, bei denen Elisabeth Otto zum Messer griff, das ihr dann Otto Ludwig so sicher aus der Hand schlug, als wäre es ein Strickzeug. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß ihm im Hause des Onkels nicht mehr wohl werden konnte, so treue Hingabe er dem bedrängten todsiechen

Digitized by Google

Manne widmete. Noch viele Jahre später offenbarte ein Brief Ludwigs (Dresden, 20. Februar 1862) an Chriſtian Ambrunn in Eisfeld, den Sohn ſeines alten Ambroſius, mit welchen Gefühlen er damals am Krankenbett und Sorgenſtuhl ſeines Onkels ſaß: „Wenn ich gern arbeiten möchte, den Kopf und das Herz voll von Geſtalten und Plänen, die nur der Ausarbeitung bedürfen, und vor Schmerzen oder vor der Mattigkeit, die deren langem Anhalten folgt, nicht kann, dann iſt mirs oft eine fühlbare Erleichterung, welche die Phantaſie mir giebt. Wie mein ſeliger Onkel ſo ſchmerzlich am Unterleib litt, brachte ich ſtundenlang vor dem Einſchlafen damit zu, ſeine Schmerzen mir zu wünſchen, wenn dies ihn befreien könnte, mir, der ich jung und voll Mut ſie leichter tragen könnte. Es gereicht meinem Verſtand eben nicht zur Ehre, daß ich, ſeit ich ſelbſt von ſolchen Schmerzen geplagt bin, mir gern und bisweilen bis zur Täuſchung lebhaft vorſtelle, es ſeien dies dieſelben Schmerzen, die mein Onkel hätte leiden müſſen, wenn ich ſie nicht auf mich gelenkt.“ Während Ludwig mit ſo treuen Geſinnungen den Onkel pflegte, litt er ſelbſt an einer heftigen Augenentzündung, die ihn alsbald nach ſeiner Heimkehr befallen hatte, und die bis in den April hinein währte. Er konnte wochenlang weder leſen noch ſchreiben, und der Hausarzt des Onkels, der lebensfrohe und geſchickte Hildburghäuſer Dr. Ferdinand Genßler, verurteilte ihn zu einer Diät von Waſſerſuppe und Butterſemmeln, die der Unverwöhnte geduldig über ſich ergehen ließ. Ärgerlicher war es ihm, daß infolge der häuslichen Zuſtände ein Beſuch Schallers und ſeiner Frau, der in Waſungen verabredet und von Ludwig mit freundſchaftlicher Sorgfalt vorbereitet worden war, nur halben Genuß brachte. Am 24. Januar 1841 hatte Ludwig an Schaller geſchrieben: „Ich hoffe, daß es Sein Ernſt iſt mit dem Beſuch um Oſtern, man wird Sorge tragen, Ihn und

Digitized by Google

Frau gehörig unterzubringen; an Lichtern soll es gleichfalls nicht fehlen, damit Jünglein „ünzen“ kann nach Herzenslust. Meinen Flügel laß ich jetzt reparieren, damit Er sein berufnes schönes Favoritstücklein ohne Hindernis möge ausführen können.“ Am Jahresschluß 1841 aber gestand er dem Freunde seufzend: „Mein Onkel, den ich nicht genug bedauern kann — seiner Frau wegen und schönen Verwandtschaft — was mir bei deiner Anwesenheit vorige Ostern dermaßen im Kragen lag, daß ich ganz aus meiner Haut herausgewachsen war — läßt dich und Sophie schönstens grüßen.“

Doch alle diese Mißstände und der Eisfelder Klatsch dazu, der um den Heimgekehrten geschäftig war, hinderten nicht, daß Ludwig seine weitern Lebens- und Zukunftspläne reiflich erwog und zum festen Entschluß gedieh, auf die musikalische Laufbahn zu verzichten und dafür die litterarische einzuschlagen. Freilich wies sich bald genug aus, daß das jahrelange Leben in musikalischen und dichterischen Doppelbestrebungen, bei denen die Musik immer das eigentliche Ziel gewesen war, nicht ohne Nachwirkungen blieb. Die entschiedensten Vorsätze zur Sammlung seiner schaffenden Triebe auf Ausübung, seiner Selbstbildung auf Erkenntnis der Poesie hatten mit eingewurzelten Gewöhnungen der Phantasie zu kämpfen. Nicht nur in den nahezu zwei Jahren, die Otto Ludwig jetzt wieder in Eisfeld zubrachte, sondern noch während des zweiten Leipziger Aufenthaltes, ja wohl auch später regte sich gelegentlich die Lust am Komponieren, die der Dichter mehr und mehr zum bloßen Phantasieren am Klavier dämpfte; noch am 28. Dezember 1845 erzählte er Eduard Devrient nach einer Aufzeichnung in dessen Tagebüchern bei der ersten persönlichen Begegnung, daß er, „seines Zeichens Musiker sei, daß ihn langjähriges Nervenleiden der Musik entzogen habe, der er sich nun wieder zuwenden wolle.“

Digitized by Google

Zur Bekräftigung seiner Vorsätze und zum Beginn des neuen Lebensabschnitts entwarf Ludwig jenen Plan zu seiner „Agnes Bernauer," der dann im Sommer 1842 als „Der Engel von Augsburg" vollständig ausgeführt wurde, träumte viel von einem größern humoristischen Roman „Der neue Don Quixote," von dem einige Entwürfe und Anfänge aus den nächsten Jahren vorhanden sind, und schrieb die Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten," mit der er zunächst bei seinem Landesherrn und fürstlichen Gönner, dem Herzog Bernhard Erich Freund, den Schritt von der Musik zur Litteratur zu rechtfertigen gedachte. Vom Mai bis zur Mitte Oktober wohnte er einen letzten Sommer in seinem Garten, der ihm in den dunkelsten Tagen des Leipziger Jahres so licht vor Augen gestanden hatte. Den Garten fand er unverändert, er selbst — das fühlte er — war doch ein andrer geworden, und die luftigen Vorstellungen von einem ruhmlosen aber behaglich glücklichen Leben, von einer kleinen Stelle im Heimatstädtchen, bei der man „nebenbei durch Schriftstellerei so viel verdienen könne, um sich eines sorglosen Daseins zu erfreuen," zerstoben vor der Wirklichkeit, die er jetzt mit schärfern Augen betrachtete, als in der Fremde. Selbst wenn eine solche Stelle mit Ludwigs Gewöhnungen, mit seinem alles an alles setzenden Verlangen, der Kunst etwas zu sein, vereinbar gewesen wäre, wer hätte dem Autodidakten, dem in keiner Weise staatlich geeichten und über die erste Jugend nun schon hinausgewachsenen Manne die Hand zur Erlangung einer solchen Stelle geboten? Und wenn er Umschau hielt im Thüringerlande, wie viele von denen, die er jetzt mit sich im gleichen Falle sah, die dem poetischen Schaffen stetiger als in flüchtigen Nebenstunden oblagen, erfreuten sich einer festen bürgerlichen Stellung, und welche von diesen Stellungen hätte er für wünschenswert halten können?

Digitized by Google

In seiner nächsten Nachbarschaft, in Hildburghausen, hatte sich seit 1828 ein gewaltiger litterarisch-industrieller Betrieb, Joseph Meyers „Bibliographisches Institut“ mit dem Wahlspruch „Bildung macht frei“ aufgethan. Eine mit Buch- und Steindruckereien, Kupferstecher-, Stahlstecher- und Holzschneideateliers, mit Kartenstecherei und Kunstverlag ausgerüstete Verlagsbuchhandlung war da vorhanden, die bei unablässigen Unternehmungen, bei der Herausgabe von Volks-, Familien-, Kabinetts- und Groschenbibliotheken der deutschen Klassiker (die sie auszugsweise in hunderttausenden von Exemplaren verbreitete), bei dem „Großen Konversationslexikon“ und dem weltberühmten „Universum“ immer neuer litterarischer Hilfskräfte bedurfte, obschon ihr fleißigster und federfertigster Schriftsteller ihr eigner Chef blieb. Joseph Meyer zog gern junge, poetisch befähigte, geistig regsame Leute an sein Institut heran, hatte für sie jederzeit Arbeit vollauf und bescheidnen aber sichern Erwerb, nur schade, daß sie bei Erfüllung ihrer Pflichten wenig Zeit und Kraft behielten, der Pflege ihres Talents zu leben. Unter den dem Bibliographischen Institut verbundnen Schriftstellern befanden sich Friedrich Hofmann aus Koburg, der mit einem Schauspiel „Die Schlacht bei Fockſan“ einen dramatischen Anlauf genommen hatte, mit einem poetischen „Rundgemälde von Koburg“ auf deutsch-lyrischen Boden zurückgekehrt war, seit seinem Eintritt in die Redaktion des großen vierundfünfzigbändigen Konversationslexikons poetisch fast verstummte und nur alljährlich noch einen „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ anzündete, eine lyrische Sammlung aus Beiträgen großenteils thüringischer Dichter, die regelmäßig auch einige Gaben des Herausgebers brachte, sowie der phantasievollere und höherstrebende Ludwig Köhler aus Meiningen, der mit Gedichten und einem Burschenschafterroman „Akademische Welt“ sich vor

Digitized by Google

allen Dingen als zeitgemäß-freisinniger Dichter legitimiert hatte, an den mühevollen Arbeiten für die Unternehmungen des Bibliographischen Instituts gleichfalls jahrzehntelang teilnahm, dazwischen aber doch historische Romane mit Revolutionshintergrund („Thomas Müntzer," „Johannes Huß und seine Zeit," „Jürgen Wullenweber") verfaßte und sich schließlich selbst mit einem großen Drama „Die Ditmarsen" versuchte. Seinen Dichtungen und Erzählungen gebrach es nur zu sehr an künstlerischer Reife und poetischer Vertiefung, sie ragten über die Linie kecker und greller Skizzen kaum hinaus, und doch war etwas in ihnen, was Köhler wohl berechtigt hätte, an dem Thüringer Dichterbund teilzunehmen, der in den vierziger Jahren gestiftet wurde. Ältere und jüngre Talente schlossen sich zur Pflege allgemeiner und landsmannschaftlich thüringischer Poesie zusammen. Dem Bunde gehörten der Gothaer Archivsekretär und Vorstand der Kunstsammlungen Adolf Bube an, der Verfasser zahlreicher Balladen und zum Teil seiner Naturbilder, der poetische Bearbeiter der „Thüringischen Volkssagen," eines der vielen nachahmenden Talente, die jeder größern Entwicklung entbehren und auf der Höhe ihrer Laufbahn kaum mehr vermögen, als im Beginn; ferner der volksthümliche Erzähler Georg Heinrich Schwerdt, der Pfarrer von Neukirchen bei Eisenach; endlich und vor allen Ludwig Bechstein und Ludwig Storch, damals die gepriesensten und weithin bekanntesten Thüringer Poetennamen. Ludwig Bechstein, zu Weimar geboren, aber meiningischen Ursprungs, ein Neffe des Naturforschers Johann Matthias Bechstein, des Begründers der jetzt aufgehobnen, seiner Zeit berühmten Forstakademie zu Dreißigacker, war als Stipendiat Herzog Bernhard Erich Freunds aus der Apotheke zu Salzungen erlöst worden, hatte in Leipzig und München Philosophie und Geschichte studiert, war Kabinettsbibliothekar seines

Digitized by Google

Landesherrn, Bibliothekar der öffentlichen Bibliothek zu Meiningen geworden. Er war ursprünglich eine wahrhaft dichterische Natur, und seine frühsten Gedichte, poetischen und prosaischen Erzählungen waren „aus innerer Quelle geflossen, einfach, leicht, nicht ohne Gemüt, aber die Leichtigkeit, mit welcher er die Form handhabte, verleitete ihn zu einer raschen Produktion, deren Menge mit dem kleinen Talent nicht in richtigem Verhältnis blieb“ (Gödeke). Bechstein hatte es an Regsamkeit so wenig als am Bestreben fehlen lassen, sich durch neue Eindrücke und Bildungselemente neue Stoffe zu sichern, doch da er unablässig nur nach Erweiterung, nicht nach Vertiefung seines Anschauungskreises trachtete, so ward ein von Haus aus vorhandner Zug zur Trockenheit und nüchternen Äußerlichkeit allmählich herrschend. Von seinen Gedichten hatten „Gevatter Tod“ und „Die Haimonskinder,“ von seinen Romanen die „Fahrten eines Musikanten“ mit ihrem Seitenstück „Klarinette,“ sowie der historische Roman „Grumbach“ die meiste Anerkennung gefunden, als Sagenforscher und Märchensammler bereitete er eben jetzt jenes „Deutsche Märchenbuch“ vor, das auch im buchhändlerischen Sinne großes Glück machen sollte, und hatte seinen spätern Veröffentlichungen mittelalterlicher Dichtungen in diesem Jahre (1841) eine Skizze über den Minnesänger Otto von Botenlauben als „Vorläufer“ vorangehen lassen. Als herzoglicher Hofrat und Bibliothekar, als Vorsitzender des Hennebergischen altertumsforschenden Vereins, als rechte Hand des Herzogs in litterarischen Dingen war er für Ludwig, der seinem fürstlichen Gönner die Ändrung seines Lebensplans zu eröffnen und zu motivieren hatte, ebenso von Bedeutung wie als anerkanntester und verbindungsreichster Schriftsteller seines kleinen Vaterlandes. Phantasievoller, warmblütiger, kräftiger, dafür um ein gutes Teil unklarer und ungezügelter als Bechstein zeigte sich

Digitized by Google

dessen Altersgenosse Ludwig Storch aus Ruhla, der in den volkstümlichen Blättern der ernestinischen Herzogtümer, bei Sänger- und Schützenfesten „die Thüringer Edeltanne" hieß, dessen Naturanlage, Jugend- und Bildungsgeschichte mancherlei Ähnlichkeit mit denen Otto Ludwigs besaß. Die ethische Strenge und den nie rastenden Trieb und Zug unsers Dichters zur künstlerischen Vollendung abgerechnet, hatte Ludwig Storch mit Otto Ludwig das tiefe thüringische Heimatsgefühl, die Frühreife des Talents, die Unregelmäßigkeit des Bildungsganges, das Herabgedrücktwerden in einen unwillkommnen praktischen Beruf und das Emporschnellen der unverwüstlichen poetischen Natur gemeinsam. Aber Ludwig Storch war durch fremde und eigne Schuld früh dem Zwange verfallen, für den Erwerb schreiben zu müssen, und hatte sein frisches Darstellungstalent in rasch aufeinanderfolgenden historischen und frei erfundnen Romanen und Novellen verzettelt. Wenn einzelne seiner Erstlingswerke wie das thüringische Lebensbild „Vörwerts Häns" mit seinen lebendigen Schilderungen thüringischer Volkslust und der historische Roman „Der Freiknecht" (den Charlotte Birchpfeiffer alsbald als „Hinko, der Freiknecht" dramatisiert hatte) über die Litteratur für Leihbibliotheken hinausragten, so gedieh der unglückliche Belletrist doch zu keiner in sich abgeschloßnen und bleibenden Schöpfung.

Hier war überall wenig, was Otto Ludwig zur Nacheifrung, zum Gleichstreben reizen konnte. Unfertig und unberühmt wie er noch war, überragte er im Hauptpunkt schon jetzt die sämtlichen poetischen Landsleute gewaltig. Er trug von Natur und beinahe noch ohne Reflexion die höchste Anschauung von der Kunst und der Lebensaufgabe eines Dichters, die volle Fähigkeit der Hingebung an diese Aufgabe, die unbewußte Forderung seelischer Vertiefung und Ausgestaltung

Digitized by Google

jedes Bildes seiner regen Phantasie in der Seele. Er hatte nichts mit der Begnügsamkeit leichter und mittlerer Talente gemein, selbst wenn er nur für die Unterhaltung zu arbeiten dachte, stellte er Ansprüche an Lebenswahrheit, Stimmungsfülle und Eigenart seiner Versuche, die ihn davor schützten, Erfindungen und Gestalten in flüchtiger Skizzierlust rasch zu verbrauchen. Er hatte sich nicht von der Musik zur Dichtung gewendet, um sich die Lebensarbeit zu erleichtern, sondern betrat den neuen Weg mit dem gleichen Ernst wie den seither verfolgten Pfad.

Spärlich genug fließen unsre Nachrichten über Ludwigs Heimatsommer von 1841. Die Einsicht, daß er in den Verhältnissen, in die ihn die geheime Gewalt des Gemüts viel mehr als die äußern Umstände zurückgetrieben hatte, nicht verbleiben könne, nicht neue Wurzeln schlagen dürfe, muß gewachsen sein. Umsonst versuchte er seine Einbildungskraft auf dem nächsten Heimatboden festzuhalten. In dieser Zeit nahm er einen Plan zu einer Erzählung wieder auf, die an lauter Jugendeindrücke anknüpfen sollte, und deren Entwurf erkennen läßt, welche frischen Quellen ihm da strömten und rauschten, wo andre kaum Rinnsale erblickten. Ludwigs Niederschrift lautet: „Limbacher Novelle. Schilderung der Waldnatur, des südlichen Charakters namentlich der Waldmädchen. Roheit. Verbildung. Der superhumane Rittergutsbesitzer. Neugier und Gastfreundlichkeit. Malergespräche über ihre Kunst. Buchhalter Lotz. Rektor. Sagen von den Veneziern. Musik. Einige Porträts; Bettine, das Gesicht, das fast kretinartig ist und sich durch Musik allemal zur wunderbaren geistigen Physiognomie bildet, die ein ungeheures innres Talent hat und kein äußres. Die Waldgrazie, ein wundersames Bild von Fülle und Kraft und Gesundheit, aber voll der süßesten Weiblichkeit, die den jungen Deutschen kuriert. In der Nähe das Schloß

Digitized by Google

des Graf Pfaffel. Verschwörung mit den Fabrikanten. Sie machen sich lächerlich. Der Lügensack mit seinen Bekanntschaften, ein himmellanger, possierlicher Kerl. Der alte Schulz, sein Zigeunergevatter und Hofmaler. Erst glaubt man, er sei der von Zigeunern geraubte Sohn des Kommissionsrates. Er ist ein andrer u. s. w. Der Pfarrer von Steinheid. Hypothese über die Gräfin Pfaffel die Hauptintrigue. Kolonie, die von der Obrigkeit aufgehoben, doch noch existiert. Der einsiedelnde Schuster. Böhmische Glasmacher, vielleicht mit Bezug auf die Pfaffel. — Noch mehr Beispiele, Pfaffel, Einsiedler. Auswandrer mit ihrem Lied, daß die armen Waldteufel nicht fort mögen. Auswandrer: die Heinleins, Robinsonaden. Buchhalter in die böhmisch-Pfaffelsche Geschichte verwickelt u. s. w." Hier blitzten nahezu alle Bilder des Thüringer Waldlebens auf, wollten alle wechselvollen und farbigen Jugendeindrücke Gestalt gewinnen, hier begegneten sich Erinnerungen mit Erlebnissen des Tages. Der Bruder von Christian Ottos Frau, ein Eisfelder Schuhmacher, der mit den ersten Auswandrern 1834 nach Amerika gegangen war, war kürzlich zurückgekehrt und mochte Abenteuerliches über seine Erlebnisse im Urwald berichten. Mit dem „Grafen Pfaffel" aber spielten Gestalt und Geschick jenes rätselvollen Mannes und seiner Gattin oder Lebensgenossin in Otto Ludwigs Erzählungsplan herein, den viele Jahre später Ludwig Bechstein zum Helden seines Romans „Der Dunkelgraf" erkor. „Die Geheimnisvollen von Eishausen," die langjährigen Bewohner des an der Straße nach Hildburghausen gelegnen Domänengutes Eishausen, deren angeblicher Name Vavel de Versay vom Volksmunde in Graf Pfaffel, „der Pfaffel" schlechtweg umgewandelt ward, und deren Lebensgeheimnis durch Jahre und Jahrzehnte, namentlich aber zwischen dem Tode der Gräfin im Jahre 1837 und dem endlichen Tode des Grafen

Digitized by Google

(1845) in aller Munde war und auf tausendfache Weise zu deuten versucht ward, hatten offenbar auch auf den Dichter, der seit seinen Knabentagen von den Unbekannten im Schlosse von Eishausen unzähligemale gehört hatte, tiefern Eindruck gemacht.

Wenn Otto Ludwig in diesem Sommer vorzugsweise in seinem Gartenhause lebte und poetisch thätig war, so schloß er doch im stillen mit dem Traum ab, seine geplanten Werke hier zu vollenden und von hier aus in die Welt zu schicken. Sollte, wie er zu denken begann, die dramatische Poesie mit oder vor der erzählenden seine Lebensaufgabe werden, so war er als dramatischer Dichter in Eisfeld so wenig am Platze, wie als Opernkomponist. Was er Silvester 1841 an Schaller bekannte, wird wohl schon für den Sommer gegolten haben. „Ich bin dir nun ganz allein. Es ist niemand mehr hier, dessen Gegenwart mir soviel Vergnügen gewährte, als seine Entfernung. Ausgenommen Ambrunn und Burkhart, mit denen ich zuweilen das Stündlein zwischen 5 und 6 Uhr verbringe." Diese Zusammenkünfte fanden in der kleinen Gaststube seines schon erwähnten Schul- und Spielgenossen, des Bierbrauers Johannes Recknagel statt, dessen Bier Ludwig den Vorzug vor jedem andern gab. Der Platz, wo der Dichter zu sitzen pflegte, wird wißbegierigen Litteraturfreunden noch heute gezeigt — leider aber trug um die Zeit, wo Ludwig auf dem Platze verweilte, die Teilnahme der Eisfelder, wenige ausgenommen, durchaus nicht das Gepräge der Bewunderung oder wenigstens hoffnungsreicher Zuversicht. Man war im allgemeinen geneigt, mit Sprichwörtern wie „Bleibe im Lande und nähre dich redlich" und „Hochmut kommt vor dem Fall" sich über die Eigenart von Ludwigs Leben und Wesen zu trösten und half so, ohne es zu beabsichtigen, dem Dichter einige der starken Fäden durchschneiden, die ihn an diesen Weltwinkel

Digitized by Google

banden. Fand Ludwig „an dieser Gesellschaft keine Freude mehr“ und suchte er sich in der Gesellschaft „der Herren Shakespeare, Goethe, Lessing, Schlegel, Tieck, Beethoven u. s. w.“ zu entschädigen, so konnte er sich der Einsicht nicht länger verschließen, daß er deren Gesellschaft just nicht in Eisfeld zu genießen brauche.

Im Oktober 1841 mietete er, als er nicht länger im Garten verweilen konnte, ein eignes Arbeitszimmer beim „Koburger Bäcker“ Reinhold Eckardt an der untern Pforte. Er fand, obschon er, um den Onkel nicht zu kränken, sein Schlafzimmer wie den Mittagstisch im Hause Christian Ottos beibehielt, daß die schwüle Atmosphäre dieses Hauses, über dessen Verfall und allmählichen Niedergang sich auch seine Liebe und liebevolle Gewöhnung nicht mehr täuschen konnte, seinen Arbeitsplänen höchst ungünstig sei, und schuf sich darum einen Zufluchtsort, der ihm einen Bruchteil seines Gartenfriedens gewährte. Er ließ die notwendigsten Zimmergerätschaften und seinen Flügel in dies „Arbeitsstüblein“ schaffen und verbrachte hier regelmäßig die spätern Vormittags- wie die Abend- und die ersten, manchesmal auch die spätern Nachtstunden. Denn er hatte seine alten Lebensgewohnheiten wieder aufgenommen und bekannte in dem schon erwähnten Silvesterbrief an Schaller: „Fast zwei Jahre lang suchte ich ein ordentlicher Mensch zu werden, i. e. durch beizeiten Niederlegen und früh Aufstehen für meine Gesundheit zu sorgen und eben so lange war ich nicht imstande etwas zu arbeiten vor Lebensüberdruß und Hypochondrie. Seit ich wieder früh — vielmehr spät — 9 oder 10 Uhr aufstehe, nachts 1 oder 2 auch 3 mich niederlege, bin ich wieder ein ganz andrer Kerl geworden. Die Arbeit gerät und fleckt mir, wie du bald sehen sollst, und Essen und Trinken schmeckt mir besser als je.“ Über Ludwigs Leben und Treiben in diesem Winter berichtet ein 1889 noch lebender und

Digitized by Google

geistig frischer Augenzeuge: der Kantor Friedrich Kramer in Crock bei Eisfeld, der mehrere Monate hindurch Ludwigs Zimmergenosse und in gewisser Art sein Schüler war. Der spätere Kantor, der Sohn eines Eisfelder Tuchwebers, hatte nach seiner Konfirmation zunächst Unterkunft als Schreiber im Eisfelder Landgericht gefunden, wünschte sehnlichst Lehrer zu werden, stieß aber dabei auf den Widerstand seines Vaters, der ihn nötigen wollte, das väterliche Gewerbe zu ergreifen, da bei der Schreiberei überall nichts herauskomme. Otto Ludwig, der am Weihnachtsabend 1841 den weinenden Jüngling aufsuchte, ihm tröstlich zusprach, ihn nach Kräften zu unterstützen, auch seine Wünsche bei Kramers Vater zu befürworten verhieß, gab ihm zunächst als Kopisten Beschäftigung (die Reinschrift der Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" die in der Kabinettsbibliothek des verstorbnen Herzogs Bernhard von Sachsen-Meiningen bewahrt wird, ist augenscheinlich von Kramers Hand) und nahm sich des gedrückten jungen Landsmannes geradezu brüderlich an. Er unterrichtete ihn in den Anfängen des Generalbasses und im deutschen Stil, sprach die Balladen Schillers mit ihm durch und genügte überhaupt in diesem Verkehr dem in ihm vorhandnen pädagogischen Triebe. Vierzig Jahre hindurch bewahrte Friedrich Kramer in rührender Dankbarkeit die kleinste Erinnerung an diese Tage. Er schilderte seine Eindrücke folgendermaßen:

„Otto Ludwig war damals noch nicht 29 Jahre alt, von stattlichem Wuchs, gesunder Gesichtsfarbe, feinen Zügen und edler Haltung. Seine hohe Stirn, sein braunes mildfeuriges Auge, seine gewinnende Freundlichkeit und treuherzig originelle Sprache berührten angenehm und gewinnend. — In jenem Arbeitszimmer gewahrte man einen Tisch, einige gepolsterte Stühle, ein altes Sofa, einen Spiegel und einen Flügel. Dies Zimmer mußte in den Wintermonaten

Digitized by Google

mindestens auf 18° R. durchwärmt sein. Sobald er sein Arbeitszimmer betrat, zog er seine weit hinaufreichenden Troddelsocken und seinen unansehnlichen Schlafrock an. Waren dann die ersten Wölkchen seiner langen Tabakspfeife entstiegen, so schritt er neubelebt und unter häufigem Schütteln mit dem Kopfe stundenlang sinnend im Zimmer auf und ab. Wollte er schreiben, so strich er die über die Schläfe herabfallenden reichen Haare zurück, knüpfte sich einen Bindfaden um Stirn und Hinterkopf, legte sich Papier zurecht und schrieb ohne Unterbrechung ganze Bogenseiten voll. Oft genug freilich rückte er sich am Nachmittag den Stuhl mit den Worten an den Tisch: „Jetzt hab ichs, mein Geschreibsel von heute morgen gefällt mir net. Ich muß die Feile anlegen" und strich schonungslos das Niedergeschriebne aus und das Verbesserte darüber hin. Vor der Abenddämmerung verzehrte er sein Abendessen, wobei er sich gern mit mir unterhielt; in der Regel besprach er vor Dunkelwerden noch eine Generalbaßaufgabe. Aus dem Ottoschen Hause oder der Recknagelschen Gaststube brachte er, wenn er am Spätnachmittage im Arbeitszimmer wieder erschien, unter dem Arm zwei Krüge voll Bier mit, die er in den Abendstunden redlich mit mir teilte. Abends von 8—11 Uhr trieb er Englisch oder vertiefte sich in die Werke Shakespeares und Goethes. Dann konnte er stundenlang lautlos sitzen, ohne zu bemerken, daß der Ofen kalt geworden war und seiner Tabakspfeife kein Wölkchen mehr entstieg. Manchmal hielt er ein Vormitternachtsschläfchen, um nach Mitternacht seine Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Durch Beobachtungen ließ er sich auch von diesen abziehen. Als ich auf dem Sofa einmal schlief, belauschte er meinen Atem, bei meinem Erwachen sagte er: „Sie haben in der reinen Quinte geatmet." Ein andresmal verfolgte er nach Mitternacht sinnend die Richtung des Fluges,

Digitized by Google

die konzentrischen Kreise und den Tod eines Hausheimchens, worüber sofort ein Gedicht entstand. — Am Silvesterabend 1841 wünschten wir uns gegenseitig Prost Neujahr! Otto Ludwig veranlaßte mich, meinem Vater in einem Briefe meine Herzenswünsche darzulegen, um diesen versöhnlich für mein Vorhaben, mich dem Lehrfach zu widmen, zu stimmen. Noch vor Ostern 1842 ward ich zur Aspirantenprüfung an das herzogliche Seminar in Hildburghausen eingerufen, wozu mir Otto Ludwig bereitwilligst und mit den besten Segenswünschen sein Ränzel borgte. Zwischen Ostern und Pfingsten trennten wir uns — auf Nimmerwiedersehen. Ich kam nach Hildburghausen, und Otto Ludwig reiste wieder nach Leipzig."

Manche Einzelheiten des schlichten Berichtes des Kantors von Crock werden bis auf das „Bier von Recknagel" durch Ludwigs Briefe an Karl Schaller bestätigt, dem er am 20. Januar 1842 auch melden konnte, daß er inzwischen in Meiningen gewesen sei und dort seine Angelegenheiten glücklich betrieben habe. Die Fortgewähr des herzoglichen Stipendiums auch an den Schriftsteller war vom Urteil über eine litterarische Leistung abhängig gemacht worden. Dies Urteil gab Ludwig Bechstein, dem sich Otto Ludwig schon früher vorgestellt hatte, in einem undatierten Gutachten über die mehrerwähnte Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" (gedruckt in der „Zeitung für die elegante Welt" Juli 1843) ab, in dem es heißt: „In der Novelle von Otto Ludwig nimmt gleich der frappante Titel und der spannende Dialog der ersten Seiten für den Verfasser ein. — Durch das ganze Buch herrscht Glätte des Stils, Fülle und Reichtum des Gedankens und eine edle Sprache, die nie um den richtigen Ausdruck verlegen ist und oft ergreifend wirkt. Die Fabel ist einfach, ganz anders als man dem Titel nach erwarten sollte; es herrscht Reflexion überwiegend

Digitized by Google

über die Handlung vor, aber die Reflexion ist immer geistreich u. s. w. Jedenfalls wurde Herrn Otto Ludwig eine nicht gewöhnliche Begabung zu teil, die Anerkennung und Ermunterung verdient, wenn er auf dem Wege moderner Novellistik fortschreiten will." Die Folge dieses wohlmeinenden Berichtes war die Entscheidung Herzog Bernhards, daß Otto Ludwig der Fortbezug und die Nachzahlung seines Stipendiums bis Ostern 1843 zu bewilligen sei. In der Begrenzung auf diesen Zeitraum aber lag für Ludwig eine entscheidende Mahnung, sich von dem, was ihn in Eisfeld noch hielt, baldigst loszureißen. Nach allem, was noch lebende Zeugen jener Tage berichten, und nach dem wenigen, was der Dichter selbst später gegen die Seinigen darüber geäußert, erleichterte ihm die Stimmung und das Verhalten seiner Mitbürger die zweite Trennung von Eisfeld wesentlich. In einem Briefe aus Leipzig (21. September 1842) ließ Ludwig zurückblickend ein grelles Streiflicht auf die Geschichte seines letzten Aufenthaltes in der Vaterstadt fallen. Schaller wurde im Hochsommer 1842 nach Eisfeld zurückversetzt, und Otto Ludwig rief: „Daß du nun in Eisfeld bist, darauf hatte ich mich sehr gefreut, und nun ist mirs nicht recht, da ich, unter uns gesagt, mich in Eisfeld tot ärgern müßte und nimmermehr weder in die Stimmung zu schaffen noch deiner mich zu erfreuen dort gelangen könnte."

Vergleicht man dies Geständnis aus einem gepreßten Herzen mit der leidenschaftlichen Heimatsehnsucht Otto Ludwigs im Jahre 1840, so kann man erraten, daß er um schwere und unerquickliche Erfahrungen bereichert zum zweitenmale nach Leipzig ging. Gleichwohl ahnte er schwerlich, daß er, als er sich bald nach Pfingsten 1842 zum Aufbruch rüstete, seinem geliebten Garten, dem „dicken Herrn," Eisfeld und dem heimatlichen Thüringen überhaupt für immer Lebewohl sagte.

Digitized by Google

Leipzig und Dresden

Im Sommer, spätestens gegen Ende Juni 1842 war Ludwig zum zweitenmale in der Pleißenstadt eingetroffen, deren äußre und geistige Erscheinung sich seit dem Herbst von 1840 nur in ganz unwesentlichen Dingen gewandelt hatte. Felix Mendelssohn war seit über einem Jahre abwesend, durch königliche Berufung nach seiner Vaterstadt Berlin gezogen worden, ohne daß man ihm dort eine seiner würdige Thätigkeit und einen bestimmten Wirkungskreis zu schaffen vermocht hatte. Die Musikfreunde Leipzigs, die Eingeweihten des Gewandhauses lebten in froher Voraussicht der Wiederkehr des Meisters im Herbst; Ludwig aber, der schon bei seinem ersten Aufenthalte in Leipzig diese Lebenskreise nur gestreift hatte, wich ihnen jetzt völlig aus und stellte sich dem ehemaligen Meister im Winter von 1842 zu 1843, wo Mendelssohn aufs neue die Gewandhauskonzerte dirigierte, nicht wieder vor. Er hatte ein bescheidnes Quartier in einem jetzt längst verschwundnen Hause der Dresdner Straße bezogen und sich zum guten Beginn des neuen Lebensabschnittes mit allem Eifer der Ausarbeitung seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" hingegeben. Nach einer Meldung Ludwigs an Schaller (Leipzig, 21. September 1842) und nach der Angabe auf einer Handschrift dieser neuen Gestaltung des Stoffes, der schon seit Jahren vor des Dichters Phantasie stand und ihm

Digitized by Google

die Seele erfüllte, hatte Ludwig das Drama vom Juli bis September begonnen und beendigt. Da er während des letzten Aufenthalts in der Heimat fortgesetzt von Agnes Bernauer geträumt hatte, so war die Arbeit dieses Sommers eben nur die Niederschrift eines innerlich längst bis in alle Einzelheiten ausgereiften Entwurfs. Während Ludwig, des besten Willens voll, nun schaffend und wirkend in die Litteratur einzutreten, das Trauerspiel, von dem er gute Hoffnung hegte, seinem Ende entgegenführte, gestaltete sich auch sein Leipziger Leben völlig anders als bei dem ersten Aufenthalte. Die tiefe und beinahe krankhafte Sehnsucht nach der Heimat war durch die Erfahrungen des Jahres 1841 ziemlich beseitigt, die Eisfelder Verhältnisse hatten zuletzt offenbar so drückend auf ihm gelastet, daß er eine gewisse Genugthuung und Freude empfand, ihnen entrückt zu sein. Mit verhältnismäßig größrer Entschlossenheit und Munterkeit, als er bis vor kurzem sich selbst zugetraut hatte, versuchte er litterarische Beziehungen anzuknüpfen, erneuerte seine Bekanntschaft mit Theodor Apel, besuchte den Novellisten Robert Heller, den Redakteur der „Rosen," dem er, wie es scheint, seine Novelle „Die Emanzipation der Dienstboten" vorlegte, ohne ihn geneigt zu finden, diese in seinem Blatte zu veröffentlichen, und lernte entweder schon jetzt oder im Verlauf des nächsten Herbstes und Winters den einflußreichsten, gesellschaftlich angesehensten Schriftsteller des damaligen Leipzigs Heinrich Laube kennen, der am Schlusse des Jahres 1842 zum zweitenmale die Redaktion der „Zeitung für die elegante Welt" übernahm, und der sich dem unbekannten jungen Thüringer gegenüber als beßrer Menschenkenner und Talentschätzer zeigte, als die große Mehrzahl seiner litterarischen Kollegen. Laube nahm den Namenlosen, dessen persönliche Erscheinung eine ungewöhnliche Natur offenbarte, mit großer Freundlichkeit auf und rechnete es

Digitized by Google

der angebotnen Novelle („Die Emanzipation der Dienstboten") zu gute, daß sie nicht zur Dutzendware der Belletristik gehörte. Ludwig erinnerte sich stets voll Dankbarkeit der entgegenkommenden Weise Laubes und äußerte in einem Briefe an Ambrunn, daß ihm dies Entgegenkommen in der Zeit schwieriger Anfänge sehr erquicklich und ermutigend gewesen sei.

Seine eigentlichen Lebensgenossen fand Ludwig im Sommer und Herbst des Jahres 1842 in einem Kreise jüngerer und älterer Männer, der sich in der der Post gegenüber gelegnen Gastwirtschaft von Waldrich fast täglich in den ersten Abendstunden zusammenfand. Der junge Schriftsteller erfuhr, daß Leipzig neben den Vertretern der Litteratur und der Wissenschaft, die weithin bekannt waren, jederzeit ganze Reihen von emporstrebenden, geistig gebildeten jungen Männern und eine Überfülle von halblitterarischen Existenzen barg, für die der Buchhandel eine Art Treibhaus war. Noch Friedrich Spielhagen hat in seiner Autobiographie „Finder und Erfinder" wieder anschaulich gemacht, wie wohl es in Leipzig möglich war, in geistig belebter, litterarisch angeregter Gesellschaft zu leben, ohne mit der berufsmäßigen Litteratur im engern Sinne des Wortes auch nur in Berührung zu kommen. Ludwig überwand tapfer seine Menschenscheu, rückte einigen seiner neuen Bekannten aus Waldrichs Schenkstube näher und befreundete sich wenigstens mit einem von ihnen, dem um zwei Jahre jüngern Dr. Johann Gottfried Wetzstein aus Ölsnitz im sächsischen Vogtlande. Der nachmals als Orientalist und Orientreisender wohlberufne, als preußischer Konsul in Damaskus, namentlich bei den bedrohlichen Christenverfolgungen des Jahres 1860, hochverdiente, noch heute in Berlin lebende Gelehrte saß zu dieser Zeit mit der Entzifferung und Herausgabe arabischer Manuskripte beschäftigt in seinem Stübchen in der Dresdner Straße,

Digitized by Google

sodaß er Ludwigs nächster Nachbar war. Er nahm neben den Interessen seines besondern wissenschaftlichen Gebietes den wärmsten Anteil an allem litterarischen Leben. Auch Wetzstein war scharfsichtig genug, schon nach kurzem persönlichen Verkehr mit Otto Ludwig das Ungewöhnliche in dessen Natur und geistigen Anlagen zu erkennen, und sobald er das Vertrauen des zurückhaltenden neuen Freundes soweit gewonnen hatte, daß dieser ihm einige Gedichte, seine neue Erzählung und die ersten Akte des eben entstehenden Bernauerdramas mitteilte, auch sofort zu empfinden, daß er hier einer ursprünglichen Kraft gegenüberstehe, die im strengsten Sinne des Wortes vielverheißend sei. Wetzsteins Überzeugung von der Begabung des zur Zeit noch erfolglosen und unbekannten Dichters wirkte auf einige andre Genossen des kleinen Kreises zurück, sie legten in ihrem Verkehr mit Ludwig nicht nur große Achtung, sondern auch den Wunsch an den Tag, die Absichten ihres Bekannten nach Kräften zu fördern. Als gute Kameraden erwiesen sich namentlich Dr. Wimmer, ein geistvoller Philolog, der später, nach längerm Aufenthalte in Petersburg, als Gymnasiallehrer in Dresden lebte und starb, ein Dr. Pescheck aus Zittau, aus einer Familie böhmischer Exulanten stammend und von mancherlei Erinnerungen an diese historische Besonderheit erfüllt, ein Studiosus Kratze, über dessen spätere Lebensschicksale Ludwig nichts erfahren zu haben scheint, und ein junger Notar Portius, der die Kunst der Handschriftendeutung mit Vorliebe und kühner Sicherheit betrieb, übrigens gleich Wetzstein ein leidenschaftlicher Schachspieler war. Dieser engern Genossenschaft schlossen sich dann mit weniger Regelmäßigkeit eine Gruppe von Männern an, die zur Litteratur schon in engern Beziehungen standen. Da war Johannes Minckwitz, der Platenide, der um diese Zeit bereits seine Stellung als Verkünder der Platenschen Unfehl-

Digitized by Google

barkeit eingenommen, seine Verdeutschungen der griechischen Tragiker zu veröffentlichen begonnen hatte, auch schon mit eignen Gedichten und einem Schauspiel „Der sächsische Prinzenraub“ hervorgetreten war, einer der vielen deutschen Poeten, denen ihre philologische Gelehrsamkeit die mäßige dichterische Begabung und jeden Zug zum Leben von vornherein erdrückt; da war August Kretzschmar aus Chemnitz, ein junger Litterat, den seine Sprachkenntnisse und sein Mißgeschick unter die Übersetzer des Philippischen Verlagskomtoirs zu Grimma geführt hatte, und der auch später mit ein paar Bühnenstücken nach französischen und englischen Erzählungen („Das Quiproquo,“ „Ein Tag Wahrheit,“ „Ein Eheteufel“) und einigen Alltagsromanen umsonst versuchte, sich der Übersetzerfronarbeit zu entwinden; da war Friedrich G. Wieck, der Herausgeber der „Deutschen Gewerbezeitung,“ ein jovialer Gesellschafter, mit dem und dessen Familie, mit Wetzstein und Portius Ludwig im Herbst 1842 manchen Ausflug zur „großen Eiche,“ auf den Bienitz, nach Meusdorf und St. Thekla unternahm, ohne sich mit der flachen Gegend um Leipzig aussöhnen zu können. Alle diese und noch manche andre in Waldrichs Wirtschaft verkehrende Persönlichkeiten eröffneten dem Dichter und Künstler, der so lange in Abgeschiedenheit gelebt hatte, einen Blick in ganz neue Lebensverhältnisse, Bestrebungen und Geistesrichtungen. Ludwig nahm diese mit der naiven Bildungslust und dem offnen Poetensinn, der seine Freude an der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen hat, auf. In dem schon erwähnten Briefe vom 21. September an Karl Schaller berichtete er dem nun wieder in Eisfeld wohnenden Freunde: „Welch interessante Menschen einem hier vorkommen, wünschte ich dir nicht schreiben zu müssen, sondern mit dir zu erfahren. Leipzig ist ein reicher Ort für die Anschauung, was für einen Poeten die Hauptsache bleibt. Ich wünschte,

Digitized by Google

du und Ambrunn wäret manchmal unter uns; die Unterhaltung ist ganz im Geiste unsrer Heiligendreikönigsabende. Dabei giebts noch viel zu lernen! Ich befinde mich, wie du siehst, ziemlich wohl; freilich ist ein Unterschied zwischen einer Jugendfreundschaft oder vielmehr — soll ich so sagen — zwischen einer, die schon vor der Geburt angefangen, und spätern. Man lernt auch dann noch Menschen lieben und achten, aber es sind ihre Eigenschaften, die man liebt und achtet, nicht sie selbst; diese Verhältnisse sind viel mittelbarer!"

Man spürt aus allem, was wir über Otto Ludwig während dieses Herbstes und des Winters von 1842 auf 1843 wissen, daß er sich angelegen sein ließ, die Verbindungen und Beziehungen, die sich ihm darboten, zu pflegen, und daß er sich in gewissen Dingen den Anschauungen seiner neuen praktischen Freunde unterordnete. Er ließ sich die sauern Wege zu Buchhändlern und Herausgebern von Zeitschriften und Taschenbüchern nicht verdrießen, ließ sich belehren, daß er das Manuskript seines Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" nicht etwa dem Leipziger Theaterunternehmer Ringelhardt (Ludwig nennt ihn im Briefe vom 21. September 1842 Ringelmann) anbieten möge, da er in diesem Falle „einer abschlägigen Antwort im voraus gewärtig sein müßte," daß er vielmehr einzelne Szenen in „Blättern" abdrucken lassen solle, auf welche „Litteraten" den Theaterdirektor aufmerksam machen würden, „so daß er zu mir kommen muß!" Schade nur, daß der schlaue Entwurf nicht zur Ausführung kam, weil sich weder die betreffenden Blätter noch die Litteraten fanden. Einstweilen lebte unser Dichter noch guter Hoffnung, und auch als er schon eine Reihe von schlimmen Erfahrungen, von der Schwierigkeit, den ersten Fuß breit Boden in der Litteratur zu gewinnen, gemacht hatte, erhob er sich mit genialem Humor in dem

Digitized by Google

prächtigen „Märchen von den drei Wünschen“ über jede Enttäuschung und Demütigung, jede bittre und verdrießliche Nachempfindung der Monate, wo er „mit seinen Manuskripten von Haus zu Haus ging.“ Offenbar erfolgten diese vergeblichen Gänge in längern Zwischenräumen, denn Otto Ludwig verbrachte einen fleißigen Winter in Leipzig. Er schuf außer dem „Märchen von den drei Wünschen“ die Novelle „Maria,“ er begann und vollendete wenigstens in der ersten Bearbeitung das Lustspiel „Hanns Frei“ (das später in Dresden nur unwesentlich geändert, aber sorgfältig „gefeilt“ ward), er faßte von seinen ältern Plänen das „Trauerspiel der Treue“ (der Eckart oder Burgunds Ausgang) ernstlich wieder ins Auge. Zu seinem Glück konnte der schaffensfrohe, von den besten Hoffnungen erfüllte Dichter nicht ahnen, daß von allen eben genannten Arbeiten dieser Zeit bei seinem Leben keine einzige das Licht der Welt erblicken würde. Er sah ganz klar, daß seine Begabung und sein Wollen von dem der zeitgemäßen Tendenzpoeten jungdeutscher Schule wesentlich unterschieden waren, aber er fühlte auch, daß eben um diese Zeit, wo Immermanns letztes und reifstes Werk, der Doppelroman „Münchhausen,“ einer ganz und unbefangen poetischen Darstellung wieder Bahn brach, wo die ersten Dorfgeschichten Berthold Auerbachs hervortraten, Wilibald Alexis historische Romane „Der Roland von Berlin“ und „Der falsche Waldemar“ einige Teilnahme beim Publikum fanden, ein Hauch in der Luft sei, der einen neuen Frühling lebendiger, frisch gestaltender Poesie ankündigte. Spürten doch selbst die leistungsfähigsten Jungdeutschen, daß ihr Versuch, die deutsche Litteratur in einen mit lyrischen Blumen und prosaischen Dithyramben aufgeputzten Brei politisch-philosophisch-litterarischen Raisonnements aufzulösen, gründlich gescheitert sei, und setzten alles daran, sich der früher verachteten Formen

Digitized by Google

der objektiven Erzählung und des Bühnenstückes zu bemächtigen. Warum hätte Otto Ludwig, der die allmächtige Kraft einer unerschöpflichen Phantasie und die reinste Lust des Gestaltens in sich trug an seiner litterarischen Zukunft verzweifeln sollen? Er schlug die Zurückweisung seiner Manuskripte von den verschiedensten Seiten nicht höher an, als eine vorübergehende Prüfung, die jedem Namenlosen auferlegt sei, und wehrte sich kräftig gegen jede wirkliche Unbill, die ihm in dem Leipziger litterarischen Treiben widerfuhr. Er besuchte im Herbst und Winter das Leipziger Stadttheater nicht allzu häufig, aber doch häufiger, als bei seinem ersten Aufenthalt, und ward gelegentlich einer Aufführung von Rossinis „Othello" sogar durch seine Tischgenossen veranlaßt, als Theaterrezensent zu debütieren. Er sandte eine Kritik an die damals in einiger Geltung stehende „Theater-Chronik" ein, die die Buchdrucker Sturm und Koppe herausgaben, und die mit einer der ersten jener Theateragenturen verbunden war, aus denen nach und nach ein Krebsschaden des deutschen Bühnenlebens erwuchs. Hierbei machte der journalistische Neuling wieder eine unliebsame Erfahrung, die bewußte Kritik wurde aufgenommen, aber durch Kürzungen und Einschaltungen derart verunstaltet, daß der Sinn entweder entstellt oder geradezu in das Gegenteil gewendet erschien. Kurz und scharf erklärte Ludwig den über dies Auftreten eines Unberühmten höchlich erstaunten Herausgebern, daß er einen Widerruf fordre oder öffentlich wegen Mißbrauch seines Namens gegen sie auftreten werde. „Mein Name muß mir so wert sein, als Ihnen der Ihrige." Die unbedeutende Angelegenheit hatte wenigstens das Gute, daß sie Ludwigs ursprüngliche Abneigung gegen das kleine Tagestreiben der belletristischen Presse befestigte und ihn den Ratschlägen, den lautern und leisern Zumutungen einzelner seiner damaligen Lebensgefährten sich durch

Digitized by Google

Beteiligung an Zeitschriften ein Stück Brot und ein Stück „Einfluß“ zu sichern, leichter widerstehen ließ.

So schweigsam Ludwig über seine persönlichen Erlebnisse und Verhältnisse war, so sorgten die Neugier seiner Wirtin, der braven Frau Waldrich, und häufige Besuche von Eisfeldern und Meiningern im Waldrichschen Hause dafür, daß seine gegenwärtigen Lebensgenossen über die Unregelmäßigkeit seiner Bildung und die Beschränkung seiner äußern Mittel früher ins Klare kamen, als über die Tiefe und den Reichtum seines Talents. Während ihn Kretzschmar und Wieck durch seine Vorgeschichte zum Buchhändlerschreibsklaven für wohlvorbereitet erachteten und sich nur wunderten daß er nicht daheim im Hildburghäuser Bibliographischen Institut Anstellung und litterarische Beschäftigung gesucht hätte, konnte sich der wackre Dr. Wetzstein nicht an den Gedanken gewöhnen, daß der eminent begabte Mann auf dem Dornenwege des Autodidakten weiter wandeln müßte, riet ihm, sich an der Leipziger Universität inskribieren zu lassen, und versprach ihm, daß er unter seiner (Wetzsteins) Anleitung binnen einem Jahre imstande sein solle, ein Sanskritdrama zu übersetzen, womit dann seine Karriere gemacht sein würde. Man kann sich vorstellen, mit welchem ernsten Kopfschütteln und stillen Lächeln Ludwig alle diese wohlgemeinten Erörterungen und Vorstellungen aufnahm, aber auch, wie innerlich einsam er sich bei ihnen fühlen mußte. Denn im Grunde bewiesen sie alle, daß auch die besten unter seinen Bekannten von einer künstlerischen Entwicklung, von dem eigentlichen Leben seiner Seele und von dem Muß einer echt schöpferischen Natur höchst unzulängliche Begriffe hatten. Er war entschlossen, auf jede Gefahr hin den betretnen Weg weiterzugehen. Und da ihm eine Aufführung seines Trauerspiels wichtiger und förderlicher erschien, als der Druck seiner Gedichte und Erzählungen, die Aussicht auf An-

Digitized by Google

nahme des „Engels von Augsburg“ am Leipziger Stadttheater mit jedem Tage mehr schwand, so richteten sich Ludwigs Blicke nach Dresden, nach der Kunststadt, die in seinen Eisfelder Träumen schon so früh eine Rolle gespielt hatte. Auch jetzt wurde er von der Heimat aus ermutigt, eine Anknüpfung in Dresden zu suchen, und sein Oheim Christian Otto, der „dicke Herr,“ griff zum letztenmal in das Lebensgeschick des Neffen ein, indem er diesen erinnerte, daß in der sächsischen Hauptstadt und recht im Mittelpunkte des Kunstlebens dort eine entfernte Verwandte und gute Freundin lebe, der man weitreichenden Einfluß zutrauen dürfe, und den Dichter ermutigte, sich dieser Gönnerin zunächst brieflich und womöglich auch bald persönlich vorzustellen.

Diese Verwandte, eine Cousine zehnten oder zwölften Grades nach thüringischem und schwäbischem Brauch, war niemand geringeres als die gefeierte Schauspielerin Karoline Bauer, die 1842 die abenteuerlichromantische Episode ihrer Jugend, wo sie als Gräfin Montgomery in einer Gewissensehe mit dem Prinzen Leopold von Koburg im Regentpark zu London gelebt hatte, schon über ein Jahrzehnt hinter sich sah und seit 1835 zu den vorzüglichsten Mitgliedern des damals durchaus vorzüglichen Dresdner Hoftheaters gehörte. Der weit zurückliegende Verkehr mit Karoline Bauer und ihrer Mutter in Koburg, ein Besuch beider in Eisfeld war eine der großen Erinnerungen des dicken Herrn; am Leben und Ruhm der Künstlerin nahm er in seinem weltfernen Werrastädtchen lebhaften, ja leidenschaftlichen Anteil, und als er jetzt von den Trauerspielnöten Ludwigs vernahm, mahnte er den zaghaften Neffen daran, daß ja auch er als zwölfjähriger Knabe Karoline Bauer kennen gelernt hätte. Ludwig befand sich in einer Stimmung, in der er sich sagte, daß etwas gewagt und gethan werden müßte, auch wenn dies

Digitized by Google

Etwas den eignen Gewöhnungen und Empfindungen nicht völlig entsprach. Er wußte vom Oheim, daß Karoline Bauer viel im Hause Ludwig Tiecks in Dresden verkehre, und richtete also an die Schauspielerin einen Brief, in dem er sich auf jene freilich weit zurückliegende Begegnung berief und mit anmutiger Wendung sich den Enthusiasmus des dicken Herrn aneignete: „Erinnern Sie sich wohl jenes blöden Jungen noch, der, da Sie im Jahre 1825 seinen Onkel Christian Otto und seine Mutter Frau Syndikus Ludwig in Eisfeld besuchten, überrascht und verdutzt vor Ihnen stand? Und der jetzt eben wieder so blöde und verdutzt vor Ihnen steht, da er, eh man noch recht weiß, wer er ist, schon mit einer Bitte angestiegen kommt? Sie können sich seiner nicht mehr erinnern, und er selbst muß Ihnen erzählen, was besser durch einen andern geschähe, wie er sich von seinem Onkel vorsagen ließ von dem schönen Verhältnis, was zwischen Ihrer Mutter und ihm bestand, von Ihrer feinen Bildung und ungekünstelten Anmut, und es sich um so öfter vorsagen ließ, als diese Erinnerungen das Einzige sind, was des armen Onkels Stimmung über das Traurige seiner Lage emporheben kann. Wenn man ihn davon erzählen sieht, sieht, wie er auf Augenblicke wieder jung wird wie ein alter Baum im Abendrot, so wundert man sich nicht, daß es einem selbst ist, als hätte man Sie lange gekannt und es sei eine Lust, Ihnen Dank wissen zu müssen!“ Daran knüpfte der Dichter die Bitte, das mitkommende Manuskript („Der Engel von Augsburg“) zu lesen und ihn wissen zu lassen, was die Künstlerin von dem „wilden Dinge“ halte, es dann aber mit einem (beigelegten) Briefe an Ludwig Tieck gelangen zu lassen. In dem gleichzeitigen Briefe an das alte Haupt der Romantik berief sich Otto Ludwig darauf, daß er Tieck von früh auf viel schuldig geworden wäre und ihm gern noch

Digitized by Google

mehr schulden möchte, bat um ein offnes Urteil, ob der große Dichter und feinsinnige Kritiker so viel Talent in seiner unfertigen Arbeit erkenne, „als einer weitern Ausbildung wert sein mag," betonte, daß er stärkere Farben aufgetragen hätte, als man gegenwärtig zu thun pflege, weil ihm dies durch das Wesen des Stoffs und das Wesen der Bühne begründet erscheine, und hob endlich hervor, daß es ihm am meisten darum zu thun gewesen sei, „nicht mich selbst und meine Eitelkeit in edle Gesinnungen und Sprüche gekleidet unter die spielenden Personen einzuschwärzen, in welcher Rücksicht ich wie in mancher andern zu weit gegangen sein mag."

Karoline Bauer entsprach den gehegten Hoffnungen Ludwigs und seines Eisfelder Onkels insoweit, als sie die Handschrift des „Engels von Augsburg" in Tiecks Hände brachte. Tieck war damals schon vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen worden und im Begriff, seine Zelte in Dresden vollends abzubrechen; einen unmittelbaren Einfluß auf das Dresdner Hoftheater, dessen Dramaturg er seit 1820 gewesen war, hatte er seit Jahren kaum mehr ausgeübt. Übrigens muß die Hofschauspielerin dem Vetter und Dichter aus Eisfeld nicht unfreundlich geantwortet haben, da Ludwig sie bei seiner Übersiedlung nach Dresden alsbald aufsuchte und der letzte Mensch gewesen wäre, der eine kühle oder auch nur rückhaltende Aufnahme seines Briefes unbeachtet gelassen hätte.

Schon um Neujahr 1843 war es bei Ludwig beschloßne Sache demnächst nach Dresden zu reisen und dort bei längerm Aufenthalt zu versuchen, ob er nicht seine Erstlingstragödie auf die berühmte Bühne bringen könnte. Der Schritt in die Öffentlichkeit, zu dem er von seinen neuen wie von seinen alten Umgebungen gedrängt wurde (jeder Brief aus Eisfeld enthielt Mahnungen in diesem Sinne), schien auch ihm

Digitized by Google

unerläßlich. Selbst seine alten musikalisch-dramatischen Versuche hatte er noch nicht völlig hinter sich geworfen, unter den Manuskripten, die er in seinem Hauskalender für 1843 mit den Worten „Nach Dresden mitzunehmen“ aufzählte, fehlte die Partitur der „Köhlerin“ nicht; von Anfängen hoffte er den Roman „Der neue Don Quixote“ und die Tragödie „Der Eckart“ (Burgunds Ausgang) während des Dresdner Aufenthalts weiterzuführen, die Novelle „Maria“ sollte noch einmal überarbeitet werden; von seinen Büchern wählte er nur Cervantes Don Quixote und einige Bände Shakespeare aus. Die fertigen Manuskripte legte er in Dr. Wetzsteins Hände, da ihm der Freund versprach, die leidige Redakteur- und Verlegersuche nach Kräften fortzusetzen. Aus den Briefen Wetzsteins an Ludwig, aus der Thatsache, daß der letztre den größern Teil seiner Habseligkeiten in Leipzig und in Waldrichs Obhut zurückließ, erhellt, daß es zunächst nur auf eine Reise von längerer Dauer abgesehen und die Rückkehr nach Leipzig in Aussicht genommen war. Ludwig konnte nicht voraussehen, daß er in Dresden und seinen Umgebungen die Heimat für die ganze zweite Hälfte seines Lebens finden sollte, aber sah, als er im Frühling 1843 (spätestens im April, weil ein Brief Dr. Wetzsteins aus Leipzig vom Pfingstsonntag Abend des gedachten Jahres bereits an den seit längerer Zeit abwesenden gerichtet ist) von Leipzig nach der sächsischen Hauptstadt fuhr — zum erstenmal in seinem Leben die Eisenbahn benutzend — mit großen Erwartungen den neuen Erlebnissen entgegen. —

Als Otto Ludwig im Frühling 1843 in Dresden eintraf, war die malerisch gelegne Elbestadt in eine der kurzen Glanzperioden ihres geistigen und geselligen Lebens eingetreten, in denen sie mit Recht als ein Mittelpunkt deutscher Kunst gelten durfte. Ihrer räumlichen Ausdehnung und ihren sozialen Zuständen

Digitized by Google

nach immer noch nur eine behagliche Mittelstadt, mit anmutigen Umgebungen, mit überreichen Hilfsmitteln geistiger Genüsse in ihren herrlichen Kunstsammlungen, ihrem ausgezeichneten Theater, ihrer schon ein Jahrhundert lang gleichmäßig vorzüglichen Hofkapelle ausgerüstet, jetzt aber, just am Ausgang der dreißiger und Eingang der vierziger Jahre, von einem veränderten und frischen Geisteshauch durchweht, begann sie neue Anziehungskraft zu üben. Die Restaurationsperiode zwischen 1815 und 1830 hatte die wunderlichsten Gegensätze und Widersprüche auf allen den Gebieten gesehen, auf denen Dresdens Bedeutung und alter Ruhm beruhte. Während die diesseits der Alpen unübertroffne Gemäldesammlung die Besucher zu tausenden nach der sächsischen Residenz zog und das Entzücken aller mit Augen begabten Menschen bildete, hatte man mit einer bis zum Lächerlichen verzopften, mit den geistlosesten Mittelmäßigkeiten, ja mit unfähigen Stümpern besetzten Kunstakademie und mit der Begünstigung lebloser und nichtiger Kleinkunst, Malerei und Plastik größern Stils schier bis zur Unglaublichkeit verkümmern lassen; während man am Hoftheater Carl Maria von Weber, den besten Dirigenten der Zeit, den unsterblichen Komponisten des „Freischütz“ und der „Euryanthe,“ an die Spitze einer deutschen Oper gestellt hatte, war man eifersüchtig und kleinlich bemüht gewesen, die reichsten Mittel, die größten Ehren für die überlebte italienische Hofoper vorzubehalten; während man einen wahrhaften und bedeutenden Dichter, Ludwig Tieck, den Romantiker, in jeder Weise ausgezeichnet, zum Dramaturgen des Hoftheaters ernannt hatte, und Tiecks Lesepult von der Aristokratie umdrängt worden war, hatte man doch alle seine offnen und heimlichen litterarischen Gegner, die Vertreter der Trivialpoesie, die Männer des Liederkreises und der Theodor Hellschen „Abend-Zeitung,“ die ebensowohl Feinde der Romantik als

Digitized by Google

Feinde jeder tiefen und künstlerisch edeln Auffassung der Dichtung waren, zu begünstigen, zu ermuntern, zu hegen verstanden. Die Mittelmäßigkeit, die geistige Armseligkeit hatten einen großen Teil der Dresdner Kunst und Litteratur jahrzehntelang beherrscht und in nur zu vielen Kreisen recht eigentlich als ein besondres Verdienst gegolten. Unter der Tarnkappe gemütlicher Einfachheit, anspruchsloser Unterhaltung war von der Impotenz der breiteste Raum beansprucht und im Gefolge dieser Dresdner Gemütlichkeit ein häßliches kleinliches Kabalenwesen und unversieglicher Klatsch gepflegt worden.

Das Jahr 1830 und die ihm folgende Umgestaltung der Verfassung und aller politischen Verhältnisse des Königreichs Sachsen, die Mitregentschaft eines liebenswürdigen, echt kunstsinnigen Fürsten wie des Prinzen und nachmaligen Königs Friedrich August, der bedeutende Einfluß eines geistvollen und hochgebildeten Ministers wie Bernhard August von Lindenau waren dem beginnenden Umschwung zum Bessern, dem frischern Zug auf allen Lebens- und Schaffensgebieten sehr zu gute gekommen.

Um die Zeit, in der der noch völlig unbekannte thüringische Dichter Dresden zu seinem vorläufigen Wohnsitz wählte, war der Höhepunkt des Aufschwungs so ziemlich erreicht. Ein neues frisches Kunstleben entfaltete sich unter der Mitwirkung genialer und strebsamer Künstlernaturen. Der Berufung des Großes verheißenden Schülers Rauchs, des Bildhauers Ernst Rietschel, war die des geistvollen und energischen jungen Architekten Gottfried Semper gefolgt, mit Eduard Bendemann und Julius Hübner hatte die Düsseldorfer Malerei ihren Einzug in Dresden gehalten, und was ihren Meistern auch fehlen mochte, sie brachten gegenüber der seither in Dresden gepflegten Kunstweise Bewegung, Licht, Leben und Schönheit mit

Digitized by Google

sich. In den veränderten Zuständen war auch für das größte eingeborne Talent, das Dresden besaß, für den Landschaftsmaler und den wie kein zweiter aus der Tiefe des deutschen Lebens und Gemüts schöpfenden phantasievollen Zeichner Ludwig Richter, Raum zu froher Wirkung geworden. — Mit den plastischen Arbeiten für das neue Theater hatte Ernst Hähnel seine schöpferische Thätigkeit begonnen, die neben und mit der größern Rietschels eine bedeutende und angesehene Dresdner Bildhauerschule ins Leben rufen sollte. Auch jüngre Talente begannen sich unter dem neuen Lebenshauch zu regen und zu entfalten. Die Dresdner Hofbühne hatte ihre goldnen Tage. Ein Schauspielerpersonal, dem in voller Leistungskraft Emil Devrient, Friedrich Porth, Karl Quanter, Eduard Winger, Gustav Räder, Franziska Berg, Karoline Bauer und Marie Bayer, eine Oper, der Wilhelmine Schröder-Devrient, Josef Tichatschek, Anton Mitterwurzer angehörten, eine Kapelle, der eben wieder in Richard Wagner ein Leiter von glänzender und eigenartiger Begabung gewonnen war, berechtigten die sächsische Hauptstadt zu dem Stolz, den sie auf ihr Theater empfand. Dazu ließ sich die Intendanz des Kunstinstituts angelegen sein, fortwährend neue Talente — wirkliche, nicht Scheinkräfte — heranzuziehen, im Verlauf des Jahres, das Otto Ludwig zunächst in Dresden verweilte, traten Eduard Devrient als Schauspielregisseur und Darsteller, die jugendliche Johanna Wagner als Sängerin in den Verband der Hofbühne ein.

Auch das Bild des litterarischen Dresdens der Restaurationsepoche war schon ein völlig verändertes geworden. Das Scheiden Ludwig Tiecks aus dem Eckhause am Dresdner Altmarkt, wo er an hunderten von Empfangs- und Leseabenden tausende von Menschen bei sich gesehen hatte, hinterließ allerdings eine fühlbare Lücke, da der alte Romantiker der einzige

Digitized by Google

gewesen war, der Sinn und Verständnis für poetische Originalität, für größere Gestalten, tiefere Stimmungen und kühnere Laute besessen hatte. Doch kam Tiecks Wegzug den untergeordneten Widersachern des Meisters und ihrer spezifischen Dresdner Poesie nicht mehr zu gute. Der Tod Karl Försters (am 18. Dezember 1841) und Friedrich Kinds (24. Juni 1843) hatte den alten „Liederkreis" seiner besten Mitglieder beraubt; eben jetzt (Juli 1843) verkaufte der kluge Hofrat Winkler (Theodor Hell) seine vielgeliebte Abendzeitung an einen Rechtsanwalt Robert Schmieder, weil er spürte, daß die Tage ihrer Geltung gezählt seien. Seit Jahren hatte die jüngere Litteratur einen hochstrebenden und talentreichen Vertreter in Dresden an Julius Mosen dem Dichter des „Ritter Wahn" und „Ahasver," dem Lyriker und Erzähler besessen, der mit einer Reihe von rhetorisch-tendenziösen Dramen den Kränzen, die er mit Recht trug, auch noch den Lorbeer des Dramatikers hinzuzugewinnen suchte. Vor kurzem waren die Herausgeber der ehemals Hallischen, zuletzt Deutschen Jahrbücher Arnold Ruge und Ernst Theodor Echtermeyer nach Dresden übergesiedelt und hatten sich einen Kreis gebildet, dessen Anschauungen freilich bedenklich von der Philosophie und Litteratur zur Politik hinüberschaukelten und schillerten. Die Erzähler Ernst von Brunnow, Karl von Wachsmann, obschon keine schöpferischen Naturen im höchsten Sinne, überragten doch die Gehe, Tromlitz, Bronikowski der alten Vespertina schon sehr bedeutend. Auch die jüngern Lyriker wie Adolf Peters, Ernst Fischer und andre schlugen kräftigere Töne an, als die vom Liederkreis her gewohnten. Ein Element der Gärung brachte die zwischen ihren großen Reisen jahrelang in Dresden lebende und ein Haus machende Gräfin Ida Hahn-Hahn. Sie stand damals auf der Höhe ihres Rufes als Romanschriftstellerin, sie hatte soeben vier ihrer

Digitized by Google

Hauptwerke: „Der Rechte," Gräfin Faustina," „Ulrich" und „Sigismund Forster" veröffentlicht und alle die Probleme und Emanzipationsfragen, mit denen das junge Deutschland die Literatur zu erneuern meinte, mit vornehmer Insolenz als das besondre Eigentum der guten Gesellschaft in Anspruch genommen. Ungesund, wie ihre Lebensanschauungen und ihre litterarischen Selbstverherrlichungen waren, forderte doch die Gräfin Hahn ohne alle Frage größere Maßstäbe als das triviale Blaustrumpftum, und der Beifall, den ihre launenhaften Bücher fanden, durfte in Wahrheit ein Zeichen der Zeit heißen. —

Der Neuankömmling hatte zunächst an alle diese Herrlichkeiten sehr geringfügige Anknüpfungen, und in seiner Natur lag es nicht, dergleichen eifrig zu suchen. Seiner neuen Gönnerin Karoline Bauer war er von Leipzig her angemeldet worden; mit einer Empfehlung an den Mathematiker und lyrischen Dichter Adolf Peters, der Lehrer am Blochmannschen Institut und Vitzthumschen Geschlechtsgymnasium war, seinerseits zu Julius Mosen in Beziehungen stand, hatte ihn Johannes Minckwitz ausgerüstet, von Eisfeld und Hildburghausen her waren ihm mancherlei Grüße an in Dresden verschollene Vettern und Freunde aufgetragen. Er hatte das Glück, eine seinem Sinne und seinen Gewohnheiten sehr zusagende Wohnung vor dem Falkenschlage in einem Gartenhause, in dem sich eine Wirtschaft „Zur Hoffnung" befand, zu finden, und nahm dies Wirtsschild für ein gutes Zeichen. Seine Fenster gewährten ihm einen Ausblick auf Gärten und Felder, auch das gegenüber befindliche Taubstummeninstitut lag damals noch völlig im Grünen. Seine Lebensweise richtete er ähnlich wie in Leipzig ein, nur daß er in der ersten Zeit seines Dresdner Aufenthalts weniger schrieb und dafür die Bildergalerie fleißig besuchte, in deren Schätzen ihm in der That neue Offenbarungen aufgingen, und daß

Digitized by Google

er einen großen Teil seiner Abende im Theater verbrachte, was in Leipzig nur in längern Zwischenräumen der Fall gewesen war.

Der erste Brief Ludwigs aus Dresden, der sich erhalten hat, zugleich der letzte, den er seinem Onkel Christian in Eisfeld schrieb, trug das Datum des 2. August 1843 und berichtete natürlich vor allem über das Zusammentreffen mit der berühmten Cousine und über die Beziehungen zu ihr: „Lieber dicker Herr, ich soll dir viele herzliche Empfehlungen von der Bauer sagen, nächstens wird sie dir ihr neustes Bild schicken. Sie fragte mich, wie es wohl möglich zu machen sei, daß du sie, wie du gewünscht, einmal spielen sehen könntest. Von meinem Stücke konnte ich nicht gleich beim ersten Besuch sprechen, auch war da noch ein Baron von Bredow aus Berlin bei ihr. Sie empfing mich auf das freundlichste, freute sich, daß sie nun einen Kavalier habe, der sie auf Spaziergängen u. s. w. begleiten könnte und als „Vetter" dabei nicht dem Verdacht aussetze, den sie auf alle Weise vermeidet, was bei einem großstädtischen Publikum, welches selbst nichts taugt, sehr schwer ist. Sie schickt mir, so oft sie spielt, früh ein Billet in die Loge. Da habe ich sie denn gesehen im „Fabrikanten" (von Eduard Devrient), in den „Quälgeistern" und als Maria Stuart. In komischen Rollen besitzt sie eine unvergleichliche Natürlichkeit, auch die tragischen giebt sie ausgezeichnet; dabei kommt ihre Figur ihr sehr zu statten, die wahrhaft königlich ist, und neben der die andern Schauspielerinnen und selbst die meisten Schauspieler klägliche Figuren spielen. In den „Quälgeistern" saß in meiner Loge noch eine fremde Dame, der Sprache nach eine Russin, eine Frau von vornehmer und dabei bedeutender geistiger Bildung. Die war außer sich über die Bauer und sagte: „Daß sie die Männer alle gewinnt, das kann wohl

Digitized by Google

eine andre auch, aber auch die Weiber in sich verliebt machen, das kann nur die Bauer."

Eine wunderliche Ironie des Schicksals führte den tiefen, weniger weltunkundigen als weltscheuen Dichter mit der glänzenden, allgefeierten Schauspielerin, die nur allzusehr Weltkind war, kurze Zeit vor der Katastrophe zusammen, in der Karoline Bauer für immer ihre Freiheit und ihr Künstlertum verscherzte, ohne das Glück der Liebe und des friedvollen Hauses zu gewinnen. Gerade in den Sommermonaten des Jahres 1843 und während des Winters von 1843 auf 1844, also in der Zeit ihres Verkehrs mit Otto Ludwig, erfuhr die Künstlerin jene herbe Enttäuschung durch ihre Verlobung mit dem schlesischen Landrat von Wichura, die sie dann dem polnischen Grafen Ladislaus Broël-Plater in die Arme trieb und ihren Weggang aus Dresden im Frühling von 1844 herbeiführte. Ludwig bewunderte aufrichtig die künstlerische wie die persönliche Anmut seiner entfernten Verwandten. Als sich im Laufe dieser Zeit eine Hoffnung aufthat, sein Lustspiel „Hanns Frei" gedruckt zu erhalten, schrieb er in der Sprache des Stückes eine poetische Widmung „An Fräulein Karoline Bauer":

Ein Blatt Papier ist wenig wert,
Ein Stempel drauf macht es begehrt,
Und daß es was Besondres gilt.
Dein Name sei des Büchleins Schild:
Ist Anmut nicht im Buch gewesen,
Stand doch ihr Name drauf zu lesen!

Doch bei alledem empfand er, daß die liebenswürdige Schauspielerin von einer seltsamen Ruhelosigkeit erfüllt war, und ahnte wahrscheinlich etwas von dem innerlich nicht Befriedigenden ihres zur Zeit noch vielbeneideten Daseins. Sie hatte sich Mühe gegeben, den „Engel von Augsburg" der Dresdner Intendanz

Digitized by Google

zu empfehlen; Ludwig hatte für diesen Zweck seine in Leipzig vollendete Tragödie überarbeitet und namentlich den letzten Akt umgestaltet. Herr von Lüttichau aber besorgte, daß durch dies Liebestrauerspiel der „nahe verwandte königlich bayrische Hof kompromittiert werden" und der bayrische Gesandte Anstoß nehmen könnte, und lehnte, mit vielen üblichen Lobeserhebungen des vom Dichter bezeugten Talents, die Aufführung ab. Ludwig beabsichtigte danach „Hanns Frei" in Dresden einzureichen, unterließ es aber, weil sich einige trügerische Aussichten in Leipzig zeigten, wo Dr. Wetzstein der tägliche Schachgenosse des künftigen Theaterpächters Dr. Schmidt war, der die ernste Absicht hegte, die neue dramatische Produktion nach Kräften zu fördern. Erfüllten sich sonach die Hoffnungen nicht, die Ludwig zuerst an die persönliche Bekanntschaft mit Karoline Bauer geknüpft hatte, und fiel er nur zu bald in seine Gewohnheit zurück, sich wochen- und monatelang unsichtbar zu machen, so bezeugt doch ein (im Konzept erhaltner) Brief aus dem Winter von 1843 auf 44, daß er die gute Freundschaft aufrecht zu erhalten suchte: „Beste Cousine! Sie müssen denken, ich sei durchgegangen oder gestorben, weil Sie nichts von mir hörten und sahen. Lassen Sie mir immer das unschuldige Vergnügen, mir einzubilden, Sie hätten eins von beiden von mir gedacht — also doch wenigstens einmal an mich gedacht. Ich weiß nicht, soll ich mich entschuldigen, wenn ich nicht besuche, oder ists nötiger, wenn ich besuche. Der unfreundliche Winter macht mich immer so kleinmütig und darum leutescheu. Oft war ich auf dem Wege zu Ihnen, entweder kehrte ich um, oder ich traf Sie nicht. So kam es, daß ich Ihre Verehrung trieb wie Christen, die um so frömmer sind, je weniger sie in die Kirche gehen. Wie diese ihren Gott lieber in seinen Werken verehren, so that ichs mit Ihnen im Theater und in mir selber, in dem

Digitized by Google

auch gar manches Ihr Werk ist. Weshalb ich mich schon jetzt nenne Ihren eigensten Otto Ludwig." — Ob der Dichter seiner Base nach diesem Briefe noch persönlich begegnet ist, läßt sich nicht erraten. Mit ganz Dresden ward er von der Flucht der Künstlerin im Frühjahr 1844 überrascht, und da er aufrichtigen Anteil an ihr genommen hatte, schmerzlich überrascht.

Der dicke Herr in Eisfeld erfuhr nichts mehr von der Ablehnung des Trauerspiels „Der Engel von Augsburg" und ebensowenig von dem Ausgang der mit Karoline durch ihn angeregten und beförderten Bekanntschaft Bauer. Das oben erwähnte Schreiben seines Neffen aus Dresden vom 2. August 1843 sollte für ihn die letzte Lebensfreude sein. Christian Otto hatte lange und schwer gelitten, am 11. August erlöste ihn ein sanfter Tod von allen Schmerzen seiner letzten Jahre. Am 15. August empfing Ludwig durch einen Brief Ambrunns die Nachricht vom Tode seines Onkels. Dieser Verlust, den er schmerzlich empfand („Freilich war er die Hauptperson in allen meinen Plänen, nunmehr aber braucht er meine einfältigen Pläne nicht mehr; daß ich ihm, dem ich gern ein frohes Leben bereitet hätte, wenigstens frohe Todesvorstunden schaffen durfte, wird mich ewig freuen!" Otto Ludwig an Ambrunn, Dresden, 15. August 1843), änderte seine äußre Lage insofern, als ihm das Erbteil, das ihm der Verstorbne gesichert hatte, bei seinen bescheidnen Bedürfnissen für den Augenblick, ja auf mehrere Jahre hinaus die vollste Unabhängigkeit von Erwerb und Erfolg sicherte. Christian Otto hatte die eine Hälfte seines kleingewordnen Vermögens seiner Frau und seinem Sohne Adolf, die andre seinem Neffen hinterlassen; am 15. August stellte Ludwig (der in der betreffenden Urkunde vom Dresdner Stadtgericht „Kandidat und Litterat" betitelt wurde und mit dem Pet-

Digitized by Google

schaft seines Vaters Ernst Ludwig siegelte) eine Generalvollmacht für den Amtsregistrator Ludwig Ambrunn zu Eisfeld aus, auf Grund deren Ambrunn in allen folgenden Jahren und so lange es etwas zu verwalten gab, den Besitz des Dichters verwaltete. Das Wohnhaus des Onkels wurde schon 1844 von der Witwe Johanna Neuroth in Eisfeld angekauft, auf Otto Ludwigs Anteil entfielen 3600 Gulden. Er überließ die Ordnung dieser und jeder andern heimischen Angelegenheit Ambrunn um so ausschließlicher, als ihn jeder Brief von der unholden Witwe des Oheims, die sich in jeweiligen „Anfällen von Rachsucht und Bosheit" an ihn wandte und durchaus sein Gartenhaus bewohnen und die Pächterin seines Gartens werden wollte, in der Abneigung befestigte, die Heimat wiederzusehen. Am 3. September 1843 meldete er Ambrunn: „Ich werde der Madame Otto schreiben, daß ich meinen Aufenthaltsort ändre, nur um nicht wieder an sie erinnert zu werden. Sage ihr doch, ich hätte dir dasselbe geschrieben, sonst schreibt sie mir, so oft sie eine Bosheit anwandelt, und verlangt, ich solle ihr zu deren Ausführung helfen." Ernstlich bekümmerte ihn bei alledem nur, daß es kein Mittel gab, den jungen Sohn des Onkels den Händen seiner Mutter zu entziehen; Ludwig mußte es geschehen lassen, daß dieser mit der Witwe Elisabeth Otto und andern Gliedern der Familie Heinlein nach Amerika auswanderte, wo er verschollen ist.

Inzwischen lebte sich Ludwig in Dresden während des schönen Herbstes von 1843 um so mehr und um so besser ein, als er in erfreulichen und dauernden Verkehr mit einigen bildenden Künstlern und durch diese und seine Leipziger Bekannten Dr. Wimmer und Minckwitz mit einigen schlichtbürgerlichen, aber kunstsinnigen und für alle geistigen Bestrebungen empfänglichen Familien getreten war. Unter jenen war

Digitized by Google

es namentlich der Kupferstecher Langer und der Landschaftsmaler Ernst Ferdinand Öhme, denen Ludwig näher trat. Öhme, der aufs innigste mit Ludwig Richter befreundet war, vermittelte die Bekanntschaft unsers Dichters auch mit diesem, und der Künstler fand großes Wohlgefallen an der Persönlichkeit wie an den Schöpfungen Ludwigs, die ihm in der Handschrift mitgeteilt wurden, an dem Lustspiel „Hanns Frei", der Novelle „Maria" und dem „Märchen von den drei Wünschen." Zu den Familien, in deren Kreise sich Ludwig wohl und heimisch fühlte, gehörte außer denen der genannten Künstler die des Dr. Jenke, des Direktors des Taubstummeninstituts, in deren Garten und behaglichen Zimmern er sich meist am Mittwochabend einfand. Beziehungen wie diese, und dazu die Eindrücke Dresdens und seiner Umgebungen, die Ludwig wiederholt in Briefen in die Heimat und an seine Leipziger Genossen zu rühmen wußte, halfen ihm über das Mißbehagen hinweg, das ihn bei der bisherigen Erfolglosigkeit seiner poetischen Bestrebungen da und dort beschleichen wollte. Aus Leipzig mußte Dr. Wetzstein melden, daß Laube den Druck des „Märchens von den drei Wünschen" beanstandet habe, daß der Buchhändler Baumgärtner, der das Manuskript für sein Taschenbuch „Vielliebchen" bereits angenommen hatte, nachträglich den Stachel in der humoristischen Gestalt des Verlagsbuchhändlers und Buchdruckereibesitzers Jammerdegen verspürt habe, daß auch in der Novelle „Maria" bei allem Feuer der Phantasie, bei aller Schönheit des Vortrags „die Kohärenz mit den Ansprüchen der gegenwärtigen Lesewelt" vermißt worden sei. Wohl fügte der getreue Freund hinzu: „Was mein Urteil anlangt, so bitte ich Sie inständig, sich ja durch solche Meinungen nicht irre leiten zu lassen. Originalität über alles! Und haben Sie einmal einen Verleger gefunden, so legt man auch den

Digitized by Google

allgemeinen Maßstab an Ihre Sachen, und dann können sie bloß gewinnen, wenn sie mit dem „laufenden" Wasser der Gegenwart wenig zu thun haben." Doch den Verleger, der die mit Recht belobten Schöpfungen, wenn auch ohne alles Honorar, gedruckt hätte, wußte auch er trotz seiner Bekanntschaft mit Leipziger Buchhändlern nicht zu finden, und es war gut, daß Ludwig von den Eisfelder Komponistenjahren her einige Übung im Warten besaß.

Wenigstens ließ sich der Dichter durch all diese Hemmnisse und Schwierigkeiten den Genuß des Augenblicks und den Gewinn seines gegenwärtigen Lebens nicht verkümmern. Die malerische Elbestadt mit ihren Barock- und Rokokobauten, mit dem Reichtum ihrer Kunstschätze war der letzte große äußere Lebenseindruck, den das Geschick seiner Bildung und Entwicklung gönnte. Ludwig wußte ihn zu nutzen, wie wenige. Wenn er mit seinen neuen Malerfreunden in den reizvollen Umgebungen Dresdens umherstreifte, wenn er an einem schönen Herbstabende vom „Weißen Hirsch" heimkehrend die Stadt mit den Lichtern ihrer Brühlschen Terrasse und ihrer (damals noch einzigen) Elbbrücke vor sich aufleuchten sah, wurde auch er des Zaubers froh, den vor und nach ihm Tausende empfunden haben. Wenn er die Meisterwerke der Gemäldegalerie und der Mengsschen Abgußsammlung wieder und wieder still genießend durchschritt, war ihm, als „wachse ihm ein neuer Sinn." Mit unbestechlichem Auge und dem untrüglichsten Instinkt für alles geistig Mächtige und Echte unterschied er, der bisher so wenig gesehen hatte, das Bedeutungsvolle vom bloß Anspruchsvollen; die Sicherheit seines Blicks und seine ureigentümliche Fassungskraft für das Ganze eines Bildes setzten die Künstler ebenso in Erstaunen, als die Feinheit seines Urteils über tausend Einzelheiten. In ihm selbst lebten die geschauten Bilder in

Digitized by Google

leuchtender Deutlichkeit weiter, sie befruchteten seine Phantasie und wurden noch dem Kritiker in spätern Jahren durch den Vergleich ihrer malerischen Grundstimmungen mit poetischen Stimmungen wichtig. Und so durfte Otto Ludwig mit Wahrheit sagen, daß er sich in Dresden heimisch zu fühlen beginne, und daß die Opfer, die er seinem Aufenthalte hier gebracht habe, ihm durch Rafael und Correggio allein bezahlt worden seien, noch ganz abgesehen vom Eindruck des Theaters und der Musik, der ihm auch nicht verloren sein solle. Doch bekannte er im Mai 1844 in einem Briefe an Dr. Wetzstein, daß ihm des Außenlebens und der Menge der Eindrücke, die er täglich zu verarbeiten habe, fast zu viel werde. „Ich muß es demnächst dem Betteljungen nachthun, den ich aus dem Gedränge der Leipziger Messe sich in ein Winkelchen flüchten sah, um in Ruhe die Pfennige zu zählen, die er in dem Lärmen erfochten hatte."

Digitized by Google

Der Einsiedler von Garsebach und Meißen

Die beiden Jahre, die Otto Ludwig zwischen 1842 und 1844 in Leipzig und Dresden verbracht hatte, waren ohne Zweifel die äußerlich bewegtesten seines ganzen bisherigen Lebens gewesen. Soviel es seiner durch Naturanlage und Jugendeindrücke, durch Neigung und Gewöhnung bereits stark einsiedlerischen Natur möglich war, hatte er Verkehr und Verbindungen gesucht, auch was ungesucht an ihn herankam, nicht geradezu abgelehnt. Er hatte in Leipzig wie in Dresden den bescheidnen Lebensgenuß seiner eigentlichen Kameraden, der Gelehrten wie der Künstler geteilt, noch der letzte Brief an Onkel Christian vom 2. August 1843 enthielt eine aus eigner Anschauung geschöpfte Schilderung der glanzvollen Dresdner „Vogelwiese," auf der ein einziges Riesenzelt, das Felsnersche, „das ganze Eisfelder Vogelschießen" aufnehmen konnte, und die geputzte Masse fast unübersehlich war. Bei alledem blieb das Verlangen, in möglichster Stille und Abgeschiedenheit zu schaffen, in ihm herrschend, und die Erfahrungen und kleinen Erlebnisse des Frühlings 1844 hatten dies Verlangen noch gesteigert. Schon im Verlauf des Winters meldete Ludwig an Ambrunn, daß er sich demnächst in die Gegend von Meißen oder Pirna begeben werde, um irgend einen stillen Winkel zu suchen. Eben in den Tagen, wo er diesen Vorsatz äußerte, gestaltete sich sein Dresdner Leben über seine

Digitized by Google

Wünsche hinaus bunt und abwechselnd. Dr. Wetzstein empfahl ihm in herzlichster Weise einen nach Dresden reisenden jungen Dänen, Herrn von Mehren, den Ludwig schon beim ersten Besuche mit besonderm Wohlgefallen aufnahm, dessen Bildung und anspruchsloser Frohsinn ihn bald zu wiederholtem täglichen und fröhlichen Verkehr veranlaßte. Da auch Wetzstein sich auf einige Tage in Dresden einfand, der Künstlerkreis, dem Ludwig schon näher getreten war, sich um diese Zeit beträchtlich erweiterte, war der Ausruf begreiflich, mit dem Ludwig einen (undatierten, aber dem Frühling 1844 angehörigen) Brief an Dr. Wimmer eröffnete: „Ich habe mich lange nicht ungestört sprechen können und habe viel mit mir zu bereden.“ Er hatte bei einem mit den Malern Strauch, Gössel, Hasse, Fiebiger, mit dem Kupferstecher Langer und Herrn von Mehren unternommenen Frühlingsausflug durch das Triebischthal und nach Scharfenberg bei Meißen eine halbe Stunde hinter dem „Buschbad“ den stillen Winkel aufgefunden, der zu seinen Sinnen und zu seiner Seele sprach und sich auf der Stelle eine Sommerwohnung dort gesichert. Anfang Juni 1844 verließ er Dresden und bezog im obern Stock der „Schleifmühle“ zu Nieder-Garsebach ein paar bescheidne Zimmer, in denen eine größere Reihe seiner Werke entstehen sollte, als er beim Beginn des Sommers von 1844 voraussetzen konnte.

Ein mit bewaldeten und reich bewachsenen Hügeln und kleinen Felsen eingerahmtes, mäßig breites, überall frischgrünes, von der klaren Triebisch durchrauschtes, im übrigen stilles Thal, das südwestlich von der alten Bischofsstadt Meißen, fast unmerklich ansteigend, sich gegen Taubenhain und Rothschönberg hin erstreckt, wird in kurzen Abständen von einigen Dörfern und einzeln liegenden Mühlen belebt. Etwa eine Stunde von Meißen liegt das Dorf Nieder-Garsebach, zu dem

Digitized by Google

die „Schleifmühle“ gehörte, in der der Dichter sich niederließ. Dies Waldthal mit üppiger Mannigfaltigkeit der Laubbäume und Büsche, nicht ohne einzelne schroffere und ernstere Partien, im ganzen aber doch voll lieblicher und anmutiger Reize, gemahnte Ludwig mit Recht an die verlaßne Heimat. In der ihm seither völlig unbekannten Landschaft fand er Eindrücke wieder, die ihm von kleinauf vertraut und lieb waren, und denen er sich jetzt aufs neue mit einem lange nicht erlebten Wohlgefühl überließ. Er streifte das Thal auf und ab: überall entdeckte er stille Plätze, an denen er ungestört nachsinnen und schaffend träumen konnte, er machte sich mit den unterhalb und oberhalb seines Asyls gelegnen Rastorten bekannt und verweilte besonders gern unter den Bäumen der gegen Meißen hin hochgelegnen Altenburg und im schattig umbuschten Garten der Preiskermühle. Überall fand er es „gerade wild genug, einem Poeten zu gefallen, und zahm genug, von ihm bewohnt zu werden.“ Und in einem Briefe an Ludwig Ambrunn (Schleifmühle bei Nieder-Garsebach, 19. Juni 1844) schilderte er die Reize seines Aufenthaltes in frischer, beglückter Stimmung: „Ich schreibe dir aus einem der lieblichsten Winkelchen Erde; links vor mir prächtige Felsen, rechts die kleine kühle Triebisch, drüber Berge mit grünem Busch bewachsen, um meine Residenz — in einer Schleifmühle — ungeheure, herabgerollte Felsblöcke von mannigfachsten Formen und schlanke, grüne, krause Erlen bunt untereinander. Und in welcher Richtung ich den Triebischgrund durchziehen mag, so wirds immer schöner. Meine Werkstatt schlag ich bald hier bald da auf, einmal zwischen den Felsblöcken an der Triebisch nahebei — ein alter Erlenstrunk hält mir das Tintenfaß (den Stecher, den dein Christian, den zu grüßen bitte, mir gemacht), die Mappe auf meinen Knieen ist mein Tisch; bald über der Klausmühle, dem romantischsten

Digitized by Google

Punkt, den ich auf der Welt kenne, etwa zwei Stockwerk hoch, einen schmalen Weg sperrend, der durch junges Gebüsch in wunderschönen Linien herunterläuft, so oft geschlängelt, daß man merkt, er selber mag nicht von dem schönen Berge herab — was ihm nun freilich zu verdenken, da das Thal noch schöner ist, bald horste ich, auf meinen poetischen Eiern brütend, auf dem Gipfel eines Felsens. Ob ich gleich allein bin, habe ich nicht die mindeste Langeweile; ich wende meinen Kopf um, so hab ich das Thal mit edeln, guten, ernsten, komischen, bösen Bewohnern bevölkert. Wenn mirs gefällt, geh ich mit Göttern und Königen um, in einem Anfall von Herablassung dagegen kann ich mit Bauern kegeln, die übrigens hier meist sehr reich und so gebildet sind, wie bei uns draußen angesehenere Bürger."

Die in so beredten Worten gepriesenen stillen Reize des Triebischthals waren es nicht mehr allein, die den Dichter mit neuer Lebenslust erfüllten. Schon in den ersten Wochen, in denen Ludwig an seinem neuen Wohnort verweilte, hatte eine Begegnung stattgefunden, die seinem weitern Leben Ziel und Gestalt geben sollte. Der einunddreißigjährige Mann hatte bis zu dieser Zeit jeden Jugendtraum, jede sich regende Neigung und das natürliche Verlangen nach Liebesglück — angesichts seiner ungewissen Lebenslage und in der Hingebung an seine künstlerischen Ideale — tapfer niedergekämpft, er hatte eben die Gewalt eines unwiderstehlichen Gefühles noch nicht erfahren. Jetzt sollte auch seine Stunde schlagen — die glückselige Frühlingsstimmung, die ihn in der idyllischen Umgebung nach zwei Jahren Stadtlebens durchdrang, hatte gleichsam den Boden gelockert, in dem der Keim einer starken Neigung rasch emporsprossen und Wurzel treiben konnte.

Ludwig lernte in diesen Tagen ein junges Mäd-

Digitized by Google

chen, die Tochter eines Meißner Bürgers, Emilie Winkler, kennen, die bald seine Braut und die treue Gefährtin seines Lebens in Glück und Leid werden sollte. Frau Ludwig erzählt warm und schlicht aus ihren Jugenderinnerungen: „Im Triebischthal, in der Nähe des Buschbades, lernte ich Ludwig kennen, als ich mit meinem Vater, einem Naturfreund wie wenige, spazieren ging. — Wir waren eines Nachmittags auf unserm Wege schon in den einsamern Teil des Thales gelangt, da begegnete uns ein junger stattlicher Mann mit breitem Strohhut auf dem wunderbar schönen Haupte, dessen Blick ich plötzlich wie suchend auf mich gerichtet fühle. Er grüßt, bleibt stehen, und als wir an eine Biegung des Weges gelangen und mein Vater zurückblickt, sieht er ihn noch immer stehen, uns, die er gleicherweise als eine unerwartete Erscheinung betrachten mochte, sinnend nachschauend. Einige Tage später waren wir auf dem gleichen Wege, ich eile Blumen suchend voraus den Berg über dem Buschbad hinauf, dem Lieblingsplatz meines Vaters entgegen — und eben dort unter der großen Eiche, die — noch vom Buschwerk verborgen — jetzt frei vor mir liegt, sitzt Otto Ludwig. Er erhebt sich grüßend; der lautlosen und doch so bewegten Stille macht das Hinzutreten meines Vaters ein Ende. Ludwig bittet, ob er, des Weges unkundig, sich uns anschließen dürfe. — — Wir verlobten uns im Laufe der nächsten Monate des gleichen Sommers."

Die Geschichte der Liebe Otto Ludwigs braucht nicht erzählt zu werden, und niemand könnte ihre Einzelheiten schöner und wärmer schildern, als es in den lyrischen Gedichten dieses und des folgenden Jahres, in den „Buschliedern" geschehen ist. Als der Dichter eine Reihe dieser Lieder in einem bogenlangen Briefe dem getreuen Schaller in Eisfeld (Garsebach, den 7. August 1844) mitteilte und dem Freunde seine

Digitized by Google

Erlebniſſe und ſein Glück in dieſer Form eingeſtand, durfte er in Proſa ſchon hinzufügen: „Beſſer kann ſich niemand zu Sophien und dir und mir ſchicken; ich habe von euch erzählt, habe mir ein Zuſammenleben entworfen und ausgemalt! — — — Erzähle mir doch von deinem häuslichen Leben, von deiner Sophie und deinen Kindern. Ich ſage dir, alles Blendende weiſt ſich als ein Nichts aus; der wahre Gehalt des Lebens ruht in ſeinen einfachſten Verhältniſſen.“ Sich ſelbſt und dem Freunde zur Warnung hatte er auf deſſen Klagen über die Enge und geiſtige Öde der kleinen meiningiſchen Städte eine poetiſche Antwort: „Du ſehnſt dich aus dem engen Leben nach einem weiteren geiſtig bewegten; du weißt nicht, was es heißt, eine Heimat, ein Zentrum zu haben. Laß dir meinen fremden Vogel vorſingen:

Aber der fremde Vogel fliegt
Über den Bach und ſieht hinein,
Erſchrickt ob ſeinem Wiederſchein:
So werd ich alt und werd ich grau
Und hab kein Neſt und keine Frau,
Hab alles geſetzt an die himmliſche Kunſt
Und drüber verſäumt die irdiſche Gunſt.
Bereuen will ich das nimmermehr,
Doch iſts wohl ſchlimm und traurig ſehr,
Daß, ſterb ich unter dem fremden Dach,
Kein einzig Vöglein mir ſinget nach;
Muß einſam dulden im fremden Thal
Des Lebens Sorgen, des Sterbens Qual,
Und weiß vielleicht von dem Tode mein
Keine Seel, denn der liebe Gott allein!“

Wie Ludwig geartet war, bei der Stärke und ſtillen Feſtigkeit ſeines Weſens, der Tiefe und Treue ſeiner Seele ſchloß die Liebe für das anmutige blonde Mädchen, die ihn erfaßt hatte, eine Entſcheidung für ſein

Digitized by Google

Leben ein. Er empfand jetzt nicht nur die Beseligung seiner jungen Neigung, sondern auch die Gewißheit, daß das Glück des Augenblickes ein dauerndes schlichtes Glück verheiße. Mit sicherm Instinkt hatte er die Charaktereigenschaften, die ungewöhnliche Empfänglichkeit seiner Geliebten für seine höchsten Lebens- und Geistesinteressen neben und in ihrer anschmiegenden und weiblich opferfähigen und opferfrohen Natur erkannt; im öftern Verkehr wurde Emilie Winkler rasch die Vertraute seiner poetischen Pläne, und er legte ihrem unbefangnen, von keinen Überlieferungen beirrten Urteil den größten Wert bei. Ihr Frohmut, ihre jugendliche Heiterkeit wirkten auf ihn, der sich mit Recht allzuernst und zur Melancholie neigend fand, belebend und erfrischend, was er gegen seine Freunde nicht genug rühmen konnte.

Leider war es Ludwig auch diesmal nicht gegönnt, sich seines neuen Glückes ganz unbeeinträchtigt zu erfreuen. Während er sich seit dem zweiten Scheiden aus Eisfeld einer guten Gesundheit gerühmt hatte und „zuletzt ein ziemlich stattlicher Kerl geworden war," kämpfte er jetzt mit körperlichen Schmerzen; ein altes Übel, das seit 1834 verschwunden gewesen war, regte sich wieder. Mit Unmut bemerkte er, daß die krankhaften Zustände, die schon soviel Einfluß auf sein Leben gehabt hatten, ihm auch jetzt noch Hemmnisse bereiteten, und schrieb an Schaller: „Bedenke ich die Folge meiner Zustände, so komm ich mir vor, wie das Tier aus dem Traume des Propheten Daniel: Und wie sein Horn am längsten war, da brachs. Wenn ich nahe daran war, ein gesunder Mensch zu werden, da packte michs und riß mich zurück; hatt ich mich wieder aufgerafft, ging die Prozedur von neuem los." Und wenn dieser Unmut auch nur vorübergehend war und bald wieder von der Stimmung besiegt wurde, die jetzt in seinem Leben vorwaltete, wenn er sich schaffens-

Digitized by Google

luſtiger, ſchaffenskräftiger als je fühlte und voll Zuverſicht und Hoffnung daran dachte, daß er nun nicht nur für ſich ſelbſt, ſondern auch für die geliebte Braut zu ringen hätte, ſo empfand er doch auch ſchärfer als zuvor den Gegenſatz ſeiner poetiſchen Natur, ſeines zünftleriſchen Glaubensbekenntniſſes zur Tendenzlitteratur und Tageskritik. In ein paar ſcherzenden Verſen an Schaller ſchildert er, wie niemand ſeine, des fremden Vogels, Liebeslieder hören will, die Elſter allein vernimmt ihn, die den Fuß herauf nach dem Rücken zieht:

Sie kratzt den Hals ſich voll Verdruß:
Daß man noch immer hören muß
Um Liebe klagen! Das hab ich dick,
Am Brett iſt jetzt die Politik.
Ihr ſollt von Liebe und Schmerz geneſen
Und ſollt mir hübſch die Zeitung leſen,
Und ſollt nicht mehr auf der grünen Flur
Euch weiden — auf der papiernen nur!

Und ernſt bekümmert ſetzte er hinzu: „Man will jetzt mit dem Verſtande Poeſie machen, künſtliche; nicht mehr die heiligen Verhältniſſe der Natur — künſtliche Verſtandesſyſteme ſollen den Dichter zum Dichten begeiſtern und den Leſer zum Leſen. Ein Stück Zeit, aus der Geſchichte herausgeſchnitten, ſoll für das All gelten, aus dem der Dichter die Wahrheit in ſeine Gebilde hinüberträgt. Im Dichtwerke muß ſich das All ſpiegeln, die Kinder eines Stückwerkes müſſen Stückwerke werden. In dieſem ewigen Kampfe, in dem immer das Neuere das Neue frißt und vom Neueſten gefreſſen wird, wie kann der Künſtler ſein Leben zum beſchloßnen Kunſtwerke machen, ohne welches er kein Kunſtwerk ſchaffen kann?! — Der Traum jenes Pharao geht nun erſt aus, der von den ſieben dürren Kühen. All das wirkliche, warme Anſchauungs- und Gefühlsleben frißt der dürre Verſtand und wird nur immer dürrer.“

Digitized by Google

Da war es gut und in der That ein Glück zur rechten Zeit, daß die Liebste ihm die Falten von der Stirne glätten konnte und ihm Lust und Mut machte, wie es auch sonst komme, die goldnen Sommertage zu genießen. Spaziergänge durch das Thal mit seiner Emilie, fröhliche Nachmittage, wenn einer und der andre Dresdner Freund zum Buschbad, zur Altenburg oder zur Preiskermühle kam, gesellige Abende, bei denen namentlich viel gesungen wurde, brachten in die fleißige Einsamkeit des Einsiedlers in der Schleifmühle den Reiz des Wechsels.

In den ersten Wochen seines neuen Lebens, in denen Ludwigs Lyrik in echten Liedern noch einmal frisch aufrauschte, schrieb der Dichter auch ein kleines Idyll „Die Buschnovelle," der seine jüngsten Erlebnisse zu Grunde lagen, und versuchte eine humoristische Novelle, die er noch in Dresden entworfen und die den Titel „Teufelshofratsgeschichte" führte, zu beenden. Die Hauptarbeit des Sommers aber galt einem großen historischen Drama in Prosa „Friedrich II. von Preußen," das nach seinem an Schaller (im mehrerwähnten Briefe vom 7. August 1844) mitgeteilten Entwurf ein vorzügliches Volksschauspiel zu werden versprach. Ludwig hatte schon im verflossnen Winter in Dresden sich von Geschichte und Gestalt des großen Friedrich stark angezogen gefühlt und zunächst den Versuch unternommen, die Jugendschicksale des Kronprinzen in einem Drama zu behandeln, dessen Grundton deklamatorischer, rhetorischer erscheint, als in jedem andern dramatischen Fragment Ludwigs, und dessen Beginn im Januar 1844 zu Dresden geschrieben wurde, zu einer Zeit also, wo Julius Mosen sein den gleichen Stoff behandelndes Drama „Der Sohn des Fürsten" bereits auf die Bühne gebracht hatte. Jedenfalls ließ Ludwig diesen ursprünglichen Entwurf rasch fallen, und vor seiner Phantasie stand in diesem Sommer nicht der leiden-

Digitized by Google

schaftlich irrende, mit der väterlichen Härte in den schwersten Konflikt geratene Kronprinz, sondern der König in der kritischsten Situation seiner Heldenlaufbahn, zwischen der Schlacht von Torgau im Herbst 1760 und der Rückeroberung von Schweidnitz im Hochsommer 1762. Die Wurzeln dieses Dramas, so realistisch Ludwig bei der Gestaltung verfuhr und weiter zu verfahren dachte, reichten doch bis in des Dichters subjektivstes Empfinden und seine persönlichste Stimmung hinab. Es war ihm Bedürfnis, einen Helden darzustellen, der unter den Schlägen eines tückischen Geschickes, unter den herbsten Enttäuschungen aufrecht und mannhaft bleibt und sich selbst nicht verliert. Rückhaltlos enthüllte der Dichter seinem „alten Karl" (Schaller) den geheimsten Zusammenhang seines Dramas mit seinem eignen Leben. Er fährt, nachdem er ihm das Mißgeschick seiner bisherigen poetischen Werke vertraut hat, fort: „Ich bin schon gezwungen, wie Saturn meine eignen Kinder zu fressen. Aber von dem, was ich für recht halte, gehe ich nicht ab. Ich hole mir Mut aus dem Heldensinne des alten Fritz, den ich unter der Feder habe."

Ob Ludwig außer dem prächtigen Vorspiel „Die Torgauer Heide," das im gleichen Jahre gedruckt wurde, schon in Garsebach noch weiteres von seinem Plane ausführte, läßt sich leider nicht mehr feststellen; da er jedoch hauptsächlich um der gehofften Aufführung seines „Friedrichs II. von Preußen" am Leipziger Stadttheater willen im Herbst zum dritten- und letztenmale nach Leipzig ging, da er um Neujahr 1845 seiner Emilie mitteilte, daß er in Leipzig binnen acht Tagen „den Fritz vollendet" und „der Theaterdirektion eingereicht" hätte, muß wenigstens der Gang der Handlung bis in die letzte Einzelheit in seiner Phantasie gelebt haben. Unter Ludwigs Papieren ist gar nichts von dieser Schöpfung erhalten; der Ent-

Digitized by Google

wurf der Handlung ist nur in dem mehrerwähnten Briefe vom 7. August an Schaller, und das Vorspiel durch den Abdruck in der „Zeitung für die elegante Welt“ (Jahrgang 1844, Nr. 43 und 44) uns bewahrt worden, ein Abdruck, zu dem Laube bereitwillig die Hand bot, da er ein aufrichtiges und starkes Interesse für Otto Ludwigs soweit vom „laufenden Geschmack“ abweichende Begabung hegte.

Schwer genug riß sich Ludwig Ende Oktober von seinem Asyl in der Schleifmühle des Triebischthals los. Die alte Sehnsucht nach Abgeschiedenheit war wiederum mächtiger als je zuvor in ihm geworden. „Das Ziel meiner Wünsche wird immer mehr ein Winkelchen Erde, wo ich unbeachtet und unbekannt mich zu Tod dichten könnte. Ich fühle mich einmal als ein Sohn der Einsamkeit. Mir ist von Kindheit an Sammlung die liebste Zerstreuung gewesen. Selbst einen Freund sieht man oft in der Nähe vor ihm selber nicht, höchstens immer nur ein Stück von ihm.“ Und diesmal galt es eine Trennung nicht nur von dem liebgewordenen Thal und dem Hause, in dem er nach Herzenslust geschaffen hatte, sondern auch von dem Mädchen, dem er — wie niemand seit dem Tode seiner Mutter — seine ganze Seele erschlossen hatte. Und doch fühlte er, wie notwendig es sei, dem fortgesetzten Drängen seiner Leipziger Freunde nachzugeben. Er wußte, daß er für die Aufführung eines „Friedrich von Preußen“ an der damaligen Dresdner Hofbühne noch viel geringere Aussichten hätte, als für die des „Engels von Augsburg,“ er vernahm von Wetzstein und andern Wunderdinge über den Aufschwung des Leipziger Stadttheaters unter Dr. Schmidts Direktion und Laubes Beirat. Daß Laube ihn ermahnen und bitten ließ, bald nach Leipzig zurückzukommen, würde Otto Ludwigs Entschlüsse so wenig bestimmt haben, als die Meldung Wetzsteins: „Wir sind zu seinen [Laubes]

Digitized by Google

Abendunterhaltungen eingeladen, wobei (wie man sagt) sich nicht selten schöne und geistreiche Damen einfinden." Wohl aber durfte Ludwig die bloße Möglichkeit, auf den Leipziger Brettern einen Boden für die Bewährung seiner dramatischen Kraft zu finden, nicht gering anschlagen und beschloß den Winter von 1844 auf 1845 in der Pleißenstadt zuzubringen.

Die Mehrzahl von Ludwigs Genossen von 1842 her lebte noch in Leipzig und hieß den Wiedergekehrten herzlich willkommen, vor allen erfreute sich der getreue Dr. Wetzstein des erneuten Zusammenlebens. Ludwig bezog diesmal eine Wohnung nicht in Leipzig selbst, sondern im benachbarten Dorfe Reudnitz, im Büchnerschen Haus an der Chausseestraße; er war so entschlossen, thätig und regsam zu sein, daß er für alle Fälle, und wenn etwa eine Umarbeitung der „Köhlerin" nötig würde, sogar ein Klavier mietete. Denn als er angesichts seiner veränderten Lebenslage in diesem Sommer alle Kräfte und Möglichkeiten überschlug, überkam ihn flüchtig selbst wieder der Gedanke, daß er auch in der Musik etwas leisten könnte.

Im Ernst konnte Ludwig die Wiederaufnahme der musikalischen Laufbahn nicht ins Auge fassen, er war jetzt fest genug von seinem poetischen Talent überzeugt, hatte die Macht und den Reichtum seiner Phantasie und das Wachsen seiner Gestaltungskraft so vielfach erprobt, um den Weg, den er seit 1841 eingeschlagen hatte, entschlossen, wenn auch nicht unbeirrt, weiterzugehen. Wohl aber war er wieder zu ungünstiger Stunde für die Vollendung und die theatralische Verkörperung seines mit so warmer Lust und frischer Hoffnung entworfnen Dramas nach Leipzig gekommen. Es war vollkommen wahr, daß die neue Direktion des Stadttheaters mit der dramatischen Litteratur des Tages Fühlung suchte, doch eben im Begriff des „Tages" lag auch die bewußte und unbewußte Gleichgiltigkeit

Digitized by Google

gegen alle nicht tendenziöse, unmittelbare Dichtung, die wunderliche Annahme, daß für lebendige Menschendarstellung, für natürliche Leidenschaft und Empfindung auf dem „modernen" Theater kein Raum mehr sei. Für den „laufenden Geschmack" hatte Ludwig mit Friedrich dem Großen eine völlig verkehrte, unzeitgemäße Stoffwahl getroffen. Im liberalen Sachsen fühlte man sich hoch über den großen soldatischen und unkonstitutionellen Nachbarstaat erhaben. Auf der Bühne konnten Cola Rienzi und Ulrich von Hutten, Erich von Schweden, der Bauernkönig, und Patkul, alle Helden des deutschen Bauernkrieges und der französischen Revolution erscheinen, wenn ihnen mehr oder minder verschämt die Sprache des „Zeitgeists" in den Mund gelegt wurde, aber für den alten Fritz, einen Helden von Fleisch und Blut, den wirklichen Träger einer großen vaterländischen Entwicklung, fühlte man keinerlei Teilnahme. Die Zeit des „Rokoko" ließ sich höchstens, wie eben Laube mit Glück that, in komischer Darstellung einem erleuchteten liberalen Parterre vorführen; der Versuch, ohne tendenziöse Spitze und Tendenzphrasen ein Stück Geschichte, das zugleich ein Stück großen, echten Menschentums in sich einschloß, dramatisch zu beleben, galt den litterarischen Wortführern für hoffnungslos. Und in der That, wie spurlos ging das lebensvolle, herzbewegende und farbenreiche Vorspiel zum Drama „Friedrich II." bei seiner Veröffentlichung vorüber, aus dem doch der Silberblick eines kräftigen Gestaltungsvermögens für das blödeste Auge hervorleuchtete. Mochte die theatralische Anlage und Ausführung des Volksdramas noch ungenügend und mangelhaft sein — keiner von allen, die am Leipziger Stadttheater mitredeten, machte auch nur den Versuch den Dichter zur Umarbeitung und wirksameren Ausgestaltung seines Werkes zu bestimmen.

So unabhängig sich der Dichter von dem Zuge

Digitized by Google

des Augenblicks fühlte, der auf Verflachung hindrängte, und so unerquicklich ihm die kritische Weisheit erschien, die jetzt überall das Zeichen für die Sache, die zeitgemäße Anspielung an die Stelle von Leben und Natur zu setzen empfahl, so konnte selbst er sich nicht völlig der Einwirkung der gärenden, quirlenden und geschwätzigen Unruhe entziehn, die rings um ihn her ganz Leipzig erfüllte. Mehr und mehr waren alle (nichtmusikalischen) geistigen Interessen in Leipzig mit der Politik, den liberalen Bestrebungen verquickt worden; Robert Blum und seine Gefolgsmänner führten zu gleicher Zeit das große Wort im Schillerverein, in den litterarischen Kreisen wie im Saale der Stadtverordneten und im Redeübungsklub; sie versuchten eben jetzt auch die von Schlesien und Posen ausgegangne „deutschkatholische" Bewegung in das Bett des allgemeinen Oppositionsstromes zu leiten. Die gut protestantische Stadt sah nicht nur die Entstehung einer deutschkatholischen Gemeinde (der wohl nur Katholiken beitraten), sondern auch (von 23. bis 26. März 1845) ein erstes „Konzil" der neuen Kirche. Johannes Ronge war auch in Leipzig der Mann des Tages und wurde in Eisenbahnzeitungen und Pfennigmagazinen fleißig mit Luther verglichen. Wenn die Wände der Leipziger Kneipen Ohren gehabt hätten, so hätten sie um diese Zeit über die plötzliche religiöse Färbung aller Frühschoppen- und Abendtöpfchengespräche erstaunen müssen. Am 17. März 1845 meldete Ludwig an Ambrum: „Hier hatten die Bewegungen in der katholischen Kirche auf eine Zeit alle Aufmerksamkeit gefesselt; Leipzig ist wie eine Glocke; bei solchem Anstoß muß jeder Zoll Erz mit vibrieren, und ich habs denn auch gethan." Ebenso war es sicher eine Einwirkung der Leipziger Luft und des halbrevolutionären Hauches in ihr, daß Ludwig sich um diese Zeit mit dem Plane zu einer Tragödie „Charlotte Corday" ernst-

Digitized by Google

lich beschäftigte, um bald genug zu erkennen, daß einesteils der Stoff ohne eine Gesamtdarstellung der ganzen großen Revolution nicht nur abgerissen episodisch, sondern auch unverständlich bleibe (was dann vorübergehend den Gedanken einer großen Trilogie oder Tetralogie aus der Revolutionsgeschichte erweckte), und daß er andernteils in Charlotte Corday eine mehr von außen, von der Zeit erregte als eine aus dem innersten Kern der Natur erwachsene Leidenschaft darzustellen haben würde. Soweit aber war Ludwig bereits, daß er dieses Kerns der Natur bei keinem poetischen Gebilde, am wenigsten bei einem dramatischen entraten konnte. Auch die Entschiedenheit, mit der Ludwig nachher vom Sommer 1845 an zwei bürgerliche Trauerspiele „Die Fürstentochter" (dann „Die Rechte des Herzens") und „Die Pfarrrose" in Angriff nahm und gleichzeitig verwandten Entwürfen (wie „Der tolle Heinrich") nachhing, mochte zum Teil auf die Leipziger Eindrücke, auf die ernsten, ja leidenschaftlichen Gespräche mit Wetzstein, Kretzschmar und andern zurückzuführen sein, die des Dichters weitere Entwicklung gern in die „zeitgemäße" Bahn gedrängt hätten und ihn wenigstens überzeugten, daß ein bürgerliches Drama mit dem Hintergrunde der Gegenwart not thue.

Auch während dieses Winters, wenige Tage nach seinem Geburtstage, hatte Ludwig mit einem heftigen Krankheitsanfalle zu kämpfen. Liest man in seinem Briefe vom 17. März 1845 (an Ambrunn) daß er Tag und Nacht heizen lassen mußte, um die krampfartigen Fröste zu mildern, so möchte man meinen, daß es sich um eine Erneuerung jener Krankheit gehandelt habe, die er im Frühling 1840 in Leipzig bestanden hatte. Der schlimme Gast ging diesmal rasch vorüber und unterbrach die gewohnte Lebensweise Ludwigs nur ein paar Wochen. Über diese Lebensweise selbst aber hatte er kurz zuvor (15. Januar 1845) seinem Eisfelder Ge-

Digitized by Google

schäftsträger, seinem alten Ambrosius, geschrieben: „Ich lebe fast ebenso einsam hier wie in Garsebach, nur daß ich Örter besuche, wo man Zeitungen liest und davon sprechen hört, wie das heutzutage zur ‚Poesie' gehört. Allerlei Abenteuer. Jeden Mittag geh ich, das Wetter mag sein, wie es will, anderthalbe Stunde in der langweiligen Gegend umher." A. Kretzschmar, der mehrerwähnte Genosse des kleinen Kreises in Waldrichs Wirtschaft, erzählt aus derselben Zeit, daß Ludwig damals noch immer musizierte. „So oft er zu mir kam, lenkte er mit der Frage: „Ist es erlaubt?" aber ohne Antwort darauf abzuwarten, seine Schritte zunächst nach dem Flügel, öffnete denselben, setzte sich, oft ohne Hut und Überzieher abzulegen, und begann zu phantasieren, daß ihm der Schweiß von der Stirne troff, ohne daß ihm in seinem Eifer eingefallen wäre, sich der ihm unter solchen Umständen so beschwerlichen Kleidungsstücke zu entledigen. Machte man ihn endlich aufmerksam, so blickte er erst unwirsch, dann lachend empor, warf die schweißtreibenden Hindernisse ab und stürzte sich mit frischer Kraft in die Wogen der Töne. Stundenlang habe ich ihm oft so zugehört und während mir dieser Genuß beschieden war, zugleich innig beklagt, daß diese herrlichen, oft meisterhaft durchgeführten musikalischen Gedanken im engen Bereich meines Zimmers verhallten und für die ganze übrige Welt verloren gingen. — — Einen höchst eigentümlichen Anblick bot Ludwig besonders dann dar, wenn man ihn bei der Arbeit überraschte. In eine fast undurchdringliche Wolke von Tabaksdampf gehüllt, saß er tief über den Tisch gebeugt. Dabei arbeitete er höchst unregelmäßig, wie nur eben sein körperlicher Zustand es gestattete." Im geselligen Kreise besaß Ludwig nach Kretzschmars Bericht zu dieser Zeit noch „besondre Vorliebe für witzige Anekdoten und war im Erzählen solcher geradezu unerschöpflich. Ich hatte früher ge-

Digitized by Google

glaubt, auf diesem Felde ebenfalls etwas zu leisten, mußte aber, nachdem ich Ludwig kennen gelernt, mir selbst gestehen, daß ich ihm nicht das Wasser reichte. Oft machten wir, Dr. W. [Wetzstein] und ich, es uns zum Spaß, bei irgend einem Gegenstande der Unterhaltung ihn zu fragen: „Wie war doch gleich die Anekdote, die Sie einmal hierüber erzählten?“ Es war dies natürlich von unsrer Seite bloß ein harmloses Vorgeben, um ihn in Verlegenheit zu bringen. Dies gelang uns aber nie, denn nach kurzem Besinnen sagte er allemal: „Ach, das wird die gewesen sein,“ und dann erzählte er eine Anekdote über den fraglichen Gegenstand, mochte derselbe nun sein, was für einer es immer wollte.“ (A. Kretzschmar, Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube 1865, S. 222.) Auch der greise Konsul Dr. Wetzstein bestätigte mir mündlich aus seinen sehr lebhaften, leider nicht aufgezeichneten Erinnerungen, daß Ludwig in diesem Winter seine Neigungen zur stillsten Abgeschiedenheit und alle gewohnte Menschenscheu soweit überwand, daß er an vielen Tagen, namentlich in den späten Nachmittags- und ersten Abendstunden gesellig war. Er war nach Wetzsteins Mitteilung in diesem Winter auch über seine poetischen Pläne gesprächiger — dem Freunde vertraute er sogar die Geschichte seiner jungen Liebe soweit an, daß Wetzstein in seinen Briefen Ludwig „und noch jemand“ grüßte und ebenso von ihm und jemand wiedergegrüßt wurde.

Bei alledem empfand Ludwig, als der Lenz herannahte, und die Sehnsucht erwachte, ihn in schönerer Umgebung als zwischen dem Saatengrün und den gelben Rapsfeldern der Leipziger Ebene zu verleben, daß er ein wirkliches Resultat seines sechsmonatlichen Aufenthalts nicht zu verzeichnen habe. Da keines seiner Dramen zur Aufführung gekommen war oder auch nur zur Aufführung „angenommen“ wurde, fingen wohl-

Digitized by Google

meinende Ratgeber in seinem engern Lebenskreise wiederum an, ihn von der dornenvollen und steilen Laufbahn des Dramatikers zurückzuziehen. Aus den wenigen Erzählungen, die er bis dahin veröffentlicht, und den zahlreichen, die er mündlich vorzutragen wußte, schöpften sie die Zuversicht, daß er im „satirischen Roman" glänzenden Erfolg haben werde. Ludwig hatte jetzt Erfahrungen genug, um zu wissen, daß diese guten Ratschläge dem Spiele „Kämmerchen vermieten" glichen, bei dem in großer Hast die Stellungen gewechselt werden, der Übrigbleibende — in diesem Falle der Beratene — aber immer der Gefoppte ist. Die plötzliche Zuversicht einiger seiner Freunde auf den humoristischen Roman traf jedoch, wie wir wissen, mit alten Lieblingswünschen und lange getragenen Plänen zusammen. Ein Entwurf zu einer größeren humoristisch-idyllischen Erzählung, einem Schulmeisterroman, der in der neuentdeckten, Ludwig so rasch liebgewordnen Gegend um Meißen spielen sollte, begann eben Gesicht und Gestalt zu gewinnen. Und so tröstete sich der Dichter über die in Leipzig erfahrnen Enttäuschungen, die Theatersprödigkeit und die vergebliche Verlegersuche in der besten Weise, die dem wahren Künstler zu Gebote steht, mit schöpferischen Gedanken, mit neuen Erfindungen und Gestalten. Am 2. Mai 1845 verließ er Leipzig und kehrte über Meißen, wo ihn seine Braut begrüßte, nach der Schleifmühle im Triebischthale zurück.

Die Sommermonate der Jahre 1845 und 1846 verflossen in ähnlicher Weise, wie der Sommer von 1844. Ludwig war eifrig bei der Arbeit und führte, während er die Grundlinien zu dem Schulmeisterroman zog, auch einzelne Kapitel bereits niederschrieb, das noch in Leipzig geplante moderne Trauerspiel „Die Rechte des Herzens" in rascher Folge aus. Hatten an der Wahl des Stoffes oder vielmehr an der Ausstattung des Helden Paul Lubinski mit allen den Eigen-

Digitized by Google

schaften, die der deutsche Liberalismus jener Tage dem polnischen Flüchtlingstum beimaß, die Anschauungen des Leipziger Lebenskreises unsers Dichters noch einigen Anteil gehabt, so ging Ludwig bei der Gestaltung des Dramas auf nichts weniger als auf tendenziöse Wirkung aus. Die Zeitstimmung ward von seiner Führung der Handlung und seiner Charakteristik rasch besiegt, wer die Gestalten der beiden Liebenden recht ins Auge faßt weiß alsbald, daß Leidenschaftsdarstellung der eigentliche und alleinige Zweck des Dichters ist. Immerhin war ein Hauch, ein Duft in dem Stücke, der dem tendenziös gerichteten und gestimmten Publikum der vierziger Jahre zur Hauptsache hätte werden können, wie es fast gleichzeitig bei Freytags Schauspiel „Die Valentine“ geschah. Ludwig selbst glaubte nicht an diese Gefahr — und als er sich im Spätherbst 1845 entschloß, die Handschrift seines Trauerspiels an Eduard Devrient zu senden, hegte er nur Besorgnisse wegen des dramatischen Aufbaus und des Verhältnisses seines leidenschaftlich eigentümlichen Dialogs zum theatralisch Herkömmlichen, aber keine wegen des Hintergrundes von Ostrolenka und Warschau. Ludwig hatte überdies um diese Zeit so viele Eisen im Feuer, daß ihm das Schicksal eines einzelnen Werkes wenig Sorgen machte. Wie er in Leipzig, wenn er seine Manuskripte anbot, den Verlegern die abschlägliche Antwort selbst und im voraus in den Mund gelegt hatte, schrieb er auch jetzt an Theaterdirektoren, Schauspielregisseure und tragische Liebhaberinnen und bot ihren Ablehnungen die Hand; er wußte schon, daß „seine Produktionen etwas vom Heckpfennig hätten, der jedesmal zeitig wieder zu seinem Herrn zurückkommt.“ Hätte ihm nicht der Blick auf seine Braut, die mit allem Vertrauen reiner Jugend und bewundernder Liebe an ihm hing, die Pflicht nahe gelegt, sich um die Aufführung seiner Schöpfungen zu bewerben und we-

Digitized by Google

nigstens Aussichten fürs Künftige zu gewinnen, so würde er wahrscheinlich vorgezogen haben, das Fertige still beiseite zu legen und am Neuen still weiter zu arbeiten. Die Stärke seines Produktionstriebes ließ jetzt kein Besinnen, kein Zögern zu, zwischen neue Gestalten drängten sich die alten herein, denen er noch kein Leben gegeben, und die er gleichwohl nicht aus seiner Phantasie zu bannen wußte. So kam es, daß während er an einem neuen bürgerlichen Trauerspiel „Die Pfarrrose" arbeitete, ihn doch die Gesichte wieder heimsuchten, die in früherer Zeit die Beschäftigung mit E. T. A. Hoffmanns dämonischer Novelle „Das Fräulein von Scuderi" geweckt hatte, und gleichzeitig das Verlangen sich regte, seinem „Engel von Augsburg," der alten Vernauertragödie, eine neue Gestalt zu geben.

Beim Beginn des Winters von 1845 kehrte Ludwig weder nach Leipzig noch nach Dresden zurück — eine äußere Nötigung dazu war nicht vorhanden, eine innere verspürte er nicht, und es schien ihm ein zu hartes Opfer, auf den kurzen täglichen Verkehr mit seiner Braut zu verzichten. Er bezog in der Stadt Meißen, für deren malerische Lage und charakteristische Bauart er, seit er sie zuerst erblickt hatte, besondre Vorliebe hegte, eine hübsch gelegne Wohnung in der Burggasse, in der er einen sehr fleißigen Winter verbrachte. Hier, wo er ganz fremd war und auch fremd bleiben wollte (Wetzsteins Anerbieten, ihn durch seinen Studienfreund Dr. Flügel mit einigen Meißnern von gesellschaftlicher Stellung und litterarischer Bildung bekannt zu machen, lehnte er entschieden ab), konnte er sich noch ungestörter als im Triebischthale seinen Arbeiten hingeben. Während des Winters hörten auch die Leipziger und Dresdner Besuche auf, der Schriftsteller schneite vollständig ein, wie er an Schaller meldete, und „ließ sichs etwas Rechtes wohl sein in Pläne

ſpinnen und Pläne behaglich ausführen.“ Er ſchrieb jetzt einen großen Teil des Romanes „Aus einem alten Schulmeiſterleben.“ Vermochte ſich Ludwig in der Anlage und in zahlreichen Partien des humoriſtiſch-idylliſchen Werkes nicht völlig von dem bei dieſem Stoffe ohnehin natürlichen Vorbilde Jean Pauls zu trennen, ſo verleugnete er doch weder den ſtärkern Zug ſeiner Natur zur Geſchloſſenheit der Kompoſition, noch ließ er eine ſchärfere und treuere Wiedergabe der Wirklichkeit vermiſſen. Bei viel breiterer Anlage und ſoweit die ausgeführten Teile (etwa die Hälfte des Ganzen) ein Urteil zulaſſen, zeigte Ludwigs Roman nicht die Genialität und frühe Meiſterſchaft, die aus dem „Märchen von den drei Wünſchen“ und der Novelle „Maria“ zu uns ſprechen. Aber vieles Einzelne iſt kräftig, charakteriſtiſch und mit echtem Humor getränkt; für Ludwigs damalige litterariſche Situation war es ſicher zu bedauern, daß der Roman unvollendet blieb. Natürlich erſcheint es dagegen, daß, nachdem ihn der Dichter im Mai 1846 aufgegeben hatte, er in ſpätern Jahren auf den alten Entwurf und die alten Anfänge nicht zurückgriff, obſchon ihm einmal (im Jahre 1860) das äußere Bedürfnis die Verſuchung dazu nahelegte.

Der Vollendung des Schulmeiſterromans erwuchs wohl das Haupthindernis durch einen glücklichen Schritt vorwärts, den Ludwig eben auf der dramatiſchen Laufbahn gethan hatte. Zwar ſollte die Aufführung eines ſeiner Dramen noch auf Jahre hinaus nur eine Hoffnung bleiben, aber die perſönliche Verbindung mit Eduard Devrient, die noch am Ende des Jahres 1845 begann, brachte dem Dichter zum erſtenmale die wahre, dauernde und wirkſame Teilname eines dramatiſchen Künſtlers, der mit ſicherm Blick Ludwigs geniale und tief ausgiebige Begabung erkannte und ſich zu mehr als einigen Bewundrungsäußerungen verpflichtet fühlte. Eduard Devrient, einer der drei künſtleriſchen Neffen des großen

Digitized by Google

Schauspielers Ludwig Devrient, hatte damals schon seit Jahren den Beruf des dramatischen Sängers mit dem des Heldenspielers und Charakterdarstellers im gesprochnen Schauspiel vertauscht und war 1844 als Oberregisseur an die Dresdner Hofbühne berufen worden, wo man ihm außer seinen eigentlichen amtlichen Vollmachten auf der Szene eine Reihe von Tiecks ehemaligen dramaturgischen Befugnissen übertragen hatte. Er ließ in der Richtung seines Geistes wie seiner Darstellungskunst erkennen, daß ihm der vielgepriesene Charakterdarsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Konrad Eckhof, als das Ideal und Muster eines Schauspielers galt und vorschwebte. Mehr durch den tiefen Ernst seines Wesens, durch eine unabläßige Reflexion und durch den Einfluß seiner geistigen Bildung als durch Phantasie und Naturell hatte sich Devrient zu einem in gewissen Rollen bedeutenden Schauspieler, durch die Fähigkeit, das Ganze eines poetischen Werkes in sich aufzunehmen und aus sich heraus szenisch zu gestalten, zu einem vorzüglichen Regisseur und Theaterleiter erhoben. Mit umfassenden Studien über Wesen, Entwicklung und Schicksale des Dramas und des Theaters, die in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" litterarisch verwertet wurden, erwarb er Namen und Ruf auch außerhalb der Bühnenwelt. Er war nicht ohne einen pedantischen Zug, der die aufrichtige Begeisterung des Künstlers für die dramatische Kunst gefährdete, er zog im Verlangen nach Reinheit und nach ethischer Wirkung und bürgerlicher Ehrbarkeit des Theaters die Schranken des Darstellungswürdigen, des dichterisch und schauspielerisch Möglichen zu eng und empfand nicht, wie absurd ein Familien-Shakespeare wäre, er unterschätzte die Gefahr, die der Kunst und ihren höchsten Forderungen von seiten der wohlmeinenden geistigen Dürftigkeit und des Philisteriums immer droht. Doch er trug eine lebendige Vorstellung von

Digitized by Google

einer Bühne in sich, die im Kulturleben seines Volkes mit edler Macht wirken sollte, er fand sich nicht leichtherzig mit den Eintagserscheinungen der dramatischen Litteratur ab und spähte unablässig nach dem Größern, Bleibenden, Zukunftverheißenden aus, was er zu Otto Ludwigs Glück auch im Unfertigen zu erkennen vermochte. Als ihm der Dichter kurz vor Weihnachten 1845 die „Rechte des Herzens" zuschickte, empfand er auf der Stelle, daß er hier einer bedeutenden Natur, einer starken Phantasie und energischen Gestaltungskraft gegenüberstehe, er verzeichnete es mit einem ihn ehrenden Glücksgefühl in seinem Tagebuche, daß sich da einmal ein Talent zeige, und schrieb an Ludwig (Dresden, 22. Dezember 1845), daß ihm das dramatische Gedicht außerordentliche Freude bereitet habe, daß es eine wahre Erquickung sei, einmal wieder einem frischen, lebendigen, warmen Talente zu begegnen. Er verhehlte ihm nicht, daß Umarbeitungen nötig wären: „Der Dichter muß das machen, aber ich wünschte zum besten der Sache, er ließe sich dabei speziell vom Regisseur weisen." Als Ludwig infolgedessen am 28. Dezember Devrient persönlich aufsuchte — der winterliche Sonntagsnachmittag war schon so weit vorgerückt, daß in Devrients Zimmer die Lampe brannte, — kam es zu einem lebhaften, eingehenden Gespräch zwischen dem Dichter und dem litterarisch gebildeten Schauspieler. In Eduard Devrients Tagebuch ist dieser ersten Begegnung mit den Worten gedacht: „28. Dezember 1845. Nachmittags besuchte mich der Dichter Otto Ludwig, ein einsiedlerisch aussehender Mann mit Bart und Brille, im Schnitt des Gesichtes an Oheim Ludwig erinnernd; er blinzt viel mit den Augen. Ich sagte ihm meine Ausstellungen an seinem Stück, er ging sehr leicht verständigt auf alles ein, war voll Dankbarkeit. Über Theater überhaupt und seine Stellung zum Staate. Er ist verständig und gesinnungstüchtig. Seines Zeichens

Digitized by Google

Musiker, hat langjähriges Nervenleiden ihn der Musik entzogen, der er sich nun wieder zuwenden will."

Jedes Leben und Geschick hat einen geheimen, beständig wiederkehrenden Zug: in dem Ludwigs schloß sich stets an noch so wohl begründete Hoffnungen fast unmittelbar eine herbe Enttäuschung an. Mit Lust und Liebe brachte er im Januar und anfangs Februar 1846 die von Eduard Devrient geforderten Änderungen seines Trauerspiels zu stande, sodaß ihm der dramaturgische Ratgeber (Dresden, 17. Februar 1846) bezeugen durfte: „Ihre Umarbeitungen sind vortrefflich und zeugen für eine der wichtigsten Eigenschaften eines dramatischen Dichters, für Gelenkigkeit der Erfindungskraft; das Gedicht ist nach meinem Geschmack das schönste, das ich seit vielen Jahren in Händen gehabt," aber er mußte ihm zu gleicher Zeit eröffnen, daß er infolge heftiger Zerwürfnisse mit seinem Bruder, dem gefeierten Emil Devrient, die Oberregie niedergelegt habe. Devrient gestand sich in seinem Tagebuch ein: „Ich helfe keinem Dichter mehr auf!" und erfuhr die Wahrheit davon schon am 28. Februar: „Heute fragte ich Winkler (Theod. Hell) um seine Ansicht über Otto Ludwigs Stück. O das ist abscheulich, ganz unnatürlich und verletzend. Es hat dem Geheimrat auch gar nicht gefallen u. s. w. — „Mit rechter Lust brach er aus, daß er nun das Recht hat, das schlecht zu finden, was ich lobe." Als ob es am Kriege der Theatergewalten noch nicht genug gewesen wäre, erfolgte gerade in diesen Tagen die unglückliche revolutionäre Erhebung des letzten kleinen polnischen Staates Krakau und die Bewegung in Galizien, die die ruthenischen Bauern im Blute ihrer polnischen Herren erstickten. So war jede Aussicht auf eine Dresdner Aufführung abgeschnitten. Ludwig fügte sich rascher in sein Schicksal, als sein neuer Gönner; Eduard Devrient versuchte noch mancherlei einflußreiche Darsteller und ur-

Digitized by Google

teilsfähige Kreise für das Stück zu interessieren. Noch ein Jahr nach der Zurückweisung (am 3. Januar 1847) verhalf er den „Rechten des Herzens" durch eine dramatische Vorlesung in seinem Hause zu einer Art von Leben. Über diese Vorlesung, die Devrient in gewaltige Aufregung versetzte, als ob er ein eignes Gedicht vortrüge („ich fühlte doch, daß es ein Unternehmen sei, ein unbekanntes Werk einem Auditorium zu bieten — ich hatte etwas zu vertreten," Devrients Tagebuch vom 3. Januar 1847), berichtete Ludwig eingehend nach der Heimat an Schaller und Ambrunn: „Vorgestern fuhr ich nach Dresden, weil Devrient berichtet, er werde mein Polenstück „Die Rechte des Herzens" vorlesen. Er liest nämlich vor einem wirklich ausgesuchten Publikum ältere, anerkannte Dramen vor, und zwar nach der seit Tieck beliebten Manier, ohne die Namen zu lesen, die Handlung nur leise andeutend, wo es nicht anders geht. Eine solche Vorlesung ist mir, wenn sie gut, weit lieber als eine Aufführung. Ich machte mich per Dampf auf, wurde von Devrient und seiner beweglichen aber sehr angenehmen und gescheuten Frau und seiner Tochter aufs freundlichste empfangen. Der Anteil, den sie alle an dem Stücke nehmen, ist für mich rührend. Nun versammelten sich die Herren und Damen, da sah man Toiletten, aber auch Gestalten, die sie nicht gebraucht hätten; die Creme des Dresdner Publikums, zur Hälfte den höhern Ständen angehörig, darunter einige polnische Grafen, einige hohe Militärs. Der Oberintendant v. Lüttichau war nicht zugegen, wohl aber seine Fräulein Tochter, wollt ich sagen Baronesse, und dann die Excellenzen von der Natur Gnaden, z. B. die Akademieprofessoren, Bendemann, Hübner, Ehrhardt u. s. w., der berühmte Komponist Hiller, und einige Litteraten, darunter Uffo Horn u. s. w. Wie nun alles, über fünfzig Mann und Männinnen schätz ich, sich im Salon niedergelassen, begann Devrient, an

Digitized by Google

seinem Tischchen sitzend, wie er den Gegenstand betreffend heut eine Ausnahme mache, die er aber zu machen sich getraue, und überzeugt sei, daß sein Publikum sie genehmigen werde, daß er nämlich statt eines als klassisch anerkannten Stückes ein modernes Trauerspiel eines noch unbekannten Dichters vortragen werde. — Nun hab ich vergessen, zu erwähnen, wie Devrients Frau und Tochter sich schon vorher auf die Neugier und Fragen nach dem Dichter gefreut hatten; denn ich war inkognito zugegen. — Er las die letzten Auftritte des ersten Aufzugs, wo der eine Pole den andern zwingt, ihm zu sekundieren, so ausgezeichnet, daß zwei Schauspieler unmöglich so ineinander hätten spielen können, der erste Aufzug war beendet, und ich hörte aus leisen Zuflüsterungen und sah aus Zuwinken, daß er Glück gemacht. Frau Devrient sagte mir, so aufgeregt habe sie ihren Mann noch nicht lesen hören; seine Stimme zitterte zuweilen hörbar, er wußte nur zu gut, wie schwer es ist, einem neuen Poeten zur Anerkennung zu verhelfen. Kurz, mein braver Devrient machte seine Sachen so gut, daß die Aufnahme des Stückes im ganzen eine sehr günstige war. Nach dem Schlusse trat nun das ganze Publikum in einem Kreise zusammen, der immer enger wurde, und hielt ein Totengericht, das meine Situation nun erst recht interessant machte. Uffo Horn und Hiller fochten an, Devrient verfocht seinen Autor mit Feuereifer; die beiden, die auch bei den andern keinen Beifall zu finden schienen, erklärten nach langer Debatte und nachdem auch eine hohe und gewaltig gewachsene Dame des Poeten Partei genommen, der eine, daß er mit seinen Ausstellungen keineswegs sagen wollen, der Poet habe nicht ein großes, ja sogar sehr großes Talent — was über alle meine Erwartung ging —, der andre, daß er nicht so eifrig Widerpart gehalten haben würde, wenn nicht die eifrige Verteidigung Devrients ihn

Digitized by Google

dazu entzündet hätte. — Dagegen zeigte sich Professor Hübner eifrig für den Autor, General Lützerode und andre Hochgestellte konnten sich nicht genug wundern, daß das Stück politischer Ursachen wegen zurückgewiesen werden sollte, und zeigten ebenfalls ihr unumwundnes Behagen an dem Stücke. Die Bestürmung um den Namen des Autors begann von neuem. Einer vermaß sich, er wolle es herausbekommen, einer wollte gleich andern Tages nach Meißen erkundigungsweise schreiben, wo der Poet sich aufhalten sollte. — So ist denn der erste Schritt zu meinem Bekanntwerden auf günstige Weise geschehen. Anfang Februar soll und werde ich nach Dresden ziehen."

Auf diese Umsiedlung und einen stärkern Verkehr mit der äußern, der geistig geselligen Welt drang Eduard Devrient seit einem Jahre. Er glaubte zu spüren, daß Ludwig allen Segen der Abgeschiedenheit schon ausgekostet habe, und daß es nötig sei, ihren bedenklichen Einwirkungen entgegenzutreten. In Devrients Tagebuch (8. Januar 1847) findet sich die Bemerkung, daß Ludwig nach dem eben geschilderten Vorlesungsabend in dem gastlichen Künstlerhause geblieben sei, wo es ihm Frau Devrient behaglich zu machen suchte. „Er sprach viel, oft treffend und gesund, oft grüblerisch und phantastisch, wie Einsiedler pflegen."

In der That hatte Ludwig wieder einen Sommer, den von 1846, in seiner Garsebacher Zurückgezogenheit, und die ersten Monate des Winters von 1846 zu 1847 in Meißen verbracht, wo er diesmal im Gasthof zum „Goldnen Schiff" wohnte. Durch die Ermutigung Eduard Devrients war sein wankender Glaube, daß er zur dramatischen Dichtung berufen sei, neu gestärkt worden, und er gab nicht nur die Fortarbeit an seinem idyllischen Roman auf, sondern beschloß die weitern Pläne zu Erzählungen „gleich in der Geburt zu ersticken.„

Digitized by Google

Dazwischen spielte er freilich mit dem Gedanken, seinen „Friedrich II. von Preußen“ zu einem historischen Roman umzugestalten, und meldete an Ambrunn und Schaller, daß er nach Schlesien reisen und sich in der Gegend von Schweidnitz, wo das Ganze spielen sollte, gründlich umthun werde. Denn wenn im Drama das Detail des Schauplatzes einer Handlung kaum in Frage komme, so verhalte es sich bei einem Roman ganz anders. Bezeichnend für die mächtige, weit ausgreifende Phantasie Ludwigs und sein Bedürfnis, in großer Folge zu wirken, war es, daß er auch hier von seinem „ersten historischen Roman“ sprach und eine Reihe andrer in der Zukunft vor sich sah. Er hätte sich auch sagen dürfen, daß es kein Zufall sei, der seinen Gestaltungstrieb von Zeit zu Zeit auf das epische Gebiet ablenkte, daß er für den Reichtum seiner poetischen Erfindungen und Anschauungen nicht überall den dramatischen Rahmen finden und brauchen konnte. Hätte er freilich, um die große Phantasiearbeit, die längst vollbrachte Belebung des Stoffes nicht ganz zu verlieren, seinen „Fritz“ zum historischen Roman umgestaltet, so würde er mehr einer äußern als einer innern Nötigung gefolgt sein, und es lag tief in seiner Natur begründet, daß er solchen äußern Nötigungen bis zum Martyrtum widerstand. An die Ausführung eines historischen Romans, für die er sich nach seiner Weise erst einen neuen Apparat herzurichten gehabt hätte, war jetzt, mitten im Feuer der dramatischen Produktionslust, nicht zu denken. Im Sommer 1846 entstand die neue Bearbeitung der Agnes Bernauer (die auch jetzt „Der Engel von Augsburg“ hieß). Ludwig drängte in ihr eine beinahe überreiche Fülle bewegter Handlung zusammen und führte den Dialog dem entsprechend in sehr charakteristischer, lebensvoller Prosa aus. Es ließ sich nicht widersprechen, wenn Eduard Devrient die Komposition, in der Altes und Neues keineswegs

Digitized by Google

völlig ausgeglichen war, „voller Fehler" fand, aber das echte Talent, der große Grundzug in dieser dramatischen Rittergeschichte, die Gestaltungskraft und Farbenfrische mußten doch zu jedem unverbildeten Sinne sprechen. Aus manchem viel unbeholfnern und wertlosern Block war ein gut theatralisches, erfolgreiches Werk herausgemeißelt worden, die lebenswarmen, treuherzig leidenschaftlichen Gestalten des Herzogs Albrecht und der Agnes hätten jede Mühe der Umarbeitung gelohnt, Ludwig wäre durch die Gewißheit einer Bühnenverkörperung seiner Dichtung leicht an ihr festzuhalten gewesen; man kann sich nicht entbrechen, in Gedanken den Gewinn zu veranschlagen, den es für ihn bedeutet hätte, jetzt in verhältnismäßiger Jugend von dem Stoffe befreit zu werden, der nicht zufällig, nicht aus einer Willkür oder Hartnäckigkeit, sondern aus der Gewißheit heraus, daß in ihm ein tragischer Typus, ein Stück schuld- und leidvolles Menschengeschick, eine Welt voll stark anschaulicher, sinnlicher Gegensätze, ein Gestalt gewordner Klang der deutschen Volksseele, des deutschen Volksliedes schlummre, mit ihm fortlebte und dramatisches Leben heischte. Nun war es wieder Ludwigs Mißgeschick, daß Ed. Devrient eben an diesem Ludwig ins Herz gewachsenen Stoffe wenig Anteil nahm, sei es, daß er die (so lange der Dichter an der historischen Überlieferung festhält) unüberwindliche dramatische Schwäche des Stoffes erkannte, die im Lebenbleiben des Herzogs Albrecht und in der mehr oder minder aufrichtigen Versöhnung des jungen Herzogs mit seinem Vater liegt, sei es, daß ihm die heiße, alle Schranken des Herkommens und positiven Rechts überspringende Leidenschaft des ungleichen Liebespaares mißbehagte. Jedenfalls bestärkte Devrient diesmal Ludwig in seiner schon allzuausgeprägten Neigung über das, was vor der Hand abgeschlossen und aussichtslos schien, rasch hinwegzugehen, und setzte mit dem

Digitized by Google

Dramatiker zugleich seine Hoffnung auf die inzwischen begonnenen bürgerlichen Stücke, das Trauerspiel „Die Pfarrrose“ und ein Drama „Die Wildschützen,“ „Wilm oder Rolf Berndt,“ „Die Waldtragödie,“ „Das Jagdrecht“ benannt, ein Embryo, aus dem mehrere Jahre später unter neuen Lebenseindrücken die Gestalt und die tragische Handlung des „Erbförsters“ hervorwachsen sollte.

An frischer Erfassung neuer Stoffe, an Lust, etwas durchaus Bühnen- und Lebensfähiges frei aus sich herauszustellen, fehlte es Ludwig zu dieser Zeit durchaus nicht, seine ländliche Abgeschiedenheit förderte seine damals immer rege Arbeitslust. — Wenn er sich des altgewohnten Plänemachens auch jetzt nicht entschlagen konnte, so überwog doch der Drang und die Stimmung des Vollendens in einem Guß. Die Gesundheit des Dichters ließ selbst in diesen Jahren, soviel er sich auch gekräftigt fühlte, zu wünschen übrig, in Garsebach und Meißen ward er mehr als einmal von heftigen Magenkrämpfen gequält, sie überfielen ihn plötzlich auf Spaziergängen mit seiner Braut und zwangen ihn mehrfach, ärztlichen Rat zu suchen. Auch die wunderliche Unregelmäßigkeit seiner Lebensweise setzte er noch fort. A. Kretzschmar erzählt aus dem Sommer 1846: „Nach seinem Weggang von Leipzig besuchte ich ihn einmal in seinem geliebten Triebischthale. Es war gegen zehn Uhr morgens, als ich die Hammermühle (Schleifmühle), in der er seine Wohnung genommen, erreichte. Ich fragte die Arbeiter, die jedenfalls schon seit vier oder fünf Uhr auf den Füßen waren — es war im Monat Juli — nach seinem Zimmer. Die rußigen Gesellen fletschten lachend die weißen Zähne und sagten, ich würde ihn jedenfalls noch im Bett finden. Und so war es auch. Er lag, als ich bei ihm eintrat, in festem Schlaf, und nachdem ich ihn geweckt und von ihm wie immer freundlichst bewillkommt worden, erzählte er mir, daß er

Digitized by Google

am Abend vorher nach seiner Gewohnheit in Wald und Flur umhergestreift sei, dann die Nacht hindurch gearbeitet und sich mit Tagesanbruch zu Bett gelegt habe. Sein körperliches Befinden hatte sich, wie auch sein Aussehen bewies, bedeutend gebessert. Da ich ihm nur wenige Stunden widmen konnte, so begleitete er mich zurück bis auf das Buschbad, und hier schieden wir auf lange Zeit." (Erinnerungen an einen Jüngstgeschiednen. Gartenlaube, 1865, S. 223.) In der Hauptsache aber, in glücklichem Lebensmut und in der Zuversicht, daß es ihm über kurz oder lang gelingen müsse, war Ludwig jetzt ein andrer Mann als in Eisfeld. Wenn ihn gelegentlich der Unmut überwältigte, daß all sein Arbeiten bisher so wenig sichtbare Resultate ergeben („ich will drauf losschmieren, daß ich wenigstens die Beruhigung habe, das Meinige gethan zu haben!" rief er in einem Briefe an Ambrunn, Meißen, 28. März 1846, aus), oder beim Berechnen seines noch übrigen schmalen Vermögens ihn eine Sorge beschlich, daß dieser Bronnen versiegen könnte, ehe ein neuer durch seine Arbeit erschlossen wäre, so blieben das alles doch nur vorübergehende Schatten in einer im ganzen hoffnungsreichen Zeit.

Ludwig war auch des besten Willens voll, sich Devrients freundschaftlichem Drängen zu fügen und sich der Einsamkeit, die für ihn so viel Glück und innere Befriedigung bot, zu entwinden. Ed. Devrient schrieb ihm am 1. Dezember 1846: „Ihren Beruf zum Bühnendichter haben Sie in diesem Werke (der „Agnes Bernauer") wiederum auf das bestimmteste dargethan, und wie Sie mit dem Zutrauen gegen mich frei herausgegangen sind, darf ich mir wohl im Interesse der Kunst eine Mahnung an Sie erlauben. Wollen Sie dem heruntergekommenen deutschen Theater sich hingeben, wollen Sie dafür arbeiten, so dürfen Sie sich nicht länger aus dem Bereich seiner Erscheinungen,

Digitized by Google

seiner Thätigkeit halten. Sie werden mich nicht so mißverstehen, als meinte ich, Sie sollten von der gegenwärtigen Theaterwirtschaft die Komposition Ihrer Gedichte lernen, aber es ist unumgänglich notwendig, daß Sie das bessere Vermögen der Schauspielkunst genau und immer beobachten können. Was dem Theater wahrhaft nützen soll, muß, glaub ich, aus dem Herzen der Schauspielkunst herausgeschrieben sein. — — Mich dünkt, Sie sagten mir, daß Sie unabhängig von Ihrem Aufenthalt seien; ist dem so, wie dringend möchte ich Sie auffordern, hierher zu ziehen, wo die Natur ebenfalls Ihrem einsiedlerischen Hange zusagen, aber das Theater Ihnen doch auch und leicht zugänglich sein würde." Ludwigs Vertrauen zu dem neuen Freunde hatte sich vermutlich noch nicht soweit erstreckt, daß er Devrient mitgeteilt hätte, welcher Magnet ihn fortgesetzt nach Meißen zog und dort hielt. Er folgte indes im Februar 1847 Devrients dringend wiederholtem Ruf und siedelte auf ein Vierteljahr nach Dresden über, wo ihm Devrient auf alle Weise Weg und Steg zu bahnen suchte. Er fand jetzt in Dresden Karl Gutzkow als den neuen Dramaturgen des Hoftheaters vor. Ludwig stand den litterarischen und politischen Anschauungen Gutzkows noch nicht so unbedingt entgegen, als einige Jahre später, hatte sich wenigstens seine Gegnerschaft nicht so klar zum Bewußtsein gebracht. Gutzkow war im allgemeinen geneigt, junge, strebende und namenlose Talente zu fördern; seine reizbare Eifersucht erwachte in der Regel nicht den Leistungen, sondern den Erfolgen andrer gegenüber. Er nahm Ludwig bei dessen erstem Besuch freundlich auf, lobte dessen „Polenstück," was er freilich bei den obwaltenden Anschauungen am Hofe und Hoftheater unaufführbar nennen mußte, forderte den Dichter auf, ihm Stoff und Entwurf neuer Stücke vor der Ausführung mitzuteilen, damit er ihm zum voraus sagen

Digitized by Google

könnte, was als verfänglich und unverfänglich gelte, womit er denn allerdings mehr versprach, als er beim besten Willen zu leisten vermocht hätte. Ludwig war von dieser Anknüpfung sehr befriedigt, gewann indes in der Folge kein näheres Verhältnis zu Gutzkow und hielt sich, von seinen alten Künstlerfreunden Ludwig Richter, Oehme, Langer u. a. abgesehen, hauptsächlich an Ed. Devrient und dessen Kreis. Devrient trieb Ludwig, fleißig Theater und Konzerte zu besuchen, führte und lud ihn in Gesellschaften, Ludwig ließ nachgiebig und herzlich dankbar für sich Sorge tragen, labte sich an den theatralischen und musikalischen Aufführungen, für die ihm Devrient den Eintritt vermittelte, und meldete seinem „lieben, alten Ambrosius" in Eisfeld: „Ich schwimme hier in einem Meer von Genüssen und wäre, da auch meine Gesundheit sich bedeutend gebessert, ein ganz glücklicher Kerl, wenn ich euch bei mir hätte. Ihr fehlt mir aber, in Sommerzeit in des lieben Herrgotts und Winterzeit in des Königs von Sachsen Theater." Er erzählte, daß ihm Eduard Devrient ein Billet zu den von Ferd. Hiller dirigierten Abonementkonzerten im Hotel de Saxe geschickt („es vergehen mir nicht drei Tage, ohne ein ähnliches Liebeszeichen von Devrient zu erhalten"), und daß er in der Mozartschen G-moll-Symphonie wie tags darauf in der Aufführung der „Emilia Galotti" im Hoftheater geschwelgt habe. Aber kopfschüttelnd über all den freundschaftlichen Eifer, der ihn vorwärts zu bringen und gelegentlich ein wenig vorwärts zu drängen suchte, vertraute er dem alten Heimatgenossen weiter an: „Ich war neulich mit dem bekannten Landtagsdeputierten Brockhaus (dem Chef der Buchhandlung in Leipzig), einigen Journalisten u. s. w. bei Devrient zum Thee, Pfannkuchen und Punsch; ich glaube, es war angestellt, um mich jenen anzunähern; was mich dauern sollte, da ich meiner alten Weise nach, die noch viel

Digitized by Google

abgeschloßner worden ist, mich nicht beimachen kann, auch wenn ich wollte. Aber die guten Leute sehen mir meine leider schon verknöcherten Thorheiten so freundlich nach wie einem Kinde" (an Ludwig Ambrunn, Dresden, März 1847). Daß man freundlich und nachsichtig war, schloß das Bedauern über des Dichters Zurückhaltung nicht aus. Hätte Ludwig einen Blick in Ed. Devrients Tagebücher werfen können, so würde er neben den Ausdrücken der reinsten Teilnahme und ehrlichsten Bewunderung doch auch ein und den andern Ausdruck des Unmuts gefunden haben.

Im April 1847 kehrte Ludwig nach Meißen zurück („er entwischte wieder nach Meißen," meint Devrient), da er in Dresden trotz aller Lust die neugewonnenen Eindrücke, namentlich die theatralischen, zu verwerten, zum Arbeiten nach seiner Weise nicht gelangte. „Nun wollen wir uns mal zusammennehmen, wenn der liebe Gott auch weiter Gesundheit gönnt, um zu beweisen, daß wir, wenn wir auch kein Glück haben sollten, es wenigstens verdienen," hatte er im vorerwähnten Briefe Ambrunn zugerufen und seiner Geliebten nach der Aufführung der „Emilia Galotti" gemeldet: „So hat mich noch kein Stück fortgerissen, alles andre ist Lumperei dagegen. Es hat mich so zum Arbeiten gestimmt, daß ich heute mit frühestem über den Berndt herzog, aus dem schon auch was werden wird." Aber er fand es unmöglich, in dem bewegten Leben, das ihm Devrients Freundschaft und die mancherlei Unterhaltungen bereiteten, zu denen er sich hinzugezogen sah, in die rechte Schaffensstimmung zu kommen. Eine sommerliche Zurückgezogenheit deuchte ihm notwendig, und wer hätte ihm verargen wollen, daß er diese Zurückgezogenheit wieder da suchte, wo seiner ein treues, durchaus ergebenes Herz harrte? Er ließ sich in diesem Frühling nicht in der Garsebacher Schleifmühle, sondern im Gasthof „zu den drei Rosen" in Niederfähre an der Elbe,

Digitized by Google

der Stadt Meißen gegenüber, nieder, aus dessen Fenstern und Laube er das Stadtbild mit Burg und Dom vor Augen hatte, und dessen Reize er in einem Briefe an Schaller (vom 1. Januar 1848) befriedigt pries: „Nun wollt ich, ich könnte dir die Aussicht, die ich von meinem Stehpult aus habe, mitsenden, damit du sie vor dein Fenster hingest. Vor mir habe ich die Elbe, eine Stunde weit, mit einem herrlichen Bogen und schönen Bergen, die so galant sind, sie noch etzliche Meilen weiter zu geleiten. Während der Fahrzeit ist sie mitunter mit Segeln förmlich bedeckt. Es giebt nichts Lieblicheres, als solch ein Segel in der Ferne." Die Wohnung fesselte ihn dergestalt, daß er sie während längerer Zeit beibehielt und in ihr eine Reihe seiner größeren Arbeiten ausführte. Soviel hatte das freundschaftliche aber unablässige Drängen Ed. Devrients bewirkt, daß er dem Vorsatze treu blieb, jetzt nichts zu beginnen und zu entwerfen, ohne es zu vollenden. Während er an seinem Wilm Berndt weiter arbeitete, brachte er die Tragödien „Das Fräulein von Scuderi" und „Die Pfarrrose" zum Abschluß. Daß diese so grundverschiednen Dichtungen kurz nacheinander entstehen konnten, zeigte sehr deutlich, daß die Hingabe an die Wirklichkeit, die realistische Gestaltung, die ethische Wirkung, die er jetzt mit Bewußtsein erstrebte, doch den Zug seiner Jugend zur Romantik keineswegs erstickt hatte. Er hätte sich darauf berufen dürfen, daß es gerade Romantiker wie Heinrich von Kleist, E. T. A. Hoffmann und selbst Tieck gewesen seien, die ihm zuerst den Sinn für die verborgne Poesie des schlicht Wirklichen, des natürlich Einfachen, jedoch auch für das Eingreifen dunkler Elemente und Leidenschaftsmächte in den Alltag erschlossen hatten, er hätte selbst sagen dürfen, daß die gewaltige Gestalt René Cardillacs die Verkörperung solchen Eingreifens und darum nicht unwirklich gescholten werden dürfe, wenn er auch eine dämonische Figur

Digitized by Google

sei. Doch gestand sich Ludwig, sobald das erste Feuer gelöscht war, lieber ein, daß vor allem der Drang, endlich, endlich ein bühnenfähiges, bühnenwirksames Werk zu schaffen, ihm den unheimlichen Goldschmied wieder vor die Phantasie geführt habe. Er vollendete fast gleichzeitig das schon mehrerwähnte „tragische Idyll," das „Die Pfarrrose" betitelt war, und zu dem er vielleicht die erste Anregung auf den Spaziergängen nach dem Dorfe Taubenhain empfangen hatte, dessen Namen an die Bürgersche Ballade mahnte. Er wollte in dieser Dichtung einen Konflikt verkörpern, den er in der Gegenwart überall erblickte; das Emporstreben des Weibes zu innerer, um Außenwelt und Schein allzu unbekümmerter Selbständigkeit und der männliche Stolz, der sich zum unüberwindlichen Trotz verhärtet, führen ein prächtiges junges Menschenpaar einer Katastrophe entgegen, in der sie sich gegenseitig verderben. Ludwig hatte, so tiefbescheiden er war, während der Ausarbeitung dieses bürgerlichen Trauerspiels wiederholt das frohe Gefühl, daß er jetzt seinen eigensten Stil gefunden hatte, daß seine Menschen von Fleisch und Blut und nicht bloß ausgeschnittene theatralische Pappfiguren seien, denen man das Bretterholz, auf dem sie kleben, bei jeder Wendung ansieht. Er empfand, daß er sich in der Stille — seine Weltanschauung vertiefend, seine plastische Kraft wie seine Bildung unablässig steigernd — zu einem Dichter ausgewachsen hatte, der den Kampf mit der Unnatur, der flachen Herkömmlichkeit und der gestaltlosen Tendenz zumal aufnehmen konnte.

Auch that ihm dies Selbstgefühl wahrlich not. Denn wiederum waren zwei Jahre verstrichen, in denen er, fleißig arbeitend und von seinem kleinen Vermögen zehrend, im Sinn der Welt keinen Schritt vorwärts gethan hatte. Sein stummes Ringen mit der gleichgiltigen Sprödigkeit der Bühne wurde all-

Digitized by Google

gemach zum Martyrtum. Immer wieder der Bewundrung seines Talents versichert zu werden („Fülle der Poesie, Erfindung, Charakteristik und wahrhaft dramatische Kraft der Situationen" rühmte Eduard Devrient von der „Pfarrrose," Dresden, 23. März 1849), und dennoch immer wieder zu hören, daß er sich von Art und Wesen der dramatischen Komposition entferne, daß er den Forderungen der Bühne nicht gerecht werde, während ihm keiner — selbst Eduard Devrient nicht — klar machen konnte, worin diese Forderungen bestünden, stets aufs neue auf die Zukunft vertröstet, ohne daß auch nur eine Hoffnung und Versprechung sich verwirklicht hätte, das erforderte Kraft und ausdauernde Geduld. Zu den inneren Kämpfen, ohne die es in solcher Lage nicht abgehen konnte, und die er mit mannhafter Resignation siegreich bestand, traten jene Störungen seines Lebensmutes, die Folge seiner körperlichen Zustände waren. Ludwig schien den ihn oberflächlich Anblickenden völlig gesund. Doch der schlimme Feind in seinem Blute, der hundert Gestalten und keinen Namen hatte, rastete wohl, aber wich nicht. Magenkrämpfe, hochgradige Nervosität (die er mit Flußbädern und Fußwanderungen energisch bekämpfte), gelegentliche Fieberanfälle und unregelmäßige Herzthätigkeit mahnten den Vorwärtsstrebenden auf sich selbst acht zu haben. Er aber meinte gleichmütig, daß wenn ihm nur erst häusliche regelmäßige Pflege zu teil werden könnte, — an der es ihm in seinem Junggesellentum und bei seiner Achtlosigkeit auf äußere Dinge allzusehr gebrach —, so dürfte er seine Gesundheitsumstände nicht für unverbesserlich halten. Seine Lebensweise während der Jahre 1847 und 1848 war wieder die eingezogenste, er verkehrte einzig und allein in der Familie seiner Braut, die er fast täglich nach Tisch zu Spaziergängen abholte; an Schaller gestand er im Brief vom 1. Januar 1848, daß er „ein einsamlich

Digitized by Google

Leben führe." „Ich gehe hier mit keinem Menschen um als mit meinem Schatz, der euch bestens grüßt und seinen Umriß mitsendet, wie ich den meinigen. Sie ist vor der Hand mein Publikum. Es ist außerordentlich, wie die Einsamkeit und das Zusammenhalten und auf einen Punkt richten des Talents dieses steigert, ich wünschte nur, ich hätte mit siebzehn bis zwanzig Jahren angefangen, wie mit dreiunddreißig. Außer meinen Arbeiten ist Emilie meine einzige Gesellschaft, und sie kennt diese Arbeiten genug, um mich aufmuntern zu können, was sie rechtschaffen thut. Dazu ist eine so klare Natur einem Kunstmenschen wie ein Zeichen, das im Winter aufgesteckt wird, die etwa Irrenden auf die rechte Straße zu bringen."

Kurze Zeit nach diesem Briefe hatte die deutsche Revolution der Jahre 1848 und 1849 begonnen. Ihre nächste Wirkung auf Otto Ludwig war ein Aufjauchzen der Erlösung und der Hoffnung; in gewaltigen Liedern entströmte sein heißes Gefühl für vaterländische Größe und Ehre, seine tiefste, schmerzlich lechzende Sehnsucht nach der Einheit des deutschen Landes und Volkes dem bewegten Herzen. Seinem überall auf den Kern und das Wesen der Dinge gerichteten Sinne war es anfänglich ganz unfaßbar, daß die Gunst der Stunde unbenutzt verfliegen, daß die ungeheure Bewegung unfruchtbar bleiben, das eine, was not that und was allein erreichbar gewesen wäre, nicht bringen sollte. Schon noch wenigen Monaten grollte durch seine letzten Zeitgedichte der Zorn hindurch, daß es bei der Schmach der Zersplitterung bleiben und der große Völkerfrühling in einem wüsten Fasching demokratischen Taumels und in einer Aschermittwoch sinnloser Reaktion enden werde. Er sah in der sächsischen Provinzialstadt, die „beinahe eine Vorstadt von Dresden" war, genug und nur allzuviel von den platten und häßlichen Ausartungen des

Digitized by Google

Zeitgeistes und der zwecklosen Massenerregung, er durchlebte ein volles Jahr bittrer Stunden, da er zu den wenigen Klarsehenden gehörte, die schon seit den ersten Sommermonaten nichts mehr für das Gesamtvaterland hoffen konnten. Er wußte anderseits auch, daß die krampfhafte Hast, mit der man sich seit 1849 der Wiederherstellung des Alten hingab, nicht das Ende der weltgeschichtlichen Bewegung sei. Im Oktober 1848 rief er Ambrunn zu: „Wir sind ein halb Jahrhundert älter geworden nach dem Gewicht der Begebenheiten. Der Knäuel ist einmal im Abwickeln begriffen, und noch manches Jahr wird ängstlich lauschen, ob der fallende nun endlich den Boden erreicht hat. Wer es erlebte, von der Höhe der neuen Zeit diesen Kampf mit einem Blick überschauen zu können! Denn Geschichte will wie ein Kunstwerk in ihrer Ganzheit beurteilt sein. — Das Ende ist nicht abzusehen." Da er das Ende nicht zu erleben hoffte, hätte er sich gern in künstlerische Arbeit vergraben, wenn die stürmische Zeit nicht auch in die kaum keimenden Saaten seiner persönlichen Erwartungen, in sein stilles Lebensgeschick hereingebrochen wäre. Anfang 1849 meldete er gleichsam achselzuckend an seinen Eisfelder Getreuen: „Es ist mir etwas wunderlich gegangen. Wie du schon weißt, hatt ich gegründete Hoffnung, etwas auf die Dresdner Bühne zu bringen und damit meine dramatische Laufbahn glorios zu eröffnen — als das eintraf, was ich im prophetischen Geiste lange befürchtet hatte, wenn ich zuweilen dachte: sollte mir, da ich fast fertig, diesmal nichts drein kommen? Es kam, und ich hatte wiederum so manchen Tag und so manche Nacht meine ganze Kraft erschöpft, um — einige Buch Makulatur zu machen."

Unter diesen Umständen trat die Versuchung, „das Handwerk vor der Hand aufzugeben," zum letztenmale an Otto Ludwig heran. Noch einmal spielte er mit

Digitized by Google

dem Gedanken eine Anstellung als Lehrer, womöglich der Mathematik und der Naturwissenschaften, im Meiningischen zu suchen. Ja am 24. Mai 1849 schrieb er gar an Ambrunn: „Es ist eine wunderliche Zeit, für mein Handwerk besonders. Dr. Wetzstein, ein Freund von mir, ist nach Syrien ausgewandert, als königlich preußischer Konsul in Damask; er hat mir kurz vor seiner Abreise geschrieben, ich solle ihm folgen, und mancherlei gar nicht zu verachtende Anerbieten gemacht, die redlich gemeint sind. Aber meine Gesundheit müßte zu solchem Unternehmen in anderm Verhältnis stehen, als sie wirklich steht, wenn das Ergreifen dieser Anerbieten kein dummer Streich sein sollte. Damaskus hat ein sehr hitziges Klima und brustzerstörende Winde." Dann bemerkt er, man müsse die böse Zeit und eine Wiedererhebung der Litteratur und des Theaters abwarten können. „Dazu wäre vielleicht ein Leihbibliothekariat, sozusagen, in Dresden ein passables Plätzchen, wenn es nicht zu teuer, was ich aber nicht glaube. Ich erwarte stündlich die Antwort auf meine Erkundigungen nach Größe, Art, Preis, den übrigen Ausgaben, die die Übersiedlung eines Fremden in ein solch Geschäft in Dresden noch mit sich bringen muß. Es wär ein Auskommen; dazu wohnte man in Dresden; das Theater wackelt freilich, aufhören wird es nicht. — — Die Kaufsumme wird keinesfalls bedeutend sein; im ganzen gehen solche Bibliotheken jetzt um Spottpreise weg. Wieviel würd ich zu diesem Zweck wohl aufbringen können? Ich weiß wohl, es läßt sich auch viel, sehr viel gegen das Projekt sagen. Aber etwas unternehmen muß man nunmehr!"

Die wunderliche Zeit trieb in der That wunderliche Blasen! Otto Ludwig als Leihbibliothekar in Dresden, der tiefsinnige Dichter, der strenge Künstler, der an sein eignes wie an andrer Schaffen die höchsten Maßstäbe legte, als Vermittler und Verbreiter der flach-

Digitized by Google

sten Unterhaltungslitteratur — es wäre eine Ironie der deutschen Litteraturgeschichte mehr gewesen! Zum Glück blieb es ein flüchtiger Plan, der einen unerfreulichen Blick in die tiefe Ratlosigkeit eines großen aber unberühmten Talents thun läßt. Eben in diesen Sommermonaten von 1849 und unter der Nachwirkung der wilden Zeit gelang es Ludwig, für die lang geplante und getragne Waldtragödie eine neue und wirksamere Handlung zu erfinden und die erste Bearbeitung des Trauerspiels „Der Erbförster" an Eduard Devrient zu senden. Am 1. Juli 1849 war die Handschrift der Schöpfung in den Händen des dramaturgischen Ratgebers, im September nach mancherlei Umarbeitungen die Annahme am Dresdner Hoftheater erfolgt. Offenbar hatte diesmal der Schauspieler, der in der Gestalt des Erbförsters Ulrich eine bedeutende Aufgabe vor sich sah, die Bedenken des Regisseurs und Dramaturgen in engere Schranken gebannt. Wiederum drang Eduard Devrient darauf, daß der Dichter sein Meißner Stilleben verlassen sollte, und mit besser begründeten Hoffnungen als je zuvor folgte Ludwig zum zweitenmale dem an ihn ergehenden Rat und Rufe des hilfreichen Freundes.

Digitized by Google

Otto Ludwig aus Eisfeld

Um die Wende der Jahre 1849 und 1850 verbreitete sich von Dresden aus in litterarischen und litteraturfreundlichen Kreisen die Kunde, daß ein neuer Dramatiker von ungewöhnlichem Talent „Otto Ludwig aus Eisfeld" demnächst mit einem kraftvollen und höchst eigentümlichen bürgerlichen Trauerspiel in die Öffentlichkeit treten werde. Hergebrachtermaßen ward der seither unbekannte Poet ohne weiteres ein „junger Dichter" genannt; widersprach es doch allem in Deutschland gewohnten, daß der Träger eines zum erstenmal auftauchenden Namens ein sechsunddreißigjähriger Mann war. Die wenigen Veröffentlichungen Ludwigs waren unbeachtet geblieben, und fast niemand wußte, welche besondre Entwicklung, welches Ringen in der Stille schon hinter dem Dichter lag, der mit seiner Waldtragödie „Der Erbförster" als ein neuer Mann auf den großen Markt der deutschen Litteratur trat. Die Mehrzahl aller spätern Urteile über Otto Ludwig gingen vom „Erbförster" als seinem „Erstlingswerke" aus, und die aus der Tiefe einer in sich gesammelten Natur entsprungene, in fortgesetzter künstlerischer Arbeit wie in schweren Seelenkämpfen gefestigte Selbständigkeit des Dichters galt — seit man glücklich wußte, woher Ludwig komme — als Mitgabe des Thüringer Waldes. Wunderliche Mythen über die bisherigen Erlebnisse und Bildungswege des genialen Autodidakten

Digitized by Google

beeinträchtigten ebenso wie die Unkenntnis seiner dichterischen Anfänge die klare Einsicht in Ludwigs Entwicklung.

Bleiben doch auch für jeden, der heute teilnehmend Ludwigs Jugendgeschichte begleitet hat und alle Zeugnisse seiner poetischen Stimmungskraft und Bildkraft bis zum Trauerspiel „Der Erbförster" überblicken kann, noch Rätsel genug, und wäre es auch nur das letzte, nie zu lösende, warum die Natur eine so gewaltige gestaltenschauende Phantasie und die ganze Energie dramatischen Dranges an ein Talent verliehen hatte, das im ersten Vierteljahrhundert seines Lebens mehr ahnte als wußte, was Wesen und Wirkung der Bühne sei, und kaum ein Theater, das diesen Namen verdiente, gesehn hatte. Die Bescheidung, daß es nicht immer und überall gelingt, den zeugenden Kern tiefangelegter künstlerischer Menschen mit Sicherheit zu bestimmen, drängt sich im Falle Ludwigs bald genug auf. Und doch ist es nicht unmöglich, wenigstens einen Teil des innern Werdens unsers Dichters an der Hand seiner Jugendversuche und im Hinblick auf die einwirkenden Lebensmächte und Erlebnisse klar zu erkennen und sich zu verdeutlichen, warum eine Phantasie, übermächtig und überreich wie keine zweite, und eine Natur, die ohne Trotz aber in schlichter Festigkeit nur ihrem ureignen Gesetz lebte, doch lange Jahre bedurften, um den Dichter des „Erbförsters" zu zeitigen. Gustav Freytag hat in seinem Otto Ludwig geltenden eingehenden und außerordentlichen feinsinnigen Aufsatz ausgesprochen, daß „das Schaffen dieses Dichters wie sein ganzes Wesen ähnlich der Art eines epischen Sängers war aus der Zeit, wo die Gestalten dem Dichter lebendig mit Klang und Farbe in der Dämmerung des Völkermorgens um das Haupt schwebten" (Freytag, Gesammelte Aufsätze, Band 2, Seite 66), und Heinrich von Treitschke hat in seiner geistvollen und warmherzigen Studie über Lud-

Digitized by Google

wig diese Meinung noch verschärft, indem er sagt: „Der erlösende Ruf, der den harmonischen, glücklichen Genius früh auf ein besondres Gebiet des Schaffens drängt, erklang diesem ringenden Geiste nicht. Seine Phantasie war ebenso unstet als vielseitig; sein Wesen gemahnt an jene Urzeit des Völkerlebens, da die Gattungen der Kunst noch ungeschieden durcheinander lagen, und der Mensch mehr in Bildern und Tönen als in Begriffen dachte," (H. von Treitschke, Historische und politische Aufsätze, 5. Auflage, Band 1, S. 438). Liegt diesen Urteilen der unabweisbare Eindruck zu Grunde, daß Otto Ludwig stärker und unbedingter unter der Herrschaft einer ganz elementaren Phantasie stand, als die meisten neueren Dichter, daß er die Vorgänge seiner Erfindungen in scharfer Deutlichkeit wie in farbigem Glanze vor Augen sah, daß er nach innerm Muß seine Gestalten mit vollsaftigem warmem, unmittelbarem Leben erfüllte und tränkte, ja daß die Gewalt dieser lebenschaffenden Phantasie sich mächtiger erwies, als seine theoretischen Einsichten und seine überstrenge künstlerische Selbstzucht, so lassen beide Aussprüche doch die Verschiedenheit der Zeiten und die besten Resultate von Ludwigs Entwicklung zu sehr außer Augen. Der Thüringer hatte allerdings mit dem Waldhauch seiner Berge und mit allen frühen Eindrücken seinen reichgemessenen Anteil am epischen Phantasieleben seines Stammes erhalten, doch der Kraft und Lust, die sich am bunten Reichtum des Lebens genügen läßt, war von Jugend auf eine besondre, ganz persönliche Kraft gepaart, die zugleich in die Tiefen des Lebens strebte und diese Tiefen in Gestalten und Handlungen voll dramatischer Spannung und Stärke zu offenbaren trachtete. Das Vorhandensein dieser Kraft und die Ahnung, daß ihm jeder Boden für ihre Schulung und Bethätigung fehlte, hatte Ludwig von dem geraden vorwärtsweisenden Zug der dramatischen Poesie,

Digitized by Google

der schon in den Dichtungen seiner Eisfelder Singspiele, in den ältesten rohen Skizzen zur „Agnes Bernauer“ und zum „Burgund“ oder „Eckart“ unverkennbar ist, immer wieder abgelenkt, hatte immer neue Pläne zu erzählenden Dichtungen und Prosaerzählungen aller Art gezeitigt, bis sich dann nach jeder Unterbrechung und Pause der Drang zu dramatischer Gestaltung unwiderstehlich wieder geltend machte. Ohne Anschauung eines größeren Theaters, lebendiger und bedeutender Wirkungen der Oper wie des Schauspiels war ihm die zu frischem Wagnis anregende Wechselwirkung mit der Bühne, wie sie Lessing und Schiller in der Jugend zu teil geworden war, wie sie vollends alle englischen Poeten des Zeitalters der Elisabeth erfahren hatten, allzulange versagt geblieben. Wenn Ludwig im Jahre 1848 gegen seinen alten Ambrunn bemerkte, „es hat den Teufel, in solchem kleinen Ländchen geboren zu sein,“ so war dies ebenso sehr, ja mehr ein Stoßseufzer des Künstlers als des Politikers. Die mannichfachen Irrtümer über die besten Wege zu einem früh ins Auge gefaßten Ziel, die hemmenden und verzehrenden Zweifel an sich selbst, die abnormen Vorstellungen von einem reinsten und höchsten poetischen Wirken in der Abgeschiedenheit eines Dorfschulhauses hatten einen Teil ihrer Wurzeln in den eng begrenzten und doch romantisch eigentümlichen Lebensverhältnissen, in denen der Dichter empor gewachsen war, einen andern Teil im Gefühl berechtigter, unüberwindbarer Gegnerschaft zur „praktischen“ Kunst des Tages, zu den Typen neuerer dramatischer Poesie, die er vorfand, als er in Leipzig und Dresden dem Theater näher trat. Es war und blieb ihm gewiß, daß das echte Drama echteres und volleres Leben fordre, als er in den meisten dramatischen Versuchen der Gegenwart wahrnehmen konnte, er befestigte sich mit jedem eignen Anlauf tiefer in der Überzeugung, daß weder

Digitized by Google

die geschickte Architektur eines Werkes, die französische Kunst leblosen Szenenbaues und unwahrer Szenensteigerung, noch die Durchgeistigung des Schauspieles mit Tendenzen, mit Zeitgesinnungen und allgemeinen Gedanken dem Wert und der Wirkung ganzen und warmen Lebens gleichkomme. Auch in den ersten vierziger Jahren, wo neben Shakespeare und Lessing die Romantiker noch starken Einfluß auf ihn hatten, wie die ältern Bernauerbearbeitungen, wie das Lustspiel „Hanns Frei" und noch spät „Das Fräulein von Scuderi" bezeugen, wo er noch keineswegs ein „Realist" geheißen werden durfte, gebrach es keiner seiner Jugendschöpfungen an Realität, an einer Fülle unmittelbarster Wirklichkeit und warmer Lebensempfindung. Obschon Ludwig nicht sowohl von der Musik her (denn die Poesie war das erste und letzte in ihm) als vielmehr über die Brücke der Musik hinweg zur „Litteratur" kam, und darin den Musiker nicht verleugnete, daß es ihm wichtig und unerläßlich blieb, jede seiner Erfindungen in eine durchklingende Grundstimmung gleichsam einzutauchen, so hatte doch sein Gestaltungstrieb sehr früh die Versuchung zum lyrischen Drama überwunden. Die Fragmente und Entwürfe einiger unvollendeten Operndichtungen, ein lyrisches Drama „Libussa" aus der Mitte der dreißiger Jahre lassen erkennen, daß diese Versuchung an ihn herangetreten, aber vor dem stärkern Drang, Gestalten zu schaffen, vor der plastischen Deutlichkeit und innern Lebendigkeit dieser Gestalten rasch gewichen war. Von der ersten Ausführung des „Engels von Augsburg" bis zur endgiltigen Gestaltung des „Erbförsters" ließen sich in dem, was er „sein Handwerk" nannte, in der dramatischen Praxis Ludwigs Vor- und Rückschritte wahrnehmen, was bei den widerspruchsvollen Forderungen der „praktischen Bühne" unvermeidlich war. — Aber sieghaft, im beständigen Wachsen blieben sein Bedürfnis,

Digitized by Google

sein inneres Muß, alle Schöpfungen mit dem warmen Odem der Wirklichkeit zu durchhauchen, der lebendigen Natur ihre geheimsten Zauber abzugewinnen und sie in seine Gestalten zu bannen. So mächtig war dies Bedürfnis, daß er darüber die Gefahr, vom Andrang wahrer und gelebter Einzelheiten überwältigt zu werden, sich an die Wiedergabe einer freilich unerschöpflichen Lebensfülle zu verlieren, gering anschlug. Unverkennbar bestand zwischen dem Grundtrieb seines persönlichen Lebens und dem seiner poetischen Natur eine nahe Verwandtschaft. Wie Ludwig gegenüber der zerstreuenden Hast der modernen Weltbewegung das Bedürfnis der innern Sammlung so über alles hinausstellte, daß er dadurch der Isolierung anheimfiel, so zwang es ihn sowohl der zur mechanischen Eintönigkeit gewordnen theatralischen Komponier- und Szenierkunst, als der rednerischen Geistreichigkeit die Gewalt unmittelbaren Lebens entgegenzusetzen, auch wenn die „Technik des Dramas" darunter leiden mußte.

Während Ludwig solchergestalt auf Wegen die von der ausgefahrnen und vielbetretenen Heerstraße der Tageslitteratur weit wegführten, den freien und überzeugenden Ausdruck seiner poetischen Individualität suchte, hatte sich im Kampfe mit widerstrebenden Verhältnissen und der vorherrschenden Zeitbildung seine Welt- und Kunstanschauung voll entfaltet. War er zur stillen Beschaulichkeit des Idylls gleichsam erzogen worden, blieb die möglichste Ruhe, das beschränkteste Gleichmaß des äußern Daseins ein Verlangen seiner nie zur vollen leiblichen Gesundheit erstarkenden Natur, so hatten sein geistiger Blick und sein poetischer Drang jede Enge der Sinnesweise, jede kümmerliche und kleinliche Auffassung des Lebens früh überflogen. Der weltumspannenden Weite seiner Einbildungskraft, die in seinen zahlreichen dramatischen Plänen und Anfängen sichtbar wird, paarte sich allerdings im Einklang mit der

Digitized by Google

subjektiven Natur des Dichters ein unüberwindlichen Mißtrauen gegen den Schein der Dinge, ihm fielen das große und das schlichte Heldentum unbedingt in eins zusammen, aber in Ludwigs Auffassung unscheinbaren gleichwohl echten Lebens, in seiner Vertiefung der einfachen ungeteilten Empfindung, in seiner Bevorzugung lautloser vor der lauten Opferfähigkeit lag ein Zug zur Größe. Daß dieser Zug zur Einseitigkeit führen könnte, wußte der Dichter recht wohl, mußte sich indes angesichts der Tendenzpoesie der vierziger Jahre, ihrer Überhitzung, ihrer Lüge zur entschiednen Geltendmachung seiner innersten Empfindung, seiner Lebenswahrheit gedrungen und gestimmt fühlen. Je näher er der herrschenden Litteratur ins Auge sah, um so entschiedner stieß ihn die von der Natur losgelöste Willkür, der Mangel an schöpferischer Lust, der immer stärkere Widerspruch eines anspruchsvollen Pathos mit seelen- und lebenslosen Scheingestalten und schließlich die politische Frivolität ab. Ein Brief den er Anfang 1848 an Karl Schaller schrieb, drückt es deutlich und kräftig aus, wie ihm bei alledem zu Mut war:

„Preise dich glücklich, daß du die gerühmte neue Litteratur nicht in der Nähe siehst, ihr Charakter ist Charakterlosigkeit. Man hat auch einen Namen gefunden, die Sache zu beschönigen; darin ist unsre Zeit ohne Widerspruch groß. Sonst regelte man sein Handeln, Wünschen u. s. w. nach den Gesetzen der Vernunft; heutzutage schmiedet man die Grundsätze nach seiner Bequemlichkeit um, wir wollen totale Freiheit und mißbrauchen das Wenige, was wir davon haben; ob wir dadurch dokumentieren, daß wir verdienen, frei zu sein? Ein Mensch, den man sonst charakterlos, gesinnungslos genannt hätte, der heißt heutzutage ein „Talent." Dadurch, daß man dem Dinge einen Namen gegeben hat, hat man ausgesprochen, daß ein Mensch eben keines Charakters bedürfe. Wer die

Digitized by Google

wahre Freiheit sucht, müßte doch zuerst darauf hinwirken, sich selbst frei zu machen, d. h. sein Leben zum vollsten Ausdruck der Gesetzmäßigkeit zu machen. Lieber Gott, wenn die Freiheit, die wir erhalten sollen, denen gleicht, die sich das Ansehen geben, sie uns zu verschaffen, so möcht ich meinem Vaterunser noch eine achte Bitte hinzufügen: „und behüte uns vor der Freiheit." Wiewohl ich, wie du weißt, nichts andächtiger verehre, als die wahre Freiheit. — Betrachte einmal das junge Deutschland, welches jetzt die Krone deutscher Litteratur repräsentiert. Sie fingen im Politischen an, warfen mit Wolfgang Menzel im Bunde Goethe aus der Litteraturgeschichte hinaus, das will sagen: sie wollten; darauf sattelten sie plötzlich um, bekriegten Menzel, und wer war nun ihr Panier? Der Goethe, den sie erst verfolgt, sie denunzierten nun den Menzel wie vorher den Goethe, und zwar um des Verbrechens willen, welches sie selbst mit begangen. — — — Eine litterarische Verbindung, ich will sie die Jungböhmen nennen, arbeiten daran, in dem eigentlichen Böhmen einen Deutschenhaß zu improvisieren. Einen davon kenne ich selbst; ein wohlgenährter gehäbiger Jüngling und dazu selbst ein Deutschböhme. Diesen fragt man, wozu der Haß doch eigentlich dienen sollte, er sagt: die Nationalböhmen liegen im Schlafe, sie müssen aufgeregt werden, und dies zu bewerkstelligen ist das nächste Mittel, den alten historischen Deutschenhaß wieder in ihnen zu erwecken. — — — Ist es nun, nachsichtigst beurteilt, nicht eine wahre Gewissenlosigkeit, diese Haßerregung? Welches Unglück von Millionen kann die Folge sein von diesem Unternehmen, welches die Unternehmer selbst nur aus Langerweile und um einen Namen zu erwerben beginnen! — — Wie kommt dieses Unheil in die Poesie und Litteratur? Man will Namen erwerben, Geld verdienen. Die meisten heutigen Poeten sind keine gebornen; es sind geborne

Digitized by Google

Politiker, Volksredner, Glücksritter, die sich der Sprache, die wahre Dichter einst so kultiviert, daß sie, wie Schiller sagt, selbst dichtet und denkt, zu ihren Zwecken bedienen. Eine Rotte Bilderstürmer, die aus der ausgeplünderten Kirche kommend sich und andre mit den Bilderrahmen um die Köpfe schlagen. — — Die Litteratur ist wirklich ein Markt geworden. Und es macht sich nur komisch, wenn unsre Freiheitsdichter sich wie eine Art Märtyrer darstellen, als gingen sie in den Tod. Das Heldentum ohne Gefahr ist etwas Lächerliches. Der Dichter, der nicht mit in das Modehorn bläst, der ist ein Märtyrer heutzutag, denn von ihm kauft kein Verleger etwas. Diese Freiheitsgöttin thront auf dem Geldsacke der Buchhändler, die jetzt alle „in Liberalismus" machen; dieser Liberalismus ist eine Ware. Und das Publikum? — Teils lassen sie sich durch diese Komödianterei blenden (die etwas Unsittliches hat, wenn sie nicht durch und durch unsittlich ist), teils denken die Leute heutzutage von der Litteratur eben wie von ihren eignen Geschäften, und warum solltens die Poeten nicht machen wie sie selbst? Wenn man sein Fabrikat nicht macht, wies die Kunden wollen, so verkauft man nichts, und verkaufen will man doch, deshalb arbeitet man ja. Alex. Dumas ist doch gegen unsre deutschen Fabrikanten noch ehrlich, wenn er vor Gericht angiebt, wie viel Bogen Ware er im Monat liefern kann. Er macht kein Geheimnis daraus, daß die Industrie seine Göttin ist. Der Deutsche ist nicht naiv genug seine Erbärmlichkeit selbst einzugestehn, er muß einen Vorwand haben, und wenn auch kein Mensch daran glauben sollte. Und das soll eine Zeit des Fortschrittes sein? Warum nicht. Im Worte Fortschritt liegts nicht, daß man gerade die Richtung zum Bessern eingeschlagen haben muß. Mir scheint unser Zeitalter ein überschnell alterndes."

Digitized by Google

Es hätte der Wehen und Stürme der Revolution kaum bedurft, um Ludwig in seiner zum Abscheu gesteigerten Abneigung gegen die Hohlheit der Tendenzlitteratur zu bestärken. Daß er der politischen Lyrik, wo sie echte Leidenschaft, tiefes, vaterländisches Gefühl atmete, das Lebensrecht nicht absprach, bewiesen seine eignen Gedichte aus dem Jahre 1848, die sich den funkelndsten Perlen der deutschen politischen Lyrik anreihen. Was er mit wachsender Überzeugung befehdete und zu überwinden trachtete, war die flache Vermessenheit, mit der man die Dichtung ihres natürlichen Bodens, ihrer Wurzeln beraubte und für alle erdenklichen, außerhalb der Kunst liegenden Zwecke die Formen der Kunst mißbrauchte. Freilich wußte Ludwig gut genug, daß es sich hier nur um einen Schein handle, daß diese zeitgemäßen Schauspiele eben keine Dramen, diese Tendenzromane keine Romane seien, aber er wußte auch, daß das Publikum im ganzen am Schein hing und den Unterschied nicht erkannte.

Erhebung, Enttäuschung und jeder Eindruck der Jahre 1848 und 1849 aber hatten entscheidend auf Ludwigs Lebensauffassung, sein sittliches Gefühl, seine dichterischen Vorsätze eingewirkt. Der herbe Schmerz um die deutsche Zerrissenheit, dem sich ein wehmütiges Erstaunen über die sinnlose Vergeudung von Kraft und guten Willen, ein bittrer Zorn über die ungesunde und unselige Zerrüttung in Geistern und Gemütern paarte, zwang den Dichter zu tiefster Einkehr in sich selbst. Ihm wars, als ob die Zeit und alles, was er um sich sah und erlebte, ihn zur Zusammenfassung aller Kräfte mahnten. Das dunkle Gefühl eines Gegensatzes seiner männlich ernsten, tief ethischen Natur nicht nur zur eiteln Frivolität des Tages, sondern auch zu der Anschauung, die die Welt des Schönen von der Welt der Wirklichkeit trennte, des Gegensatzes zum Prinzip des Weiblichen in Leben und Kunst, das er seit manchem Jahr

in sich trug, ward jetzt durch Erlebnisse und Nachdenken genährt, nahm mehr und mehr von seinem ganzen Wesen Besitz und entschied über Richtung und Ziel seiner Bestrebungen. Selbst in der Dichtung Goethes und Schillers empfand er nicht mehr die erlösende Kraft, die alle Gebildeten des deutschen Volkes aus den Fesseln dürftiger, enger und zumeist unwürdiger Lebenszustände befreit, ihnen Mut der eignen Empfindung und freudigen Schwung gegeben hatte, sondern grollte mit der weiblichen Weichheit unsrer klassischen Kunst, gab der „nicht sowohl Idealisierung als Sentimentalisierung der Geschichte“ schuld, daß wir „uns in ein wirklich politisches Leben nicht zu finden wissen.“ Die „unnatürliche Scheidung, die Goethe und Schiller und auf ihren Spuren die Romantiker in das Leben gebracht, indem sie das Ästhetische, das Schöne vom Guten und Wahren trennten und aus der Poesie eine Fata Morgana machten, eine geträumte Insel voll Traumes, die den Menschen, der sie sieht, mit der wirklichen Welt (der sie die Poesie entzogen, um sie dorthin zu bannen!), mit der Welt und sich selbst entzweit und ihm mit dem Heimatgefühl in dieser zugleich die Thatkraft raubt, die unnatürliche Scheidung, die unsrer Bildung den weiblichen Charakter aufprägte, habe ich für mich durch das Verständnis Shakespeares überwunden, und mein ganzes Streben ist, mit allen meinen geringen Kräften meine Heilung auch auf andre Kranke zu übertragen.“ Kein Zweifel, daß Ludwig hier mit der Einseitigkeit des schaffenden Künstlers, der ein vollberechtigtes Neues erkannt hat und will, auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts zurücksah, kein Zweifel, daß er von der Schuld kleiner Nachahmer und verworrener Epigonen den herrlichen Meistern einen viel zu großen Teil zuwälzte, aber ebensowenig läßt sich zweifeln, daß er aus dem tiefsten Verlangen seiner schöpferischen Natur

Digitized by Google

wie seiner ethischen Überzeugung heraus und mit reiner opferwilliger Seele den Kampf aufnahm. Sein Wirklichkeitsdrang, sein sittlicher Ernst blieben mit dem glühenden Leben der Einbildungskraft, dem feinen Verständnis der menschlichen Leidenschaften im Gleichgewicht; seine strenge Wahrhaftigkeit besiegte die Gefahren, die ihm aus der gewaltigen Kraft seiner Situationsdarstellung erwachsen konnten. Jene Geistreichigkeit, die den Boden des Gewissens und der Charakterwürde unter den Füßen verloren hatte, galt ihm nichts. Er war weit entfernt davon, der Poesie einen nüchtern nützlichen Dienst im Gefolge der Moral oder des praktischen Bedürfnisses anzumuten, er unterschied sich durch die poetische Mitempfindung der Leidenschaft, das innere Miterleben aller menschlichen Gefühle wie durch die Kraft seiner Phantasie und seines Gestaltungsvermögens weit von den kahlen und schalen Moralpredigern, die im Grunde auch nur Tendenzschriftsteller sind. Er selbst erkannte damals einen verwandten Zug zu Jeremias Gotthelf (Albert Bitzius) in sich, aber seine gewissenhafte Reinheit, seine tiefe Welterkenntnis hatte im Grunde mit der polternden Kanzelderbheit des wackern und kräftigen Pfarrherrn von Lützelflüh nur wenig gemeinsam; er schätzte an dem schweizerischen Erzähler einen Wirklichkeitssinn und den Blick für verborgne Züge der Natur, die er selbst in erhöhtem Maße besaß. Alles in allem: Otto Ludwig vergaß niemals, daß der Dichter frei über die ganze Breite und Tiefe der Welt schaltet, daß in seiner Darstellung alle Erscheinungen ihr Lebensrecht haben, aber ein starkes Gefühl, daß er verantwortlich sei und bleibe für das Licht, das aus seiner Seele auf die Erscheinungen fällt, war in ihm erwacht und pulste fortan hörbar durch seine Schöpfungen hindurch.

Beim Vergleich der verschiednen Umgestaltungen und Bearbeitungen, die der Plan zum Drama „Die

Digitized by Google

Wildschützen" oder „Wilm Berndt" zwischen 1846 und 1849 erfuhr, mit der ersten Niederschrift des Trauerspiels „Der Erbförster" zeigt sich sehr deutlich, wie ohne jede Verkümmerung des dichterischen Wuchses der rein poetischen Eigenschaften, ja im Wachsen dieser der ethische Grundzug in Ludwigs Individualität und Lebensanschauung beständig stärker wurde. Von Haus aus war die Gewalt und Eigenart der Stimmung, die uns in und aus dieser bürgerlichen Tragödie ergreift, schon vorhanden, mit Recht durfte Ludwig (am 27. Juli 1847) an Ed. Devrient schreiben: „Der Berndt und sein Mädchen sollen ein paar Figürchen werden, die dem Herzen wohlthun. Das Heimlichste des Zusammenlebens, das Ergreifendste, was Geschick und Leidenschaft weben können. Und dem Ganzen über die Schulter sehend der grüne rauschende Wald." Mit der Charakteristik, der größern Plastik aller Gestalten, namentlich aber der des Erbförsters gewann auch der ethische Gehalt der Schöpfung; als Ed. Devrient am 1. Juli 1849 an Ludwig schrieb: „Wenn ich an die erste Form zurückdenke, in der ich den Hauptcharakter kennen lernte, bin ich erstaunt und erfreut über die große Gewandtheit und Erfindungskraft, welche Sie in der Umbildung und Sammlung des Stoffes gezeigt haben," hätte er hinzufügen dürfen, daß die Handlung, wie äußerlich bewegt sie auch jetzt noch sei, in eben dem Maße an Klarheit und Verinnerlichung gewonnen habe, als die Hauptgestalt zum Typus des Gemüts- und Instinktmenschen ward, der sich äußerlich bis zur abstoßenden Starrheit verhärtet, aber innerlich die verderblichste Empfindlichkeit und weichste Reizbarkeit bewahrt. In diesem Typus wiederum erkannte Ludwig im Sturmjahre 1848 einen scharfen Spiegel des eignen von unbewußten zerstörenden Leidenschaften bewegten Volkes, und je individueller er die Gestalt belebte, um so höher wuchs ihre Allgemeinbe-

Digitized by Google

deutung. Indem aus dem ursprünglichen Gemeindebrauer Wilm Berndt von Rodenwalde der Erbförster Christian Ulrich herauswuchs, wandelte sich mit dem Charakter des Helden auch die ganze Atmosphäre der Tragödie. Der dünkelvolle Rechthaber Wilm Berndt, dem der Ohm seiner Frau mit einigem Recht ins Gesicht schleudern durfte: „Warum will Berndt Geld? Weil die Seinen hungern? Dummes Zeug, was ist das weiter? Um Brot arbeitet so einer nicht. Aber prozessieren muß er doch! Was geht euch Weib und Kind an? Das Recht ist euer Weib und Kind; das Recht, das heißt euer Eigensinn! Euer Eigensinn ist euer Weib und Kind!“ bildete sich in der Phantasie und dem tiefsten Gemüt des Dichters zu einer Gestalt um, an der sich wärmster, innerer Anteil nehmen ließ und zeigt so die durchaus verschiednen Stufen der Entwicklung, auf denen der Dichter 1846 und 1849 stand.

Die gewisse Annahme seines bürgerlichen Trauerspiels „Der Erbförster“ am Dresdner Hoftheater brachte einen entscheidenden Umschwung in Otto Ludwigs persönlichen Verhältnissen hervor und entriß ihn — zur Genugthuung des treuen Ratgebers Eduard Devrient — der Einsamkeit, in die er sich abermals tief eingesponnen hatte. Im September 1849 siedelte Ludwig wiederum nach Dresden über, wo er in einem bescheidnen noch bestehenden Gasthof, dem „Trompeterschlößchen“ am Dippoldiswalder Platz, Quartier nahm. Die Thatsache, daß die angesehene Hofbühne ein größeres Werk des seither ungenannten Dichters unter Einsatz ihrer besten Kräfte zur Darstellung zu bringen beabsichtigte, genügte, um die wahre Teilnahme und die flüchtige Neugier der kunstsinnigen und theaterliebenden Kreise Dresdens auf den Neuankömmling zu lenken. Der Winter von 1849 auf 1850 führte Ludwig mit einer stattlichen Reihe von Persönlichkeiten zusammen, davon wenigstens einige mit ihm in dauernder

Digitized by Google

und förderlicher Verbindung blieben. Eduard Devrient zeigte sich unermüdlich wie in Empfehlung des neuen Dramas so auch in der Vermittlung neuer Beziehungen. Und der Dichter selbst fühlte, daß er sich einem lebhaften Verkehr mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden nicht ferner entziehen dürfe. Die tagebuchartigen kurzen Aufzeichnungen in seinem Hauskalender von 1850 gewähren ein farbiges und deutliches Bild seines Dresdner Lebens unmittelbar vor und alsbald nach der Aufführung seines „Erbförsters." Auch in den Briefen an seine Braut hat Ludwig neben aller Sehnsucht nach dem Meißner Idyll von erfreulichen Begegnungen und Aussichten zu berichten. Am 17. Januar lernte er an einem Tage Gustav Freytag und Berthold Auerbach kennen und berichtete darüber (an Emilie Winkler, Dresden, 14. Januar 1850): „Ich war im Begriff, von Devrient aufzubrechen, als plötzlich Freytag in einem Fiakerschlitten ankam. Wir wurden einander vorgestellt. Freytag wußte schon manches von mir, Devrient hatte ihm öfter von mir geschrieben. Es war nicht viel Zeit zu verlieren, Freytag, der noch zu Auerbach wollte, fuhr wieder ab; Devrient und ich machten uns zu Fuße nach dem Theater auf. Unterwegs merkte ich, daß ich keine Brille bei mir hatte, und kehrte um. Wie ich diese geholt hatte und in das Theater kam, Parterreloge 9, fand ich Freytag schon drinnen vor. Nicht lange darauf kam auch Auerbach. Freytag sagte ihm, wer ich sei, und wir stellten uns nun selbst einander vor. Auerbach erzählte mir, er habe ein Stück, welches aber des Stoffes wegen nicht auf die Bretter kommen werde. Daß er das auf den Stoff schob, verdenke ich ihm nicht, wiewohl ich weiß, daß Devrient und Freytag mit der Form desselben unzufrieden sind. Als berühmter Mann kann er einem, den er zum erstenmal sieht, nicht ein solch Geständnis machen. Wenn die beiden mit einander sprachen, war mirs, als sähe ich Klaus und

Digitized by Google

Klajus aus meinem Schulmeisterleben. Freytag lang, schmal, blond, dagegen Klaus, wollte sagen Auerbach klein, rund, beweglich, behaglich und außerordentlich gutmütig. Der erste ist ein Schlesier, dem harten Dialekt nach, der andre schien mir ein Wiener, bis mir einfiel, daß er ja vom Schwarzwald stamme. Devrient hörte die zwei ersten Aufzüge (von Freytags Schauspiel „Graf Waldemar") in unsrer Loge mit an, dann ging er heim seines Katarrhs zu warten, weil er, wie er zu Freytag sagte, seine Stimme mir schuldig sei. Wir sprachen nur von ihm, und zwar alle in demselben Geiste; er ist auch eine seltne Erscheinung in unsrer frivolen Welt: durch und durch brav, edel, wahr und im edelsten Sinne fromm. — Mit uns war noch eine Dame in unsrer Loge, die bald aus unsern Gesprächen erriet, daß der Dichter des Stückes zugegen. Auch Bürck, der Bayer Mann, kam zu uns, er war langweilig und trocken gegen die beiden andern gehalten Wie das Stück zu Ende, und wir der Dame Raum zum Gehen gaben, reichte sie Freytag die Hand, in dem sie sagte: „So danken wir bei uns in Ungarn." Was uns alle freute. Die etwas zusammengesunkne Gestalt des sonst so frischen und humoristischen Freytag beimAnhören seines Stückes und Auerbachs gutmütiges so zusagen tröstendes Zunicken bei besonders gelungnen und durch Applaus des Publikums anerkannten Stellen erinnerte mich wieder an die Szene im Schulmeisterleben, wo Klajus verzweifelt an der Wirklich keit und Klaus ihn aufrecht erhalten will."

Nicht jeder Tag konnte Ludwig Bekanntschaften so bedeutsamer Art wie die mit den beiden hervorragenden Schriftstellern bringen, aber doch waren die Monate, in denen der „Erbförster" vorbereitet und endlich einstudiert, auch das Bühnenmanuskipt gedruckt wurde, reich an ungewohnten Abwechslungen und neuen Eindrücken. Er besuchte häufiger als je zuvor das Theater, er ließ

Digitized by Google

den Meyerbeerschen „Propheten“ — die große „Sensation“ jener Tage — an sich vorüberrauschen, er hörte mit seiner von Meißen herübergekommenen Braut am 13. Februar ein großes Konzert im Hoftheater und entzückte sich in diesem zum erstenmale an Franz Schuberts verschwenderisch reicher C-dur-Symphonie; er faßte den kühnen (bald wieder fallen gelassenen) Plan seine alten Novellen in zwei Bänden herauszugeben er lernte bei Devrient den Maler Pecht kennen und suchte seine alten Künstlerfreunde Ludwig Richter, Öhme und Langer auf, er sah in seinem bescheidnen Zimmer im Trompeterschlößchen jetzt jeden Tag neue Gesichter und fand sich auf einmal und noch bevor der „Erbförster“ eine Wirkung gethan hatte, als den Mittelpunkt eines kleinen Kreises jüngrer Männer voll Talent und Enthusiasmus. Von allen, die ihm damals in den ersten Zeiten begegneten, in denen der Name „Otto Ludwig aus Eisfeld“ in weitere Kreise hinausklang, haben nur wenige die bedeutenden Eindrücke, die sie von der eigentümlichen großgearteten Natur des Dichters empfingen, einer spätern Aufzeichnung für wert gehalten. Ein erfreuliches Zeugnis von der tiefen Wirkung der Persönlichkeit Ludwigs ist in den schlichten und kurzen Erinnerungen eines hochstehenden evangelischen Geistlichen, des gegenwärtigen Oberhofpredigers und Oberkonsistorialpräsidenten Dr. E. J. Meier erhalten, der damals Kandidat des Predigtamts war und zu Ludwig in nähere Beziehungen trat. Dr. Meier erzählt:

„Otto Ludwig gehört zu den edelsten Menschen, die ich in meinem Leben kennen gelernt, und ich werde nie den Zauber vergessen, mit dem mich, den jungen Theologen, im vollen Drang der jugendlichen Entwicklung, seine Gestalt ergriffen, als ich (durch meinen unvergeßlichen Freund Heydrich ihm empfohlen) ihm zuerst nahe trat, und er mich im Trompeter-

Digitized by Google

schlößchen in seiner bescheidnen Dichterherberge empfing. So sehr mich die hohe geistige Überlegenheit des Mannes, die aus seinen Augen blitzte und aus seinen Worten strahlte, mit ehrerbietiger Scheu erfüllte, so ungemein zog mich seine schlichte Einfachheit mit dem Stempel der wahren Größe eines echten poetischen Genius und seine herzgewinnende Milde an, die aus dem Ton seiner Stimme so überaus wohlthuend sprach. In ihm waren Dichter und Mensch in seltner Weise vereint. Mit glücklich divinatorischem Blick erfaßte er die Idee einer jeden Sache in ihrem innersten Kern und schaute alle Dinge mit poetischem Auge an, auch das scheinbar Unbedeutende und Zufällige wußte er in einen höhern Zusammenhang zu rücken und es oft überraschend in einem neuen Lichte zu zeigen, nicht minder aber war er als ein echter Dichter eine kindliche Natur. In keinem Menschen habe ich wieder so, als in Otto Ludwig, heterogene Eigenschaften vereinigt gesehen, einerseits den schärfsten kritischen Verstand, die grübelnde Reflexion, die nicht ohne Freude am dialektischen Spiel unerbittlich die Konsequenzen eines Gedankens bis aufs äußerste verfolgte, und in der er nicht selten fast grausam seine eignen Schöpfungen zersetzte, anderseits eine wahrhaft kindliche Naivität und die treuherzige Einfalt eines deutschen Gemütes mit ihrer ganzen Traulichkeit und Innigkeit. Durch seine Welt- und Lebensanschauung ging ein stark deterministischer Zug, und doch war er vollkommen frei von dem Schatten des Determinismus, von einem weltschmerzlichen Pessimismus, so nahe die Versuchung dazu bei seinem langen und schweren Leiden lag; seine kerngesunde, kräftige Thüringer Natur schützte ihn davor und bewahrte ihm die dankbare Freude an jeder edeln, menschlichen Interesses würdigen Erscheinung. Einen so durchdringend scharfen und sichern Blick er für die Thorheiten und Verirrungen im menschlichen Leben hatte, und so

Digitized by Google

meisterhaft er es verstand, sie bis ins kleinste Detail hinein mit mikroskopischer Genauigkeit zu zeichnen, so war doch sein Urteil frei von aller verletzenden Satire; die Schärfe seines Blicks wie seines Urteils war mit dem liebenswürdigsten Wohlwollen und edler Milde vereint, die auch die Schwächen der Menschen freundlich zu deuten wußte. Ludwig war mit dem Kopf ein Heide, ein starker Skeptiker mit einer ausgeprägten Neigung, die Widersprüche in der Welt und im Menschen zu erkennen und hervorzuheben; mit allem Behagen einer spekulativen Natur verfolgte er die Probleme des menschlichen Lebens, aber so skeptisch sein Kopf war, so fromm war im tiefsten Grunde sein Gemüt, mit dem Herzen war er ein Christ. Wie in allen Stücken war er auch in religiöser Beziehung eine Thüringer Natur mit einem kräftig protestantischen Bewußtsein, mit tiefer und lebhafter Freude an seinem größten Landsmann Dr. Luther und dessen männlicher, kerngesunder Frömmigkeit. Noch sehe ich sein Auge leuchten, wenn er von ihm sprach und etwa in Verbindung mit ihm von Shakespeare, als dem im eminentesten Sinne protestantischen Dichter.

Um einiger charakteristischen Äußerungen Ludwigs zu gedenken, so beschränke ich mich aus der reichen Fülle derselben auf einzelne mir persönlich am nächsten liegende. Als ich ihm auf seinen Wunsch meine erste Kandidatenpredigt vorlas über die merkwürdige Stelle im Ev. Joh. 2, 23 bis 25, verbreitete er sich über den eigentümlich „gebildeten" Stil, in welchem der Verfasser das vierte Evangelium geschrieben habe und der einen hohen Geist verrate; außerdem stimmte er lebhaft dem in der Predigt ausgeführten Gedanken zu, daß gegenüber Christus und seiner völlig einzigartigen Erscheinung niemand neutral bleiben könne; darin liege seine weltgeschichtliche Bedeutung und seine Erhabenheit über alle Heroen der Geschichte. Als ein-

Digitized by Google

mal vom Kirchengehen die Rede war, meinte er, daß er bei heiterm Himmel nie gern zur Kirche gegangen sei, zu rechter Andacht in der Kirche gehöre ihm ein bedeckter Himmel, in die dunkle Welt hinein müsse das göttliche Licht leuchten. Daß der Geistliche jeden Sonntag zu predigen habe, hielt er für eine zu große Aufgabe; der Geistliche solle nach der eigentlichen, tiefern Auffassung seines Berufs ein Prophet sein und als ein Prophet zum Volke reden, was er unmöglich alle Sonntage könne. Am liebsten dachte er sich einen Geistlichen betagt, mit weißem Haar, mit dem Gepräge eines der Wege Gottes kundigen, aus dem Schatz reicher Erfahrung heraus redenden Weisen, hierin übereinstimmend mit Fritz Reuter, der gelegentlich einmal ausspricht, daß keinem Stande des Altwerden so gut stehe, als dem geistlichen Stande. Nach einer Himmelfahrtspredigt sprach er einmal ergreifend schön von dem tiefen Ernste des Gedankens, daß der Mensch sein eignes Schicksal, Himmel und Hölle in seiner Brust trage. Als ein weiser Mentor warnte er vor geheimen unüberwundnen Zweifeln, durch deren in ernstem Kampfe gewonnene Überwindung die echte Frömmigkeit nur erstarke. Wiederholt sprach er von der Schwierigkeit, mit welcher der Redner wie der Dichter zu ringen habe, den innersten Gedanken und Empfindungen entsprechenden Ausdruck und Gestalt zu geben. Wenn man nur, pflegte er zu sagen, alles, was man drinnen hat, so aus dem Kopfe und aus dem Herzen heraus dem andern in seinen Kopf und in sein Herz hineingeben könnte, wie mans drinnen hat!

Als ich noch im Flügelkleide des jungen Theologen einhergehend in das erste geistliche Amt eintrat, begleitete er mich in dasselbe mit dem für ihn, den Realisten, charakteristischen Wunsch und der Hoffnung, daß ich ein rechter Arbeiter im Weinberge des Herrn sein werde, insonderheit in dem Sinne, daß ich

Digitized by Google

auch nach Winzerart die saure Mühe nicht scheue, die Reben vom Ungeziefer zu säubern.

Über sein Leiden sprach er in spätrer Zeit wohl wiederholt, aber nie mit einem bittern Wort, auch als es immer stärker wurde und ihn, wie er wohl scherzend äußerte, zu einem fixsternartigen Dasein verurteilte. Bewundernswert war der Gleichmut, die männliche Ergebenheit, mit der er sein Leiden trug, und die nicht selten von einem Anflug jenes echten Humors begleitet war, hinter dem der tiefe Ernst steht. Das Andenken des hochbegabten Dichters und wahrhaft edeln Menschen wird nie in mir verbleichen, und ich werde es immer als ein günstiges Geschick preisen, mit ihm, der mir ein wohlwollender, väterlicher Freund geworden und geblieben war, in Berührung gekommen zu sein."

Während sich um den aus langer Abgeschiedenheit plötzlich Aufgetauchten das Leben bunter und bewegter zeigte, blieben ihm die kleinen Leiden des angehenden Dramatikers nicht erspart. Die ursprünglich auf den 29. Januar 1850 angesetzte erste Aufführung des „Erbförsters" verschob sich von Woche zu Woche, als Ludwig am 10. Februar mit Devrient zur Probe kam, brachte der Regisseur Dittmarsch die Nachricht, daß Frau Bayer-Bürck, die Darstellerin der Försterstochter Marie, plötzlich erkrankt sei, erst am 2. März konnte die Einstudierung ernstlich wieder in Angriff genommen werden. Ludwig erlebte natürlich dabei alle Greuel einer deutschen Theaterprobe, bei der keiner gelernt hat, er trug nur lakonisch in seinem Hauskalender ein: „Ging nicht sonderlich"; Ed. Devrient aber, den die Schweigsamkeit des Dichters ein wenig zur Verzweiflung brachte, bemerkte in seinem Tagebuch unter dem 2. März 1850: „Probe des Erbförster. Ging sehr schlecht, niemand that seine Schuldigkeit, alle waren in den Rollen unsicher, die Verabredungen waren vergessen. Ludwig war gegenwärtig, er wünschte ein rascheres Zusammen-

Digitized by Google

spiel wie in der Natur; weiter war nichts aus ihm herauszubringen.." —

Am 4. März fand die erste Aufführung statt, am 7. und am 20. des gleichen Monats erfolgten Wiederholungen, die letztere schon vor leerem Hause, beide aber mit steigendem Beifall. Der Gesamteindruck war ein schwer zu beschreibender. Kein Zuschauer und Hörer vermochte gleichgiltig und anteillos zu bleiben, atemlos lauschte man der Entwicklung, erschreckt und erschüttert beugte man sich unter der Wucht der Katastrophe. Doch je willenloser man sich der Gewalt der Dichtung gegenüber im Augenblicke gefühlt hatte, um so stärker opponierte man nachträglich und in der Erinnrung dem „grausigen" Trauerspiel. Wie man im vorigen Jahrhundert zu „Othello" und „König Lear" andre versöhnliche Schlüsse verlangt und erlangt hatte, forderte man jetzt und vielleicht mit ein wenig größerm Recht einen den schauspielhaften Anfängen des Werkes entsprechenden „glücklichen" Schluß. Ein Teil der Kritik ließ sich nicht nehmen, die widersinnigsten Inhaltserzählungen und Urteile in die Welt hinauszuschleudern; auch in anerkennenden Besprechungen wurde die Wirkung der Mängel weit stärker betont, als die Wirkung der Vorzüge. Trotz alledem durfte sich Ludwig eines großen und tiefreichenden Erfolges rühmen. Denn sein „Erbförster" war eben nicht bloß ein neues Stück, sondern ein litterarisches Ereignis, „Otto Ludwig aus Eisfeld" nicht bloß ein neuer Name, sondern eine mächtige, in sich geschlossene Dichtergestalt, auf die sich die Blicke zahlreicher Hoffenden zu richten begannen. Einer dieser Hoffenden, der später dem Dichter engverbundne Moritz Heydrich, erzählte fast ein Vierteljahrhundert nach der ersten Darstellung des „Erbförsters" am Dresdner Hoftheater: „Ich war Zeuge jener ersten Aufführung und werde ihren gewaltigen Eindruck nie vergessen. Es

Digitized by Google

war das Wehen eines originalen echt dramatischen Dichtergeistes. Ein Werk wie aus der Sturm- und Drangzeit, einem langsam heranrollenden majestätischen Gewitter gleich, plötzlich hervorbrechend, die Landschaft blitzschnell seltsam beleuchtend, alle ergreifend, erschütternd. Kein blauer Himmel nachher. Rätselhaft, geheimnisvoll. Vielen ein völlig unbegreiflicher „Donnersturm der Phantasie. Ein Waldtraumbild, und doch volle Wirklichkeit, echtes Leben. Ein Dichterton so neu, so ureigen, so anheimelnd und doch auch so furchtbar und unheimlich, abstoßend und anziehend zugleich. Das Meteor war sichtbar. Was es war, die Sternkundigen wußten es. — Tags darauf suchte ich den kühnen Jägersmann auf und fand in innigem Herzenseinverständnis, unwandelbar treuer Freundschaft das reinste, befriedigendste Glück meines Lebens." (M. Heydrich, Nachlaßschriften O. Ludwigs, Bd. 1, S. 77.) Gleich Heydrich suchten andre enthusiastisch empfängliche Naturen, die in Ludwig die Erfüllung einer langgehegten Sehnsucht erblickten, der realistischen Treue und Frische seiner idyllischen Lebensbilder wie der Gewalt und Stärke seiner tragischen Situationen zujauchzten, die Bekanntschaft des Dichters; unmittelbar nach der Dresdner Aufführung und der Versendung des Bühnenmanuskriptes des „Erbförsters" strömten Ludwig Briefe aller Art zu, in denen sich die starke Wirkung des Trauerspiels auf grundverschiedne Naturen offenbarte. Bei Übersendung des Werkes an Karl Schaller (der jetzt von Eisfeld nach Sonneberg versetzt war) hatte Ludwig (Dresden, 25. März 1850) dem Jugendfreunde geschrieben: „Das beiliegende Stück ist eine Kriegserklärung gegen die Unnatur und konventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowohl als Schauspielkunst. Ich habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuer Zusammenstellung man seit zwanzig

Digitized by Google

Jahren, man könnte sagen seit sechzig Jahren Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammengewürfelt, darin über Bord geworfen, Natur, Wahrheit, schöne — nicht zu enggenommne — Wirklichkeit sind meine Kunststücke gewesen, die ich angewandt. Es wird zu kämpfen geben, denn alle dramatischen Handwerker hab ich gegen mich, sogar einen großen Teil des verdorbnen, verweichlichten Publikums; aber namentlich fallen mir die bessern unter den Schauspielern zu. Hier ist es am 4., 7. und 20. aufgeführt worden, der erste Eindruck war ein merkwürdiger. Diese Totenstille, die ersten Aufzüge enthusiastisch applaudiert, bei den letzten eine förmliche Angst, sonst das Lärmen der Aufstehenden, schon wenn das Zeichen zum Fallen des Vorhanges gegeben, diesmal noch nachher zwei bis drei Minuten, wo man jeden einzelnen Atemzug hören konnte; es war, als hätten sie vergessen, daß Komödie gewesen und diese nun aus war. Die Schauspieler übertrafen sich alle selbst, sie spielten alle mit Begeisterung, besonders Devrient, mein erster Verbündeter. In diesem Spiele war auch nichts Konventionelles, Herkömmliches, so wenig als in der Dichtung, schlichte und doch so furchtbare Wahrheit."

Die gleiche Auffassung der Bedeutung seiner Schöpfung tönte dem Dichter jetzt in vielstimmigem Echo entgegen. Noch ehe die Dresdner Aufführung erfolgt war, hatten sich Heinrich Laube, der seit wenigen Monaten das Wiener Hofburgtheater leitete, und Karl von Beaulieu-Marconnay, der wahrhaft kunstsinnige Intendant des Weimarischen Hoftheaters, entschlossen, den „Erbförster" auf ihren Bühnen darstellen zu lassen; der Eindruck und Erfolg der Wiener wie der Weimarer Aufführungen fielen zu Ludwigs Gunsten schwer in die Wagschale der öffentlichen Meinung.

Über die Wiener Aufführung berichtet Laube selbst: „Das Stück zeigte eine ganz neue, ganz eigentümliche

Digitized by Google

Kraft. Eine realistische Kraft, welche mit Romantik verquickt war. — Das Trauerspiel wirkte bis auf seinen Höhepunkt ungemein kräftigend und erfrischend. Die realistische Schilderung der Charaktere im Forsthause war geistig durchhaucht von fein menschlichen Zügen; die Bewegung des Handlungsstoffes war ganz natürlich und der Atem der Romantik über alledem erschien anspruchslos und reizend. — Eben deshalb wurde das Stück auch vortrefflich gespielt. Denn die Schauspieler hängen ganz vom Dichter ab. Sie können keine guten Wirkungen erzwingen, wenn dem Dichter nicht der glückliche Zusammenhang und der überzeugende Ausdruck gelungen ist und sie wirken nur dann leicht und sicher, wenn der Dichter ins Schwarze trifft. Anschütz als Erbförster erquickte durch solides, wohlthuendes, ganz und gar einfaches Spiel. La Roche gab in dem Waldläufer Weiler ein Meisterstück von Genremalerei, Dawison brachte die Wut und das innere Entsetzen eines gemißhandelten Jünglings (Andres) genial zur Anschauung. (Laube, Das Burgtheater. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte. Leipzig, 1868, S. 177.)

In Weimar, wo ein Veteran echter Schauspielkunst, Eduard Genast, die Rolle des Erbförsters mit größter Liebe und Hingebung und entsprechendem Erfolg gestaltete und an Ludwig schrieb: „Ihr „Erbförster" ist das beste Werk der Neuzeit," rief die Stimme aller Urteilsfähigen dem Dichter lauten und freudigen Beifall zu; der damalige Erbgroßherzog, jetzt regierende Großherzog Karl Alexander von Sachsen fühlte sich von der innern Macht und Lebensfülle der Dichtung unwiderstehlich angezogen; Franz Liszt, dessen künstlerischer Instinkt für wirklich geniale Begabung und schöpferisches Vermögen beinahe untrüglich war, interessierte den um ihn versammelten Künstler- und Schülerkreis für die neue poetische Wundererscheinung.

Dem nunmehr an drei Hoftheatern gegebnen Bei-

Digitized by Google

spiel folgten während des Sommers und Herbstes von 1850 eine Reihe von andern Theatern nach, in Stuttgart, München und Karlsruhe ging der Erbförster alsbald in Szene, zahlreiche Bühnen trösteten den Dichter einstweilen mit der „Annahme" des Stückes. Wo das Trauerspiel zunächst nicht dargestellt werden konnte, in Leipzig zum Beispiel, sorgten Vorlesungen vor einem größern und empfänglichen Kreise für eine wenn auch unzulängliche Bekanntschaft mit der bedeutenden Schöpfung.

Auf Ludwigs persönliche Stellung in Dresden wirkten alle diese Erfolge zurück. Ihm lag nichts ferner, als die Welt zu suchen, doch die Welt suchte jetzt ihn. Anfang April wurde er auf Fr. Pechts Vorschlag mit Einstimmigkeit zum Mitgliede der Montagsgesellschaft erwählt, in der er neben Eduard Devrient und Berthold Auerbach, denen er schon näher stand, einer kleinen Zahl bedeutender Männer begegnete, zu denen Ernst Rietschel, der Bildhauer, die Maler Alfred Rethel, A. von Ramberg, Peschel und Fr. Pecht, der Rektor des Kreuzgymnasiums Dr. Julius Klee, einer der geistvollsten Philologen und jovialsten Gesellschafter, der Oberlehrer und Historiker Dr. Fr. Helbig, einige Ärzte, Anwälte und höhere Regierungsbeamte von tieferer und allgemeinerer Bildung gehörten. Auch der Dichter Robert Reinick, die Maler Bendemann und Hübner sprachen zuweilen in der Montagsgesellschaft ein, die unserm Dichter Gelegenheit gab, die lange im stillen genährte Eigenart wie die Tiefe seines Geistes, den Reichtum seiner selbst erworbnen Bildung in lebendigem Austausch zu bewähren. Unter allen Verbindungen, die er um diese Zeit in Dresden anknüpfte, wurden namentlich die mit dem Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten Berthold Auerbach und mit dem jüngern Schriftsteller Moritz Heydrich für Ludwig von Bedeutung. Auerbach, der damals nach den ersten Bänden seiner Dorfgeschichten und namentlich nach der vielgelesenen Novelle „Die Frau Pro-

Digitized by Google

fessorin" auf der Höhe seines Ruhmes stand, hatte sich soeben nach seiner zweiten Heirat mit einer Wienerin, Nina Landesmann, in Dresden niedergelassen, wo er bei der Rührigkeit und dem immer regen Anschlußbedürfnis seiner Natur rasch in allen Gesellschafts- und Kunstkreisen heimisch geworden war. Er hatte vom Tage der ersten Begegnung an für Ludwigs Person wie für dessen echtes und großes und wenigstens nach einer Seite hin dem seinen verwandtes Talent eine warme und werkthätige Teilnahme gefaßt, er empfand augenblicklich, daß ihm die herbe Frische und Stärke wie die geistige Tiefe des Erbförsterdichters eine Fülle geistiger Anregungen bot; er sah auch mit einigem Kopfschütteln, aber mit der regsten Lust, Abhilfe zu schaffen und behend alles zum Guten zu kehren, wie unbeholfen und unerfahren Ludwig in allen äußern Dingen des gemeinsamen Schriftstellerberufs war. Bereits am 7. Mai 1850 meldete Berthold Auerbach seinem Frankfurter Vetter Jakob Auerbach: „Ich habe hier einen schönen Menschenkreis, und an Otto Ludwig, dem Dichter des „Erbförster," habe ich auch ein Stück Kamerad." (Berthold Auerbach, Briefe an seinen Freund Jakob Auerbach, Bd. 1, S. 80.) Trotz tiefreichender Unterschiede und Gegensätze in seinem und Auerbachs Wesen war Ludwig für Auerbachs Freundschaft von Herzen dankbar, dachte sehr hoch vom Talent des Freundes, liebte es, mit ihm häufig und zwanglos zu verkehren, und zeigte sich jederzeit zu tief eingehenden Gesprächen bereit, wenn Auerbach in seinen Arbeiten „etwas flüssig reden mußte." In die tragischen Erzählungen Auerbachs aus den ersten fünfziger Jahren, „Diethelm von Buchenberg" und „Der Lehnhold" ist ganz ersichtlich, und ohne daß sie darum minder Auerbach gehören, ein starker Blutstropfen von der tragischen Tiefe und Schärfe Otto Ludwigs übergegangen; umgekehrt hatte Auerbach zu dieser Zeit mit seinem freund-

Digitized by Google

schaftlichen Drängen zum Abschluß, zur äußern Vollendung begonnener Arbeiten auf Ludwig einen günstigen, fördernden Einfluß. War der geistige Austausch zwischen Ludwig und Auerbach der zweier poetischer Großmächte, deren jede der andern eigentümliche Seiten der Natur und des künstlerischen Schaffens zu offenbaren hatte, so blieb im Freundschaftsverhältnis zu Moritz Heydrich Ludwig meist der Gebende, Heydrich der Empfangende. Moritz Heydrich (1820 zu Dresden geboren und 1885 in seiner Vaterstadt gestorben) verdankte seine Bildung dem Thomasgymnasium und der Universität zu Leipzig, an der er Philologie und Philosophie studiert und sich namentlich dem geistvollen Ästhetiker Chr. Hermann Weiße als treuer Schüler angeschlossen hatte. Schwärmerisch für Drama und dramatische Kunst begeistert, hatte er in Hamburg als Schauspieler die Bühne betreten, von welcher Zeit her ihm ein gewißes leidenschaftliches Pathos des persönlichen Auftretens zu eigen blieb, das mit der Schlichtheit seines Wesens und der Gesundheit seiner geistigen Anschauungen in einem gewissen Widerspruch stand. Als wahrhaft begabter Dichter bewährte er sich mit einer vorzüglich gebauten Tragödie „Tiberius Grachus," die 1851 bei ihrer Aufführung im Leipziger Stadttheater mit Recht einen bedeutenden Eindruck hinterließ, und noch glücklicher mit der ihrer Zeit viel aufgeführten Posse „Prinz Lieschen," beinahe der einzigen Posse jener Jahrzehnte, der ein poetischer Gehalt und Hauch zu eigen war. Aber diesen vielversprechenden Anfängen entsprach die spätere Entwicklung des Schriftstellers nicht; körperliche Leiden hemmten — in verhängnisvoller Ähnlichkeit mit seinem größern Freunde — Heydrichs Streben und Schaffen, seine spätern dramatischen Anläufe beschränkten sich auf Operndichtung und Liederspiel. An Ludwig, dem er sich mit allem Feuer seiner Natur und mit der ihn beseligenden Überzeugung angeschlossen hatte,

Digitized by Google

daß der neue Freund alles das erfülle und vermöge, was er selbst bloß ersehnen und begeistert verkünden konnte, hing er mit unwandelbarer Treue, und er bewährte diese Treue über den Tod des Freundes hinaus in der Mitwirkung an der ersten Ausgabe von Ludwigs Werken und in der Herausgabe der Nachlaßschriften. Da sich Heydrich im Jahre 1852 ein ländliches Grundstück, eine Weinbergshufe in Loschwitz bei Dresden, erwarb und dauernd hier und in Dresden selbst wohnte, so sollte ihm unter allen spätern Freunden Ludwigs der längste Verkehr mit diesem gegönnt sein.

Erweiterte sich solchergestalt der Lebenskreis des Dichters ohne sein Zuthun, und füllte er sich mit neuen Gestalten, so brachte diesem sein „Erbförster" auch eine Erinnerung an die verlassene Heimat. Er hatte nicht versäumt, an Schaller, an Ambrunn und Burkhardt in Eisfeld, an Papa Buck und Dr. Genßler in Hildburghausen, an Ludwig Bechstein und Kapellmeister Grund in Meiningen Exemplare des ersten Druckes seines Trauerspiels zu übersenden. Am Abend des 5. April 1850 ward er durch eine schlichte, aber herzliche Huldigung, eine Adresse von Eisfelder Bürgern überrascht, deren Wärme nachträglich eine Sühne für alle Zweifel und Mißurteile war, die ihn 1842 aus seinem thüringischen Jugendparadies getrieben hatten. Sie lautete:

„Hochgeehrter Herr Ludwig! Schon seit Monaten durch verschiedne Zeitungen in erwartungsvolle Spannung versetzt, hatten wir endlich in diesen Tagen durch Ihre Güte das bis jetzt nur wenigen vergönnte Glück, das Trauerspiel in die Hand zu bekommen, welches Ihren Namen zu den gefeiertsten Lieblingen der Nation reihen wird. Wir haben Ihren Erbförster gelesen und wieder gelesen, wir haben auch durch Vorlesen, so gut es in unsern Kräften stand, den Geist, der in dem Stücke weht, ein größeres Publikum ahnen lassen; wir haben uns endlich die über

Digitized by Google

das Stück bereits entstandne Litteratur zu verschaffen gewußt. Es ist uns klar geworden, daß der Erbförster das Erzeugnis eines Fürsten der Geister ist, ein Werk, das seinen Meister lobt. Die Saiten des Herzens, die darin angeschlagen werden, haben ihr Echo hier gefunden im Herzen manches Jünglings und Mannes, der, nicht verbildet von der zärtlichen Empfindelei unsrer Tage, die Natur stets als einen willkommenen Gast aufnimmt; diese Klänge haben, wie sie vom Herzen kamen, das Herz gefunden, sie haben das Innere erfaßt, weil sie das Leben deuten.

Wenn wir uns aber nicht darüber zu täuschen glauben, daß im Erbförster manch heimelnder Ton anklingt, daß der frische Tannenwald gemalt ist, als bekränze er ein thüringisches Waldthal, daß das Jägerhaus sein Urbild in unsern Bergen sucht, daß der Förster und seine stämmigen Söhne, die Försterin und ihre liebliche Tochter, daß Weiler und die beiden Wildschützen uns längstbekannte und doch erst erkannte Gestalten sind, so verstatten Sie uns wohl eine freundliche Erinnerung an den Ort, wo Sie Ihre Jugendzeit so hinbrachten, daß Sie auch in der Sonne Ihres Glückes noch gerne an ihn denken, wo Ihnen mancher Freund lebt, den Sie kennen, mancher, den Sie nicht kennen, die aber alle Ihre Freude über das gelungne Werk mitempfinden.

Wenn Ihnen die Anerkennung eines einfachen, naturwüchsigen Sinnes etwas wert ist, so empfangen Sie unsre ungeteilte Hochachtung für das schöne Werk, mit dem Sie in die Welt eintraten, unser Entgegenkommen für das Vertrauen, mit dem Sie der neuen Richtung eine Bahn im Volke brechen wollen, die Sie im Erbförster andeuten, unsern Dank endlich für den Ruhm, den Sie, ein Bürger Eisfelds, auf unsre Vaterstadt häufen, indem Sie sie in die Reihe der Städte stellen, die es sich zur Ehre anrechnen können, daß ein

Digitized by Google

Mann aus ihnen hervorgegangen ist, den das Volk achtet und liebt." —

Der Frühling des Jahres 1850 weckte aufs neue die Sehnsucht nach stiller grüner Umgebung; Ludwig verließ Anfang Mai Dresden und siedelte sich für einige Monate unter den schönen alten Laubbäumen des Buschbades bei Meißen an. Hier besuchten ihn im Laufe des Sommers die neugewonnenen wie die alten Dresdner Freunde, Auerbach und Heydrich, Wilhelm Wolffohn und Pecht, Oehme und Langer, der ihn vor seinem Weggang aus Dresden gezeichnet hatte. Während der fleißigen Wochen im Buschbad wurde er einigemale zu kurzen Reisen nach Dresden veranlaßt, einmal, um mit Gustav Freytag und dessen Frau einen Mittag in „Stadt Rom" und einen Nachmittag auf der Brühlschen Terrasse zu verbringen, ein andresmal um Eduard Devrient nach dessen Rückkehr aus Bad Kreuth in Bayern zu begegnen und von ihm über Bedeutung und Wirkung des Oberammergauer Passionsspieles unterichtet zu werden. Als Ludwig Dresden verließ, hatte er den Plan der Tragödie „Der Jakobsstab" entworfen und mit Devrient eingehend besprochen, während der ersten Wochen im Buschbad beschäftigte er sich mit ihrer Ausführung. Als er auf unerwartete Schwierigkeiten und Zweifel stieß und ungewiß wurde, ob er nach Devrients Wunsche bis zur Winterspielzeit sein Drama vollenden könnte, kam ihm der Einfall, einem oft wiederholten Winke seines dramaturgischen Ratgebers zu folgen und die Tragödie „Die Pfarrrose" in ein Schauspiel „Die wilde Rose" umzuschmelzen. Binnen wenigen Wochen löste Ludwig die Aufgabe, die er sich in einem Augenblick gesetzt hatte, wo er den innersten unantastbaren Kern seiner Natur wie seines Talents verkannte. Er konnte alles, nahezu alles, das Höchste wie das Tiefste, wo er mit der ganzen Seele, der ganzen Kraft und Über-

Digitized by Google

zeugung seiner Phantasie und der zeugenden Wärme seines Gemüts dabei war, aber die Behendigkeit und das Geschick des willkürlichen Machens gebrachen ihm, er verlor die Sicherheit der Selbstkritik, sobald er nicht er selbst sein durfte. Wenn Eduard Devrient nach der Lesung der „Wilden Rose," die er „mit Entsetzen fortgelegt" hatte, in sein Tagebuch schrieb: „Das ist eine Arbeit, wie im Rausch gemacht," traf er den Nagel auf den Kopf; der Zwang, den sich Ludwig bei solcher von außen her angeratener und wider die eigne erste Empfindung streitender Umarbeitung auferlegte, wirkte genau wie ein Rausch, beraubte ihn des freien Gebrauchs seiner besten Kräfte. Die herbe Kritik Devrients über die „Wilde Rose" ließ den Dichter denn auch sehr kühl, um so kühler, als er jetzt, im Herbst 1850, die Gestalten und großen Situationen seiner Makkabäertragödie vor Augen sah. Noch vor der Rückkehr nach Dresden — im November — hatte er eine erste Ausführung seines Stoffes vollendet, die Devrient freilich nur als „Skizze zum Bild" vorgelegt, von ihm aber doch mit den höchsten Erwartungen begrüßt wurde. Der Winter von 1850 auf 1851 nun zeigte sich minder erquicklich als der vorangegangne. Ludwig kämpfte wiederum mit Anfällen seiner alten Übel, auch mit einer tiefen Hypochondrie, die ihn an Eisfelder und Leipziger Zeiten erinnerte. So bereitwillig er sich auf Devrients erstes Andringen gezeigt hatte, die „Makkabäerin" neu zu bearbeiten, so fand er es zunächst unsäglich schwer, dem völlig ungestalteten Plane die volle schaffende Neigung entgegenzubringen. Das tief eigentümliche Motiv der Doppelehe Judahs mit Lea und Thirza und des Todeshasses der ältern gegen die jüngere Frau schien ihm mit Recht so ergiebig als ergreifend; doch gerade dies Motiv erklärte Devrient schlechthin für bühnenunmöglich. Am 22. Dezember seufzte Ludwig in seinem Hauskalender:

Digitized by Google

„Lese Schuberts Reise in den Orient, bin nicht imstande, an die Makkabäerin zu denken. Sie ist mir wie die ganze Welt zuwider.“ Nach einem Weihnachtsbesuch im Meißen, der ihm das Herz erfrischte und das Auge lichtete, rief er freilich: „In dieser Stimmung würde ich die Makkabäerin in vierzehn Tagen vollenden.“ Während der ersten Monate des Jahres 1851 aber sah sich der Dichter wiederum viel durch Krankheit ans Zimmer gefesselt, am 21. Februar schrieb er dem in Leipzig weilenden Heydrich, daß er sich „körperlich noch immer erbärmlich“ befinde; im März begann er zwar die Ausarbeitung des neuen Makkabäerplanes, mußte sich aber gleichzeitig einer strengen Kur unter Leitung des Medizinalrates Dr. Trinks unterwerfen, die ihn an allem geselligen Verkehr und aller freien Bewegung hinderte und im Arbeiten wenigstens hemmte. Erst im Juli durfte er wieder aufatmen und sich dauernd ins Freie wagen, mietete sich in dem an der Elbe nahe bei Dresden gelegnen Dorfe Übigau eine ländliche Wohnung, in der er vom August bis Oktober verweilte und die zweite Bearbeitung des Makkabäerstoffes, die nun den Titel „Die Mutter der Makkabäer“ führte, glücklich zum Abschluß brachte. Aber stärker als je zuvor empfand er in allen guten und bösen Stunden dieses Jahres, wie unentbehrlich ihm eine feste Sammlung seines Lebens, eine glückliche Häuslichkeit, die endliche Verbindung mit seiner Emilie geworden sei, mit dem Mädchen, die wie niemand sonst sein ganzes Wesen begriff und ehrte, die in äußerer Bedürfnislosigkeit mit ihm wetteiferte, ja ihn übertraf. Als er im November 1851 aufs neue im „Trompeterschlößchen“ zu Dresden Quartier nahm, war der Entschluß gefaßt, sich auch in einer Nußschale dem Meer anzuvertrauen; im Dezember stellte Ludwig das Gesuch um Aufnahme für seine Braut in den herzoglich

Digitized by Google

meiningiſchen Staatsverband und das Bürgerrecht von Eisfeld; am 27 Januar 1852 fand zu Meißen ſeine Trauung mit Emilie Winkler ſtatt, und Ludwig führte ſeine junge Frau alsbald nach Dresden, wo er zu bleiben beſchloſſen hatte, trotz der Einladung, die ihm um eben dieſe Zeit (auf Anregung des Erbgroßherzogs) von Weimar aus zukam, ſich daſelbſt, „wo man ihn auf den Händen tragen werde," niederzulaſſen, und trotz der Pietät, mit der er ſeinen Gartenbeſitz in Eisfeld feſthielt.

In der Vaterſtadt des Dichters gab ſeine Heirat den Anlaß zu einer Neuaufführung des alten Ludwigſchen Singſpieles von 1837 „Die Geſchwiſter," deren Ertrag zu einer ſilbernen Hochzeitsgabe für das junge Paar verwendet wurde. Den Namen „Otto Ludwig aus Eisfeld" aber trugen fortgeſetzte Aufführungen des Trauerſpiels „Der Erbförſter" in weite Kreiſe; während des Jahres 1851 hatten auch die mittlern und kleinern Bühnen angefangen, das Drama zu erwerben und der „Erbförſter" war in Ulm und Halle, in Graz und Chemnitz, in Hildburghauſen und Meiningen gegeben worden. Überall ſpürten die Empfänglichen, daß der „neue" Dichter eine ungemeine Erſcheinung ſei und eine ungemeine Entwicklung verheiße.

Digitized by Google

Glückliche Jahre

Wenige Wochen nach seiner Heirat schrieb Otto Ludwig dem alten Eisfelder Freunde und Vertrauten, dem „lieben Ambrosi," der krank gewesen war: „Was machst du? Hast du dir dein Übel und seine Folgen von den Flügeln geschüttelt? Allem Anschein nach ist deine Maladie wenn nicht eine Schwester doch eine Base von meiner gewesen. Ich nehme seit meiner Heirat an Gesundheit zu; es ist doch etwas Schönes um solch liebevolle Pflege, wie sie am Ende niemand als eben eine Frau gewähren mag und gewähren kann. Unsre Wirtschaft hat vor der Hand noch etwas Studentenmäßiges; wir, ich und meine Frau Studentin, stecken zusammen in demselben Zimmer des Trompeterschlößchens, das ich als Junggeselle schon inne gehabt, einem Zimmer, etwa zehn Schritte lang und fünf breit, und einem Kämmerlein, das eben Raum hat für zwei Betten, Koffer, Waschtisch und zwei Leute, die sich freilich mühsam dazwischen und aneinander vorbei bewegen können. Mit Beginn des Frühlings wollen wir uns auf dem Lande ein wohlfeiles Logis einfach einrichten, bis dahin ein Stadtlogis zu mieten wäre thöricht gewesen. — — Das ganze Leben kommt mir heitrer vor, und an Arbeitslust und Vertrauen auf das Gelingen fehlt mirs ebensowenig, als an Lust am Leben und an der Welt. Vormittag wird gearbeitet, nach dem Mittagsessen durchwandeln wir

Digitized by Google

ein paar Straßen und betrachten uns die Herrlichkeiten in den prachtvollen Gewölben, die eine immerwährende Weihnachtsbescherung scheinen, ohne irgend jemand zu beneiden, der von allem kaufen kann; das Zeug in den Läden kommt uns vor wie die Blumen, die auch nirgends schöner sind als ungepflückt am Baum oder Busche, der sie trägt. Dann wird wieder gearbeitet oder von künftigen Arbeiten gesprochen, und meine Frau stellt mit großem Geschick und gleicher Liebe meinen Registrator, Kopisten und vorläufig mein Publikum vor. An öffentliche Orte kommen wir kaum und vermissen keine Art von Vergnügen, die wir nicht in unsern vier Pfählen finden. Meine Frau geht, und zwar nicht etwa mit Aufopferung, so auf alle meine Lebensbedingungen ein, daß ich schaudern kann, wenn ich mir denke, ich wär an ein Wesen gekommen, wie jetzt fast alle sind; denn das ungeheuerste Vermögen und was sonst wünschens- und erringenswert heißen mag, würde mir keinen Ersatz geben für das Aufgeben dieses meinen geistigen und physischen Bedürfnissen so vollkommen entsprechenden Bei- und Füreinanderseins. — — Ich muß mich einmal nach meiner kleinen Frau Studentin umsehen, die schon eine gute Weile die Feder kaut, die, wie es scheint, nicht mit ihrem vollen Herzen Schritt halten will."

Die Arbeit, bei der dem Dichter seine junge Frau so treulich zur Seite und beistand, war die abermalige und diesmal endgiltige Neugestaltung der Makkabäertragödie. Während dieser ersten Dresdner Monate und auch nachdem das junge Paar im Juni 1852 nach dem Dorfe Strehlen übergesiedelt war, das damals noch nicht als ein halb städtischer Vorort Dresdens galt, ging Ludwig in der Hingebung an den gewaltigen Stoff auf, mit dem er rang, und an dem er nicht verzagte, obschon Devrient und andre Freunde fortgesetzt neue Anforderungen erhoben. Die mehrfache Um-

Digitized by Google

arbeitung seines ursprünglichen Planes erfolgte nicht mehr in der unangefochtenen Stille, deren sich Ludwig zu Lust und Leid in den Meißner Tagen erfreut hatte, er lebte jetzt nicht umsonst in einem spezifisch litterarischen Kreise, hinter dessen poetischen Kräften allerlei Journalisten und litterarische Neuigkeitsträger standen. Und da der Dichter seit dem „Erbförster" ein Gegenstand der Teilnahme wie der Neugier war, so waren unterschiedliche Fabeln und Schiffernachrichten über seine neue Tragödie in die Welt gegangen, die zu vorzeitigen Anfragen über Erwerb und Aufführung des Stückes führten. Als die verhängnisvollste der vorläufigen Verfügungen über die noch unabgeschlossene und unvollendete Schöpfung muß die Bestimmung angesehen werden, nach der die ausgezeichnete Berliner Schauspielerin Auguste Crelinger (frühere Frau Stich) sich im allgemeinen entschieden hatte, zur Feier ihres Jubiläums am Berliner Hoftheater, zu der sie eine große neue Rolle darzustellen wünschte, die Lea in Ludwigs Dichtung zu wählen. Man sieht leicht, daß dieser mehrfach betonte Wunsch die Darstellerin zu nichts verpflichtete, im Falle die dramatische Arbeit Ludwigs ihren Beifall nicht fand, aber daß umgekehrt der Dichter und sein dramaturgischer Ratgeber bewußt und unbewußt durch den Gedanken an die natürlichen Forderungen der dramatischen Heldenmutter beeinflußt wurden. Otto Ludwig war freilich der letzte Theaterschriftsteller, irgend einem Bühnenheros oder einer Heroine eine Paraderolle auf den Leib zuzuschneiden, allein die Mahnung Devrients, die überragende Bedeutung der Makkabäermutter auf alle Fälle festzuhalten, klangen ihm doch in der Phantasie und in den kritischen Erwägungen nach, die bei der letzten Ausführung des großen dramatischen Planes notwendig waren. Im Verlauf des Juni und Juli 1852 war Ludwig in seiner ländlichen Einsamkeit in Strehlen,

Digitized by Google

wo er sich so abgeschlossen und verborgen hielt, daß ihn Auerbach auf einer Irrfahrt durch die Dörfer um Dresden fast nur zufällig auffand, voll heißen Eifers mit der Vollendung der großen Tragödie beschäftigt. Am 23. Juli hielt Ed. Devrient die fertige Handschrift in den Händen, beklagte zwar, daß die neue Bearbeitung „viel ältere Schönheiten vertilgt" habe, mußte sich aber eingestehen, daß das Ganze „sehr schön und echt poetisch" sei, und eilte am 26. Juli nach Strehlen hinaus, um noch einige Abänderungen zu befürworten. „Über die Makkabäer verständigten wir uns leicht, er versteht schnell und fein; wir machten die nötigen Verabredungen," heißt es in Devrients Tagebuche vom gleichen Tage. Der Schauspieler, der sich bald in den Intendanten des Karlsruher Hoftheaters verwandeln sollte, unterdrückte daneben die Bemerkung nicht, daß Otto Ludwig in Strehlen „in seiner eignen Weise behaglich wohne," die einem andern minder gefalle. Wer überhaupt auf Äußerlichkeiten achtete, fand in den folgenden Jahren fortgesetzt Gelegenheit, die schlichte Bedürfnislosigkeit des Dichters, die seinen Haushalt wie seine Person durchdrang, zu bewundern oder — je nachdem — zu schelten. Die einfachen Gewöhnungen Ludwigs schlossen für ihn zunächst keine Entbehrung ein, es lebte in ihm der Geist jener Tage fort, in denen er geboren und erwachsen war, und in denen beinahe jedes Haus in Deutschland eine gewisse knappe Begrenzung im Hausrat, in allen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des äußern Lebens aufgewiesen hatte. Ludwig fühlte sich so hoch über alle Zufälligkeiten des Besitzes erhoben, lebte in unbeirrbarem Ernst so durchaus seinen geistigen Bestrebungen, daß ihm im großen und ganzen selbst der Vergleich seiner Lebenslage mit der andrer fern lag; er war der höchsten Genüsse so sicher, daß er andre Genüsse kaum je vermißte. Wäre Lud-

Digitized by Google

wig des eng umschränkten Glückes und Lebensbehagens für die Zukunft sicher gewesen, hätte ihm der bescheidenste Ertrag eines Vermögens oder sonst einer Einnahme, die er lediglich sich selbst dankte, die Fortdauer seiner besondern Art der Existenz unangefochten verbürgt, so würde er mit dem ruhigsten Gleichmut auf alle glänzenden Preise des Lebens verzichtet haben. Denn in seinen Augen hatte neben dem friedvollen, der Natur und den Lebenszwecken des Einzelnen angemessenen Dasein im Hause und in der Familie nur eines Wert: die ernste künstlerische Leistung, die ein Künstler mit gutem Kunstgewissen und mit dem reinen Bewußtsein, zum Besten eines wahren und höhern Lebens in seinem Volke geschaffen zu haben, aus der Stille seiner Werkstatt hinausgehen lassen kann.

Der Dichter der „Makkabäer" durfte, wenn einer, dies gute Gewissen und dies reine Bewußtsein haben und hegen. Die erste wie die letzte Bearbeitung der Tragödie, verschieden in den Motiven und der Führung der Handlung, teilweis verschieden in der Charakteristik der handelnden Gestalten, zeigen doch den einen Grundcharakter mächtigen tiefen Ernstes und eines Schwunges, der den ewigsten und unmittelbarsten Empfindungen des Menschendaseins und eines geschichtlichen Volksdaseins entsteigt. Durchgehends hielt der Dichter die Erkenntnis fest, daß die Familientragödie im Hause des Matthatias der Spiegel der großen Volkstragödie sei, daß sich Leben, Handeln und Leiden ganz Israels in den gewaltigen Konflikten zwischen den höchst individuell gezeichneten Spielern und Gegenspielern einer konzentrierten Handlung wiederhole. Ludwig täuschte sich nicht darüber, daß dem in den biblischen Büchern überlieferten Stoffe ein epischer Charakter anhafte, aber er traute sich die Kraft zu, ihn in ein vollkommen wirksames Drama umzuwandeln. Das Gepräge ernster Würde und einer priesterlichen Hoheit, die der Makkabäergeschichte inne-

Digitized by Google

wohnt, durfte auch die Tragödie nicht verlieren, und so blieb Ludwig durch alle drei Bearbeitungen bemüht, dies eigentümliche Gepräge zu wahren, und scheute vielleicht nur darum vor einer noch rücksichtslosern Ausscheidung aller überlieferten epischen Elemente zurück, die in den dramatischen Gegensätzen nicht aufgehen wollten. In der ersten Bearbeitung von 1850 trat entschieden der thatkräftige Held Judas gegen die beiden Frauen zurück, deren Zwist sein Leben vergiftet, alles Interesse, alle Spannung richtete sich auf den Konflikt zwischen der hochfahrenden gewaltigen Lea, die jede Schranke weiblicher Demut überschreitet, und der engelhaften Thirza, die sich nur zu sehr innerhalb dieser Schranken hält. Es gelang Ludwig weder völlig, Natur, That, Schuld und Sühne seines Judas Makkabäus in ursächlichen Zusammenhang mit dem Kampfe Leas wider Thirza und der daraus erwachsenden Katastrophe zu bringen, noch vermochte er das mitspielende Volk wirksam zum Untergrunde der tragischen Vorgänge zu machen; die Handlung spielte sich auf dem Hintergrunde einer großen Volksbewegung ab, und die Darstellung dieser erhielt dadurch stellenweise den Schein des Äußerlichen, Opernhaften. Daß sich dieser Übelstand hätte beseitigen lassen, ohne das ursprüngliche Motiv zu opfern, empfand Ludwig sehr stark, aber nachdem er einmal zugestanden hatte, daß die orientalische Sitte der Doppelehe auf unsrer Bühne nicht wohl dargestellt, am wenigsten zum Ausgangspunkt, zur Voraussetzung eines tragischen Konflikts gemacht werden dürfe, war eine tiefgreifende Umgestaltung seines ganzen ursprünglichen Planes unerläßlich. Die Umwandlung Leas aus der Frau in die Mutter des Judas, des Hasses der ältern Gattin gegen die mehr geliebte jüngere, in den Haß der stolzen Mutter eines großen und blühenden Hauses gegen die Sohnesfrau, die ihr des „niedern Hauses niedre Tochter" bleibt, wurde

Digitized by Google

bereits in der zweiten Bearbeitung „Die Mutter der Makkabäer“ mit gutem Gelingen vollzogen, aber freilich mußten ganze Szenenreihen voll höchster Poesie dabei geopfert werden, und Ludwig zeigte sich darin seinem dramaturgischen Ratgeber überlegen, daß er nicht glaubte, alles minder Geglückte ausmerzen, alles Gelungne aber gleichwohl beibehalten zu können.

Die „Die Mutter der Makkabäer“ betitelte (zweite) Gestaltung der Tragödie stand dem Grundgedanken, der Form, in der die Welt Ludwigs größte dramatische Schöpfung besitzt, schon bedeutend näher. Wie der Titel besagt, war auch hier Lea als die eigentliche Heldin der Tragödie, als charakteristische Vertreterin der Besonderheit ihres Volkes im Guten und Schlimmen erfaßt und durchgeführt.

Die Besonderheit der zweiten Makkabäerbearbeitung lag nicht nur darin, daß der Gegensatz zwischen der innern echten Größe, dem männlichen Bewußtsein des heldenhaften Judah und der Scheingröße, der brennenden Eitelkeit des schwächern Eleazar bereits in die Erscheinung trat, sondern vor allem auch darin, daß hier Judah im Beginn an sich selbst und seinem Beruf zweifelt, ja einen Augenblick (am Schluß des ersten Aktes) durch den kühnen Aufbruch Eleazars nach Jerusalem („Was macht den Knaben so selbstgewiß?) an Eleazars Sendung zu glauben beginnt. Die befreiende That, die in der letztgiltigen Bearbeitung vorbereitet erscheint, ist in dieser zweiten Fassung viel mehr Eingebung des Augenblickes, Judah hat noch zu Eingang des zweiten Aktes starke Zweifel an sich selbst, an der Berechtigung seines Kampf- und Thatendranges zu besiegen. Das Verhältnis zwischen Lea und Naemi, der Mutter und der Frau Judahs, war stärker hervorgehoben, mehr detailliert; Naemi erhält mit jedem Blick, jedem Wort ein Maß, an dem sie messen soll, wie klein sie ist. Das junge Weib ist auch nicht wie in der letzten

Digitized by Google

Fassung bloß lauter Demut und schlichte Liebe, sondern durch ihre Kindlichkeit ein unbewußtes Werkzeug in den Händen der Simeiten. Alle diese Einzelzüge waren ein Verlust am Reichtum des Details, und doch wußte Ludwig wohl, daß er recht that, die Handlung wie die Charakterdarstellung auf einfachere Grundzüge zurückzuführen, denen Verständnis und Mitempfindung der Zuschauer rascher zu folgen vermochten.

In der Bearbeitung und Gestaltung des Jahres 1852, die gespielt und veröffentlicht wurde, tritt namentlich der Charakter des Judah in wirksamer Kraft und großzügiger Festigkeit lichtvoller und zwingender hervor. Die Gegensätze zwischen Lea und Naemi, zwischen Judah und Eleazar sind zugleich vereinfacht und doch verschärft, eine große Anzahl von aufhaltenden und schleppenden Details ist beseitigt, die sinnliche Kraft, der dramatische Schwung des Ausdrucks durchgängig erhöht — wie der einfache Vergleich der großen Schlußszenen des zweiten Aktes in der zweiten und der letzten Bearbeitung der „Makkabäer" lehrt. Der zweite und der fünfte Akt wuchsen zu einer Größe und innern Gewalt empor, die sich nur mit der Größe und Gewalt der höchsten Schöpfungen der deutschen Poesie vergleichen ließ. Wenn es Ludwig nicht völlig gelang, sein Trauerspiel zu einer ganz einheitlich wirkenden, vom Anfang bis zum Ende in einem Zuge fortreißenden Tragödie umzubilden, so trug daran nach unsrer Überzeugung nicht die viel behauptete epische Natur seines Talents und nicht die Unfähigkeit zur dramatischen Sammlung auf einen Kernpunkt die Schuld, sondern die Ablösung des Helden der ersten Akte durch die Heldin der letzten Akte. Sollte (wie es ursprünglich geplant war) Lea die Makkabäermutter, deren Hochmut und Ehrgeizschuld so furchtbar gerächt und gesühnt wird, die alleinige Heldin des gewaltigen Werkes bleiben, so durfte Judah nicht bis zu der selbständigen,

Digitized by Google

alles überragenden Bedeutung emporwachsen, und trieb es umgekehrt den Dichter, die Gestalt des Helden in den Mittelpunkt der Handlung zu rücken, so mußte Judah eine stärkere Schuld am Untergange seiner jüngern Brüder gegeben werden und die schließliche Überwindung seines eifernden Heldentums durch das leidende Heldentum der Glaubensblutzeugen noch überwältigender hervortreten, als es in der abgeschlossnen Dichtung geschieht.

Dergleichen Bedenken mußten sich regen und laut werden, als am Ende des Jahres 1852 und am Beginn von 1853 die große Tragödie auf einigen Bühnen erschien; sie wurden nicht verschwiegen, als Otto Ludwig 1854 die „Makkabäer" im Buchhandel erscheinen ließ. Und doch wogen alle diese Bekenntnisse und Erkenntnisse im Grunde nur für den Dichter schwer; für die aber, die den treibenden Geist, die schöpferische Kraft und die Macht edler Leidenschaft in der Gesammtheit des Werkes zu würdigen vermochten, verschwanden sie in der Beglückung über den gewaltigen Wurf des Dichters, über das, was ihm gelungen war. Die große Spannung und das hinreißende Pathos des zweiten Aktes war freilich erst im fünften Akt wieder erreicht, und es bedurfte großer dramaturgischer und szenischer Kunst, um das allzu Begebenheitliche, namentlich im dritten Akt, in den Fluß dramatischer Handlung zu bringen. Am Burgtheater zu Wien scheiterte bei der ersten Aufführung beinahe die ganze Tragödie an diesem Akte, in Dresden traten die Länge dieses und des vierten Aktes gegenüber dem echt dramatischen Anwachsen und Steigen der beiden ersten und wiederum des fünften Aktes allzu fühlbar hervor, in Berlin errang die Tragödie nur mit dem zweiten Akte einen ganz entscheidenden, unbestrittenen Sieg, überall aber blieb die Empfindung lebendig, daß man etwas durchaus ungewöhnliches, in seiner Ganzheit der einzelnen Zweifel spottendes geschaut habe. Die „Makkabäer"

Digitized by Google

forderten und ertrugen andre Maßstäbe, als die gewohnten; wer sich bewußt blieb und lebendig mitempfand, wie hoch Erfindung, Handlung, Charakterzeichnung, Leidenschaftsgehalt, künstlerische und ethische Weise dieses Trauerspieles über den zahllosen dramatischen Versuchen und Anläufen der letzten beiden Menschenalter stand, der schob die kritischen Bedenken leicht zur Seite. Emanuel Geibel stand nicht allein, als er (München, 7. August 1855) an Ludwig schrieb: „So lebendig mich der „Erbförster in sich hineinzog, die Kritik hatte mir bis zum letzten Augenblick ausgereicht. Bei den „Makkabäern" war das anders. So lang ich las, kam ich gar nicht zur Reflexion, ich hatte nur die Empfindung, daß etwas Übermächtiges mich anrührte, und mich überkam jener Schauder, welcher der Menschheit bestes Teil ist, und der über alle Theorie hinaus die Gegenwart des Genius offenbart. Seitdem habe ich das Stück vielfach wieder gelesen, leise und laut, und die Wirkung ist für mich und andre stets dieselbe geblieben. Die ganze Handlung ist in eine Sphäre tragischer Hoheit hinaufgehoben, wie sie selbst bei unsern ersten Meistern nur selten vorkommt, und doch sind nirgends die verknüpfenden Bande durchschnitten zwischen Himmel und Erde; es ist dieser Erhabenheit ein unvergleichliches Maß von jenem Realismus beigesellt, welchen wir an Shakespeare bewundern. Daß mir trotzdem bei nachträglicher Erwägung einzelne Mängel des Stückes nicht entgangen sind, darf ich nun wohl offen hinzufügen. — — — Aber das alles wird von dem inkommensurabeln Etwas der Poesie, die das Ganze durchwebt, sowie von dem reinen Verhältnis zwischen Schuld und Buße überreich aufgewogen. Die deutsche Nation mag darauf stolz sein, daß einer ihrer Söhne dies Werk zu schaffen vermochte, mir selbst ist es ein wahres Stahlbad wider allen litterarischen Pessimismus gewesen. Wo ist denn über-

Digitized by Google

haupt das Drama, das gar keine Fehler hätte? — — Mir scheint es nicht sowohl darauf anzukommen, daß das absolut Tadellose, sondern daß Großes, Hohes und Lebendiges frischweg geschaffen werde!"

Niemand, der heute diese Zeilen Geibels liest, kann sich des schmerzlichen Bedauerns erwehren, daß der letzte Zuruf des Lyrikers nicht stärkender und entscheidender auf Ludwig gewirkt hat. Für die Zeit, unmittelbar nach dem Erscheinen der „Makkabäer" drückte Geibel genau und glücklich aus, was die freudig beschämt empfanden, die nach dem „Erbförster" die gestaltende Kraft, die Wärme und Frische Ludwigs bewundert, aber gezweifelt hatten, ob dies mächtige Talent sich in die Region des großen Lebens erheben könnte. Hier war die tendenzloseste Verkörperung eines Stückes biblischer Historie, hier war treue Wiedergabe der Eigenart des jüdischen Volkes, und doch nichts von archäologischer lebloser Vergangenheitsschilderung, hier empfingen die ursprünglichsten und ewigsten Leidenschaften und Lebensverhältnisse Gestalt, hier wehte der Odem starker Unmittelbarkeit, der die müßige Frage nach dem Bezug zu Tagesinteressen und Zeitstimmungen hinwegblies, hier gab sich eine Macht der Phantasie, eine Freude an der Verkörperung des ursprünglichen Adels der menschlichen Natur kund, die den Dichter schon jetzt unter die unvergänglichen reihte. Der Begriff des Epigonentums ward gegenüber solcher Schöpfung zum sinn- und wesenlosen Schlagworte.

Die Genugthuung, die Ludwig aus den bestrittenen und unbestrittenen Erfolgen seiner „Makkabäer" zu dieser Zeit erwuchs, wurde durch den Verlust des Freundes beeinträchtigt, der mehr als ein andrer dazu beigetragen hatte, daß der Dichter die Bühne gewann. Eduard Devrient wurde im Herbst 1852 durch den kunstsinnigen und einsichtigen Großherzog Fried-

Digitized by Google

rich von Baden als Generaldirektor zur Leitung des Karlsruher Hoftheaters berufen. Ließ er sich auch, sobald er dort fest im Sattel saß, die Einführung der Werke Ludwigs angelegen sein und brachte bereits im April 1854 eine Aufführung der „Makkabäer," von der er sich selbst sagte: „Alle voll von der Sensation, welche die Aufführung hervorgebracht; das wäre denn einmal gelungen und ganz," und: „Wie sehr mir das heutige Stück am Herzen liegt, merkte ich an der kindischen Freude, die mir jedes Garderobestück machte, das guten Effekt versprach. Die Vorstellung ist das Bedeutendste, was wir bis jetzt geleistet. Wie ist der Geist der Totalwirkung schon in das Personal gedrungen, wie bildeten und lösten sich die Gruppen, und wie lohnte sich meine Sorgfalt an Kostümen. Eine malerische Situation über die andre. Es war eine vollkommen gerundete Vorstellung, lebendig, zuschlagend, glänzend und von großem Eindruck." Doch wog der Gewinn eines Theaters mehr für den Dichter den Weggang Devrients nicht auf. Seinem unablässigen Drängen, seiner festen, sogar einseitigen Beharrlichkeit, mit der er Ludwig immer wieder auf die Bedürfnisse, die berechtigten wie die unberechtigten, doch überlieferten Forderungen des Theaters hinwies, seiner Sorge, den Freund nicht allzusehr in das Einsiedlertum geraten zu lassen und ihn zu geselligen Abwechslungen zu veranlassen, ja zu nötigen, dankte der Dichter zu einem guten Teil die Lage, in der er jetzt war, und die Aussichten, die vor ihm standen. Ludwig wußte dies so wohl, daß er Devrient am Liebsten nach Karlruhe nachgezogen wäre und sich eine Zeit lang ernstlich mit dem Plane der Umsiedlung nach Süddeutschland trug. Devrient fand es leider unmöglich, aus der Ferne und brieflich in ähnlicher Weise auf Ludwig einzuwirken, wie es in Dresden geschehen war.

Von dieser empfindlichen Lücke abgesehen stand

Digitized by Google

Ludwig zu dieser Zeit ebenso im Vollgenuß seines jungen Familienglücks wie seines jungen Ruhmes. Im Jahre 1852 war ihm sein erster Sohn geboren worden, der den Vornamen des Vaters, Otto, erhielt, während der zweite, 1854 zur Welt gekommene Reinhold, nach dem früh verstorbnen jüngern Bruder Ludwigs getauft wurde. Sein Familienleben gestaltete sich durch das kräftige Emporwachsen dieser Knaben nach seines Herzens Wünschen. In seinen Briefen sprach er noch immer gelegentlich von der Heimkehr nach Eisfeld, und man kann sich der Vorstellung nicht ganz entschlagen, daß ein erneuter längerer Aufenthalt auf seinem prächtig gelegnen, noch ungeteilten Gartengrundstücke in Eisfeld ihm körperlich wohlgethan haben würde. Anderseits war ihm Dresden mit seinen Umgebungen durch die Erlebnisse eines Jahrzehnts zur neuen Heimat geworden, und er gestand sich ein, daß, wenn auch im Kunstleben einer größern Stadt unendlich viel Affektation mit unterlaufe, doch selbst diese Affektation zum Beweis diene, „daß die Kunst eine Macht ist." (An Karl Schaller, Dresden, am 12. Juli 1856). Er mochte die künstlerischen Eindrücke nicht entbehren; er hatte sich im ganzen sein Leben so gestaltet, daß nur das Beste und Erquicklichste des Dresdner Kunsttreibens an ihn herankam, daß er näher nur mit einem kleinen Kreise verkehrte, das Theater und die Künstlerwerkstätten nur besuchte, wenn er sich einen innern Gewinn davon versprechen durfte.

Nachdem Ludwig im Winter von 1852 auf 1853 in einem Gartenhause des Kunstgärtners Seidel gewohnt hatte, dessen Wintergarten mit tausend hochstämmigen Azaleen, Kamelien und Rhododendren ihm einen öfter gerühmten Augenschmaus bereitet hatte, siedelte er im Mai 1853 nach Loschwitz über, wohin ihn die Hoffnung und der Wunsch zog, im Laufe des Sommers ein neues Drama zu beenden. Gestalt und Geschichte der schönen Baderstochter von Augsburg standen wieder einmal anschau-

Digitized by Google

lich vor seiner Seele, und es drängte ihn, eine neue Gestaltung des Stoffes zu versuchen, mit dem er rang wie Jakob mit dem Herrn: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn.“ Der verflossene Winter hatte ihm mancherlei neue Bekanntschaften gebracht; noch im April, kurz bevor er nach Loschwitz ging, führte ihm Heydrich Professor Weiße aus Leipzig zu, der dem Dichter eine ungeheuchelte und tiefe Verehrung entgegenbrachte. Der Verkehr mit Auerbach war um so lebhafter gewesen, als Auerbach damals einen letzten Winter in Dresden zuzubringen und sich im nächstfolgenden Jahre irgendwo in Schwaben anzukaufen beabsichtigte. Zu den häufigern Besuchern gehörte auch Wilhelm Wolfsohn, der sich auf dem Gebiete des Dramas zu versuchen begann und, wie eine Reihe der besten und ernstesten unter den jüngern Poeten, in Ludwig einen Meister ehrte.

Die Arbeit an einer neuen Gestaltung des Bernauerstoffes, die Ludwig sich für die Sommermonate in Loschwitz vorgesetzt, und von der er gehofft hatte, sie in raschem Zuge zu Ende zu führen, wurde weder durch gesellige Zerstreuungen noch durch Krankheit des Dichters, aber durch Bedenken unterbrochen, die Ludwig von außen kamen. Es war die Zeit, wo eine Reihe deutscher Bühnen abwechselnd Friedrich Hebbels „Agnes Bernauer“ und Melchior Meyrs „Herzog Albrecht“ zur Aufführung brachten. Auerbach, der immer Praktische, schüttelte den Kopf zu dem Plane, jetzt mit einer dritten Agnes an die Bühnenleiter heranzutreten, so freudig gerade er als Widersacher Hebbels es gesehen haben würde, wenn Ludwig des letztern Trauerspiel mit einer volkstümlichern Handlung und einem glücklichern Schlusse übertrumpft hätte. Wohl nahm Ludwig nun einen alten Schauspielplan, dessen Anfänge ins Jahr 1846 zurückreichten, „Das Wirtshaus am Rhein oder der tolle Heinrich,“ wieder auf und begann an diesem volkstümlichen Soldaten-

Digitized by Google

stück aus der deutschen Befreiungskämpfen zu arbeiten, aber er „kam nicht in die rechte Brutglut" (an Berthold Auerbach, Loschwitz, 18. Juni 1853). Die Kritiken, die er über die „Makkabäer" von den verschiedensten Seiten vernahm, konnten ihn nicht beirren, denn schließlich waren die meisten seiner Beurtheiler geneigt, höher von dieser Dichtung zu denken, als er selbst es in seinem Kunsternst und seiner bescheidnen Strenge vermochte. Er wurde durch alles, was über die „Makkabäer" öffentlich gesagt wurde, lediglich in dem schon zuvor gehegten Wunsche bestärkt, mit seinem nächsten Stücke einen dramatischen Fortschritt zu beweisen. Neue Gestalten drängten sich ihm aus der geheimnisvollen Tiefe seines erregten Phantasielebens vor Augen; die Geschichte der Maria Stuart, die er in diesem Sommer las, zeigte ihm auf der Stelle mit wundersamer Deutlichkeit die Schottenkönigin, ihren Gemahl Darnley und ihren unheimlichen Geliebten Bothwell und er hätte mit der Ausführung nur anfangen dürfen, wenn er nicht zugleich von dem immer wieder erwachenden Gedanken bewegt worden wäre, sich durch ein neues eifriges Studium Shakespeares, Lessings und der Alten neue Aufschlüsse über tragische Stimmung und tragische Notwendigkeit zu verschaffen. In den grüblerischen Zweifeln, die ihn hierbei überkamen, entschloß er sich endlich, „das Dramatische vor der Hand beiseite zu legen" und „im Roman oder in der Novelle künftigen dramatischen Produktionen eine Milchkuh zu erziehen." (An Ed. Devrient, Loschwitz, Juli 1853.) Er folgte hierin dem freundschaftlichen Rate Auerbachs, der ihm mit Fug versprechen durfte, seine erzählenden Schöpfungen rasch und zu den vorteilhaftesten Bedingungen unterzubringen. Doch machte er die Erfahrung, daß sich der Sprung aus dem dramatischen ins novellistische Gebiet keineswegs leicht und rasch vollzog, um so weniger leicht, als

Digitized by Google

die Dramengestalten, die „ihren Leib von ihm verlangten," sich nur allmählich verscheuchen ließen.

Aus diesem Sommer, den Ludwig auf der Höhe von Loschwitz, in einem mitten in Weinbergen, unter Obstbäumen gelegenen Häuschen verbrachte, aus dem er einen schönen Blick auf Dorf, Elbstrom und Stromthal bis hinüber zu den blauen Höhen im Süden von Dresden genoß, stammen auch meine frühesten persönlichen Erinnerungen an den Dichter. Bald nach Pfingsten 1853 war ich, damals noch ein halber Knabe, den harte Familienschicksale allzu früh auf eigne Füße gestellt und auf autodidaktische Bildungspfade gedrängt hatten, mit der Empfehlung eines Leipziger Freundes zu Moritz Heydrich gekommen, und dieser fand soviel Wohlgefallen an meiner jugendlichen Zuversicht und an meinem Enthusiasmus für die echten poetischen Bestrebungen jener Tage, daß er sich freiwillig erbot, mich zu Otto Ludwig zu führen. Ich würde, bescheiden wie ich bei aller Anmaßung der Jugend war, die Bitte um diese brennend ersehnte Gunst, die nach Ludwigs Wünschen nur wenigen gegönnt wurde, nicht gewagt haben, deren Möglichkeit mir doch auf dem ganzen Wege von der Dresdner Neustadt bis zu Heydrichs kleinem Grundstück vor der Seele gestanden hatte. Freudig bewegt und nicht ohne Bangen folgte ich meinem Gastfreunde allerhand Weinbergswege und steile Treppen empor, die ich heute nicht wieder zu finden wüßte, während das Gemach, in dem ich den bewunderten, leidenschaftlich verehrten Dichter der „Makkabäer" zuerst erblicken sollte, mit allen Einzelheiten treu in meiner Erinnerung steht. Der lange Sommernachmittag neigte sich schon zum Abend, Ludwig stand beim einzigen Fenster des Zimmers hinter einem Tisch, auf dem sich ein Stehpult erhob. Die hohe Gestalt, in einem hellen, wie mir schien leinenen Sommerrock, gegen den sich das dunkle Haar und der dunkle Voll-

Digitized by Google

bart des mächtigen Kopfes kräftig abhoben, zeigte damals ebenso wenig als die Züge des männlich schönen Gesichts eine Spur von Krankheit. Ich hatte den Eindruck einer bei äußerster Schlichtheit imponierenden Erscheinung, und die milde Freundlichkeit, mit der Ludwig den jungen Ankömmling aufnahm, gab mir rasch die Sprache zurück, um eine Reihe von Erkundigungen des Dichters nach Leipziger Persönlichkeiten und Verhältnissen beantworten zu können. Wie im Halbtraum suchte ich mir währenddes Haltung, Bewegung, Blick und Ton des Dichters einzuprägen, den ich damals nur eine Viertelstunde zu sehen und zu hören glaubte. Und wie es in solchen Viertelstunden zu gehen pflegt, sah ich mehr, als ich sehen wollte, bald an Otto Ludwigs Haupt vorüber durch das Fenster ins Freie, wo ich grüne Baumwipfel und dahinter farbige Wolkenstreifen wahrnahm, bald auf den Tisch unter seinem Stehpult, wo eine Reihe von Büchern stand, deren Titel ich mir sofort unverlierbar einprägte: Beckers Weltgeschichte, einige Bände Shakespeare in der Schlegel-Tieckschen Übersetzung, ein Band Goethe und Eduard von Bülows „Novellenbuch." Alles das könnte ich heute noch malen, und genau besinne ich mich, daß mir das Zimmer für Ludwigs stattliche Figur viel zu eng vorkam, während der Dichter freilich mit voller Behaglichkeit die Pfeife, die er bei unserm Kommen in eine Ecke gestellt hatte, wieder in Brand setzte. Das Gespräch nahm bald eine Wendung, die mir sofort einen tiefen Blick in Ludwigs Eigenart und Lebensanschauung gewährte. Es war von einer geistreichen und vielgeschäftigen Dame die Rede, die ich, solcher Erscheinungen noch ungewohnt, allzu jugendlich gepriesen hatte. Plötzlich wandte Ludwig sich mir zu und sagte mit leichtem Kopfschütteln: „Sie wissen, ja Sie ahnen noch nicht, was eine schlichte Natur, ein echtes Weib bedeutet, aber Sie werden es erfahren."

Digitized by Google

Und im weitern Verlauf derselben Unterredung fiel das gewichtige Wort: „Ein Auge zu haben, das von keinem, aber auch gar keinem Schein geblendet wird, muß der Dichter als die höchste Gottesgabe betrachten.“ Ich wußte damals nicht, in welchem Zusammenhange diese und manche verwandte Äußerungen Ludwigs mit seiner wachsenden Shakespeareerkenntnis und Shakespearebewundrung standen.

Moritz Heydrich, der wohl wahrnehmen mochte, wie schwer mir der rasche Abschied von dem kaum erblickten großen Dichter wurde, unterbrach plötzlich die Unterredung mit dem Vorschlage den Abend in seinem Hause gemeinsam zu verbringen. Ludwig nickte beifällig, rief seine junge Frau herzu und stellte mich dieser vor. Es wurde verabredet, daß Ludwig sofort mit uns hinabgehen, Frau Emilie aber später nachfolgen sollte. Wir brachen alsbald auf, und im Freien hatte ich erneute Gelegenheit, die prächtige Erscheinung Ludwigs, die schlichte Würde seines Auftretens zu bewundern. Wir sollten aber das Häuschen Moritz Heydrichs nicht erreichen ohne daß sich noch eine sehr bezeichnende Episode abspielte. Wir waren eben die Treppe neben einem Weinbergsgrundstück hinabgestiegen, als sich uns ein wunderlicher Gesell in den Weg stellte, der mir als „Schriftsteller Koch“ genannt wurde, und der halb vertraulich halb unterwürfig dem sehr ernst und gerade nicht ermutigend dreinschauenden Ludwig eröffnete, daß er bitten müsse, eine Stunde zu bestimmen, in der er — Koch — dem Dichter seine Tragödie vorlesen könnte. Ludwig bemerkte kurz, daß er in nächster Zeit schwerlich Muße zum Anhören dieses Werkes finden werde. Der Autor schien diese Zurückweisung nicht verstehen zu wollen und sagte endlich mit einem gewissen zudringlichen Cynismus, daß es ihm eben nur darauf ankomme, bei Theaterdirektionen und Schauspielern sagen zu können, daß Otto Ludwig von

Digitized by Google

seinem Werke Notiz genommen habe. „Es ist ja ein geringer Gefallen, um den ich bitte," fuhr der Herr fort, „und ich weiß ja wohl, daß das Stück keinen Schuß Pulver wert ist, aber —" „Nun, wenn Sie schon wissen, daß das Zeug nichts taugt, warum wollen Sie mich noch behelligen?" gab Ludwig scheinbar ganz ruhig, aber mit einem eigentümlichen Blick auf den Bittsteller zur Antwort und ließ weiter wandelnd den Verblüfften am Wege stehen, indes wir ihm nacheilten. Der kleine Vorfall aber ward Anlaß, daß der größre Teil des Abends in sehr ernsten Gesprächen über die sittlichen Pflichten alles Künstler- und Schriftstellertums verging, wobei Ludwig anfänglich in seiner kurzen, lakonischen, andeutenden Ausdrucksweise, dann in immer rascherm Redeflusse darlegte, daß das mindeste, was vom Schaffenden gefordert werden müsse, das eigne Erfülltsein vom Gegenstande, der eigne Glaube an die Wahrheit des Erstrebten bleibe. „Das ist für die Kunst noch nichts, für das Gelingen keine Bürgschaft, aber wer so anhebt und es ehrlich meint, wird ja meist merken, wieviel und wo es ihm fehlt. Schlimm genug, wenn einer Fratzen malt, wo er Gesichter herausbringen will, aber viel schlimmer, wenn er weiß, daß unter seinen Fingern nichts andres entstehen kann, und doch drauf lospinselt, weil er meint, die dumme Welt damit betrügen zu können. Und zudem ists wunderlich, die Welt ist gar nicht so dumm, und meist merkt sie dem frechen Sudler ab, daß er sich noch über sie lustig macht. Wenn die Leute nur immer den rechten Mut hätten, zu sagen, was sie sehen." Heydrich erinnerte an Andersens Märchen von den Kleidern des Kaisers, Ludwig lachte gutmütig und meinte: „Freilich, freilich, es laufen ihrer viele nackt und gerupft umher, die man nicht anrufen darf." — Von dem Nachklang der Begegnung draußen kamen wir an dem frugalen Abendtische bald los, es war von

Digitized by Google

neuern und neusten Dichtungen die Rede, Ludwig sprach schwere Bedenken über den unerhörten Erfolg des Redwitzschen Gedichtes „Amaranth“ aus. „Welch eine Verweichlichung, Versüßlichung und Verbildung des Publikums gehört dazu, um einem so schwächlichen Werke eine solche Auflagenzahl zu sichern! Die Dichter sollen und müssen jetzt acht haben, auf dem Wege der Verwöhnung und der Nachgiebigkeit gegen die Launen der Unnatur keinen Schritt mehr zu thun — es sind der Schritte schon zuviel zurückgelegt worden.“ Dazwischen fiel durch den Hauswirt veranlaßt, der auf seinem Klavier die Ouverture zur „Entführung aus dem Serail“ spielte, die Rede auf Mozart, und ich, der damals noch nichts von Ludwigs musikalischer Vergangenheit wußte, hatte Gelegenheit, über die Vertrautheit des Makkabäerdichters mit Mozarts dramatisch-musikalischen Schöpfungen zu erstaunen. Dann kam eine Stunde, in der wir alle einsilbiger wurden, Ludwig schweigend durch das offne Fenster in die stille Nacht hinaussah. Als er sich mit seiner Frau zum Heimgang nach seiner Wohnung erhob, reichte er mir herzlich die Hand, und behielt meine Hand einige Minuten in der seinen: „Gute Nacht, und weil Sie morgen schon reisen, leben Sie wohl. Sein Sie tapfer, und wenns sein kann, auch heiter.“ Der Welt- und Seelenkundige hatte mir in den wenigen Stunden, in denen ich kein Wort von meinen persönlichen Schicksalen gesprochen hatte, doch rasch abgelauscht, daß es meiner Jugend an Heiterkeit gebrach.

Einen unauslöschlichen Eindruck, der kräftigend und erhebend wirkte, nahm ich aus dieser Begegnung mit hinweg, noch nach Monaten konnte ich merken, daß jedes von Ludwigs Worten, selbst ein ganz leichthin zufällig gesprochnes, als ein Gewicht in meine Brust gefallen war. Erst zwei Jahre später war es mir vergönnt, bei einem Winteraufenthalt in Dresden

Digitized by Google

Ludwig wiederzusehen, von ihm freundlich aufgenommen zu werden. Jede Stunde, die ich dann in seinem schlichten Arbeitszimmer in dem Gartenhause der äußern Rampischen Gasse, in dem er jahrelang wohnte, bei ihm zubrachte, und in der er mich durch seine ruhige Güte zu zutraulicher Mitteilung meiner Meinungen, Wünsche und Pläne zu veranlassen wußte, ward lehrreich und erziehend; ich schaute mit Verehrung auch dann zu ihm empor, wenn ich ihn im Augenblick nicht völlig verstand. Als ich ihm 1858 meinen ersten größern poetischen Versuch, die erzählende Dichtung „Jerusalem," zugesandt hatte und nun im Sommer 1858 wieder zu ihm kam, bangte ich vor seinem gleichwohl heimlich ersehnten Urteil dermaßen, daß ich mir wenigstens für den ersten Besuch dies Urteil noch ersparen wollte. Ich führte deshalb einen Freund, von dem ich Ludwig schon früher gesprochen hatte, und der ihn zunächst als Landsmann interessierte, den geistvollen Musiker Felix Dräseke bei ihm ein. Dräseke, ein Enkel des gefeierten Kanzelredners Bischof Dräseke, war in Koburg geboren, und sein Vater lebte als Superintendent in dem Eisfeld nahegelegnen koburgischen Städtchen Rodach. Ludwig verriet in einer Folge von Fragen seine fortdauernde Teilnahme an Zuständen und Menschen seiner Heimat. Er erzählte Dräseke auch, daß er noch immer einen Garten in Eisfeld besitze (es waren die letzten Monate, in denen er das so lang bewahrte und im Herzen gehegte Kleinod sein nennen durfte), aber dann sprang er auf Kunstfragen über und äußerte sich zunächst über die musikalischen Erscheinungen des Tages. Er verhehlte seine beharrlich festgehaltene Gegnerschaft gegen Wagner, die unsern Ohren nicht lieblich erklang, auch heute nicht, forderte aber unsern Widerspruch lächelnd heraus und hielt uns nur soweit Widerpart, als nötig war, um alles zu erfahren, was wir dachten. Plötzlich setzte er

Digitized by Google

die Pfeife ab, der er, Dräseke oder mir zuhörend, kleine stoßweise Wolken entlockt hatte, und sagte mit dem tiefsten Ernst: „Sie sollen recht haben, der Mann hat aus sich gemacht, was irgend in seiner Natur lag, doch Sie werden erleben, wie der Rausch, in den er die Jüngern versetzt hat, notwendig endet. Aus Mozart konnte ein Beethoven herauswachsen, das war natürlich, organisch, und für die Kleinern wie Hummel und Reichardt blieb auch noch Raum. Ihr Wagner aber hat die Musik in eine Sackgasse geführt, aus der sobald kein Herauskommen ist." Dann, als ob er nicht wünschte, das Thema weiter zu verfolgen, sprach er von den geheimnisvollen Nachwirkungen künstlerischer Irrtümer überhaupt, und auf einmal sahen wir uns mitten in der Dekomposition und Kritik des Schillerischen „Wallensteins." Eine Stunde und länger entrollte der Dichter ein Bild des geschichtlichen Wallenstein, wie er ihn sah, und hielt den Schillerischen dagegen. Wie oft habe ich in den letzten Jahren beim Lesen und Enträtseln der Niederschriften von Ludwigs „Shakespearestudien" an jenen Abend zurückdenken müssen, an dem es mir dem fesselnden Zauber von Ludwigs Rede gegenüber mehr und mehr zu Mute wurde, als ob der unheimliche kaiserliche Feldherr im Scharlachmantel, wie ich ihn auf dem Bilde im Friedländer Schlosse so oft gesehen hatte, aus einer der Ecken des Gemachs hervortreten müsse. So ganz erfüllt war der Dichter von seinem Gegenstand, daß kaum eine Unterbrechung im lebendigsten Fluß seiner Rede eintrat, daß er, wenn sie eintrat, längst an dem kalten Pfeifenrohr sog, und daß er die modulationsreiche, mild gedämpfte Stimme mehr als einmal zu gewaltiger Kraft steigerte. Als wir, wunderbar bewegt, endlich an den vergessenen Aufbruch und Abschied dachten, wandte er sich plötzlich noch einmal zu mir und sagte ein wenig zögernd: „Sie haben mir Ihr Gedicht

Digitized by Google

„Jerusalem" geschickt, ich habe es gelesen. Sie beherrschen die Sprache recht ungewöhnlich. Und auch sonst — in der Beschreibung vom Tempelbrand und in dem Psalm, da ist etwas!" Er wünschte Dräseke und mir gute Nacht, und wir gingen davon. Mir aber klang sein Urteil nach, und ich war weit davon entfernt, mir an seinem milden Lobe genügen zu lassen. Die unausgesprochene Kritik hatte ich ihm, während er sprach, von der klaren Stirn und aus den dunkeln auf mich gerichteten Augen gelesen, er fand das Gedicht zu rhetorisch und deskriptiv und vermißte den echt epischen Ton. Das Nachdenken über den Sinn seiner wenigen Worte ward mir fruchtbar; ich erfuhr übrigens nur, was alle jüngern Männer, denen Otto Ludwig ernstliche Teilnahme gönnte, mit ihm erlebt haben. Er wußte wie wenige durch die einfachsten Winke, durch ein plötzliches Licht, in das er Thun und Lassen des andern rückte, die stärkste Nachwirkung zu erreichen; ohne daß ein scharfes Wort fiel, empfing man den Eindruck schärfster Bestimmtheit der Forderung und des Urteils; wer überhaupt ein künstlerisches Gewissen hatte, dem wurde es sicher durch Ludwig geweckt. — So oft ich in den folgenden Jahren an seine Thür klopfte, so oft ging ich mit dem Gefühl innerlicher Bereicherung wieder von dannen. Alles, was er sprach und oft nur leise andeutete, quoll aus der Tiefe des Lebens, nichts erschien unbedeutend oder gehaltlos. Ich konnte damals, in den letzten fünfziger und ersten sechziger Jahren, nicht ahnen, daß mir über ein Vierteljahrhundert später vergönnt sein würde, das Lebensbild des Dichters zu zeichnen, aber so eindrucksvoll, so charakteristisch war jede Begegnung, jede Unterredung, so gut ließ sich jede im Herzen und im Gedächtnis bewahren, daß mir viele Jahre später aus Briefen und Tagebuchblättern doch immer das unvergeßliche mächtige Haupt lebendig hervorschaute und

Digitized by Google

die gewinnende Stimme wieder herausklang. Ich besuchte Ludwig zuletzt, als ich im Sommer 1862 von Jena aus, wo ich damals meinen Studien oblag, zur Feier des großen Festes zu Ehren Julius Schnorrs von Carolsfeld, das im Park von Siebeneichen stattfand, auf einige Wochen nach Dresden gekommen war. Ich mußte dem Dichter, der damals schon schwer leidend war, und den ich im Gärtchen vor seinem Hause im Lehnstuhl traf, von den Vorbereitungen viel erzählen, die die jüngere Künstlerwelt, und darunter mehr als einen seiner jüngern Freunde, in große Bewegung versetzten. Er kannte den Schauplatz, auf dem das von mir gedichtete allegorische Festspiel in Szene gehen sollte, aus seinen Meißner Tagen genau, freute sich unsers entschlossenen Eifers, unterdrückte aber schließlich die Bemerkung nicht: „Das heißt nun Ehre und Dank der Welt! Da hat der alte Meister zehn Jahre seines Lebens aufgewandt, um die Bilderbibel zu vollenden, und nun muß er euch jungen Leuten noch einen Tag herhalten, damit ihr euern Spaß habt.“ Ich erwiderte ihm zwar mit großem Feuer, daß wir nichts wollten, als ein lebendiges, weithin sichtbares Zeugnis unsrer Verehrung ablegen, aber ich hatte die bestimmte Empfindung daß es unmöglich sein würde, ein Ludwigfest zu feiern, auch wenn der vor mir sitzende kranke Mann ganz gesund wäre und alle seine begonnenen Schöpfungen vollendet hätte. — Als ich im Herbst 1864 nach Dresden zurückkehrte, war Ludwig schon so leidend, daß er nur selten Besuche annehmen konnte, und so sah ich ihn erst auf dem Totenbette am Morgen vor seiner Bestattung wieder. — —

Um die gleiche Zeit, um die meine persönlichen Erinnerungen an Otto Ludwig anheben, lernten ihn trotz seiner Zurückhaltung auch andre näher kennen, denn für gewisse Überzeugungen stand der Dichter der „Makkabäer“ im Mittelpunkte der lebendigen und emporstrebenden Litteratur. Der Sommer von 1853

Digitized by Google

brachte Ludwig eine Freude, die mit seinen Heimat- und Jugenderinnerungen zusammenhing. Sein alter Ambrosius, der Eisfelder Amtsregistrator, hatte sich auf den Weg gemacht, um sich persönlich von der Lage seines ehemaligen Schülers und vom Wohlbefinden seines Patchens (Ludwigs Erstgebornem) zu überzeugen. Er wurde mit Jubel bewillkommt, und Ludwig zeigte ihm nach Kräften persönlich die Kunstschätze und Herrlichkeiten Dresdens und fühlte sich durch ihn noch einmal versucht, an eine wenigstens zeitweilige Rückkehr nach Eisfeld zu denken. — Ein ganz andrer Besuch fand sich im September ein, und über diesen berichtete Ludwig an den inzwischen längst heimgekehrten Ambrunn: „Nicht zu vergessen, daß Liszt aus Weimar Heydrich und mich in Loschwitz besucht hat. Tags darauf waren wir bei einem Herrn Pohl (dem Musikschriftsteller Richard Pohl), einem seiner Verehrer in Dresden, wo wir nebst noch zwei intimern Freunden Liszt und den alten berühmten Geigenvirtuosen Lipinski fanden. Hier spielte Liszt uns einiges. Einige Tage später war er wieder hier in Loschwitz und spielte auf Heydrichs altem Kasten. Ich wünschte dich zu uns, ich glaube kaum, daß es je wieder einen solchen Klavierspieler geben wird. In Dresden hat er nicht weiter gespielt, als bloß vor uns." (An Ambrunn, Loschwitz, 24. September 1853.)

Im Oktober 1853 bezog Ludwig die schon mehrerwähnte Dresdner Stadtwohnung Äußere Rampische (jetzt Pillnitzer) Straße 35, die den Vorteil großer Stille und eines zwischen dem Haupthaus und dem vom Dichter bewohnten Gartenhaus gelegnen Gartens darbot. In dieser Wohnung wurde ihm 1854 sein zweiter Sohn Reinhold geboren, dessen Pate Moritz Heydrich war. In ihr entstanden die letzten Schöpfungen, deren Vollendung Ludwig von seinem dunkeln Geschick gegönnt wurde, sie war die Werkstatt voll ange-

hauener Blöcke, die Entstehungsstätte einer so gewaltigen Reihe begonnener, nur zum Teil ausgeführter, selbst in ihrer Unfertigkeit geheimnisvoll anziehender und imponierender Werke, wie die deutsche Litteratur keine zweite aufzuweisen hat.

Im Winter von 1853 auf 1854 begann Ludwig zunächst die thüringische Erzählung „Die Heiterethei" zu entwerfen, die er dann im Sommer 1854 unter fortgesetztem freundschaftlichem Ermahnen und Drängen Auerbachs zu Ende führte. Es waren Heimaterinnerungen aller Art, die bei der Komposition und Ausführung dieser Erzählung aus lange verborgen und gleichsam erstickt gewesenen Quellen über ihn hinrieselten und strömten, und in denen er sich der alten Lust des Detaillierens umso unbefangner überließ, als die plötzliche Befreiung von den strengen Forderungen des Dramas wie berauschend auf ihn wirkte. Die Geschichte der Heiterethei und des Holderfritz, eines einfachen, schönen Menschenpaares, das halb durch den angebornen Trotz braver, tüchtiger und vollsaftiger Naturen, halb durch den kleinstädtischen Klatsch auseinander gehalten wird, wirkt in all ihrer Breite doch nicht ermüdend, weil die hunderte der Einzelzüge, die den Fluß der Erzählung aufhalten, vom goldensten Gemüt erhellt werden. Der „höchste Aufwand von psychologischer und ethnographischer Treue" den H. von Treitschke in seiner Charakteristik Ludwigs der Geschichte, die er dürftig schilt, zum Vorwurf macht, schloß doch die volle und echte Künstlerarbeit ein, durch die alles in Fleisch und Blut lebendig geschauter Gestalten verwandelt wird. Ludwig lag nichts ferner, als der Dorfgeschichtenmode zu huldigen, aber er hatte die Empfindung, daß es der Poesie nicht unwürdig sei, verschwindende Sitten und Zustände, in denen zweifellos manches Stück Menschenschicksal befangen und beschlossen war, noch einmal abzuspiegeln und festzuhalten. Auerbach, der

Digitized by Google

vergebens zuerst die Cottaische Buchhandlung für den Verlag der Ludwigschen Erzählung zu interessieren suchte, vermittelte den Ankauf der fertigen Novelle bei dem Verleger der „Kölnischen Zeitung," in deren Feuilleton die „Heiterethei" vom Neujahr 1855 an zum Abdruck gelangen sollte. Es war immerhin ein Entschluß der Zeitung, der ihr Ehre machte, denn eine Feuilletonerzählung im Sinne der meisten Redactionen und Leser war die Thüringer Geschichte wahrlich nicht.

Wie wenig Ludwig selbst sein eigenstes Bedürfnis nach dem Schönen und nach dem Charakteristischen in der humoristischen Erzählung befriedigt hatte, verrät ein ausgeführtes Planheft zu „König Darnley" aus dem Juni 1854. Wären die Forderungen des Lebens an den Dichter, der jetzt sein kleines Vermögen nahezu erschöpft hatte, nicht allzu dringend gewesen, so würde er versucht haben, an dem genannten dramatischen Plan, seiner „Maria Stuart", festzuhalten. Da er aber aus Erfahrung wußte, welche Kluft bei ihm den ersten feurigen Anlauf und die völlige bühnenmäßige Ausgestaltung trennte, so legte er den Plan nach einigen Monaten wieder beiseite und gab dem wohlgemeinten Drängen Auerbachs, den von verschiednen Seiten an ihn gestellten Aufforderungen zu Erzählungen nach. Die „Heiterethei" erhielt ihr Widerspiel in der humoristischen Novelle „Aus dem Regen in die Traufe," die Ludwig Laistner viele Jahre später bei ihrem Abdruck im „Neuen Deutschen Novellenschatz" die „in sich vollendetste und gattungsmäßigste von Ludwigs novellistischen Arbeiten" nannte; im Verlauf des Jahres 1855 aber gelang Ludwig Entwurf, Ausführung und Abschluß seiner großen tragischen Novelle „Zwischen Himmel und Erde," die weiten Lebenskreisen die Krone aller seiner Schöpfungen geblieben ist.

Die in ihrer Art einzig dastehende Erzählung Ludwigs sollte dem Dichter nicht nur den weitreichend-

Digitized by Google

sten und nachhaltigsten Erfolg bringen, sondern auch ebenso der Gegenstand eines leidenschaftlichen Enthusiasmus wie einer gereizten Polemik werden. Während die unbefangnen und einigermaßen ernsten Leser der tiefen und erschütternden Dichtung sich willig dem Eindruck der eigenartigen Erfindung, der meisterhaften Charakterdarstellung in den Gestalten der ungleichen Brüder, des blinden Vaters der beiden und der von ängstlicher Gewissenhaftigkeit und frecher Gewissenlosigkeit um die Wette geopferten Christiane überließen, stritten die naturalistisch Gestimmten mit einer Art Fanatismus für die Äußerlichkeiten der Erzählung, die genauen Schilderungen des Schieferdeckergewerbes und die Haarschraube des Federchensuchers Apollonius, und empörten sich umgekehrt die angeblichen Vertreter des alten Idealismus der deutschen Litteratur gegen die Ausmalung der Zurüstungen auf Dach und Turm der Kirche und gegen einen Helden, der im Augenblick, wo die innerlich heiß Geliebte in seine Arme sinkt, von der dunkeln Vorstellung ergriffen wird, als könnte er ein Tintenfaß über Wäsche oder ein wertvolles Papier gießen. Auch die Genießenden und den ganzen mächtigen Gehalt der Dichtung Erkennenden empfanden den Druck der Enge, in die so gewaltige Leidenschaften zusammengepreßt sind, und spürten etwas vom Grauen des Alpensteigers, dem die starren Felswände immer drohender über das Haupt wachsen, während sich der Abgrund zu seinen Füßen bergetief öffnet. Doch wer hätte sich leugnen können, daß das Leben solche Konflikte einschließt, wer in Abrede stellen mögen, daß der gewagte Stoff dem Dichter Anlaß gegeben hatte, die volle Energie seiner Leidenschaftsergründung, die Tiefe und Wärme seiner Belebung des Einfachen und Unscheinbaren, die nur ihm gehörige Erhabenheit im Schlichten zu entfalten? Paul Heyse, dem niemand weder Mangel an Schönheitssinn noch feines Gefühl für das psychologisch

Digitized by Google

Mögliche absprechen wird, schrieb (München, 3. Dezember 1856) an Ludwig: „Ich habe nun doch darauf verzichten müssen, teuerster Herr Ludwig, Sie in diesem Sommer von Angesicht kennen zu lernen. — Es ist mir herzlich leid, daß ich es nicht zwingen konnte. Wie wenig von dem, was ich Ihrer Novelle verdanke, wird Ihnen aus diesen Zeilen entgegensehen. Und doch war sie in der Stille unsers märkischen Idylls wochenlang unser Gespräch und verleidete uns außer den Seidwylern alles andre, was sich für Roman oder Novelle ausgeben wollte. Ich habe Ihnen damals über manches Einzelne schreiben wollen. Da ich aber die Vormittage an meiner Esse stand und Verse schmiedete und die Nachmittage verrauchte, verschlief, verthat — ohne sie darum im mindesten „dreifach zu verachten" — so blieb zum Glück keine Zeit, Ihnen und mir mit nichtsnutzigen kleinen Bemerkungen lästig zu fallen. Ein Gefühl, das unsern Frauen bei aller herrlichen Größe des Werkes, die sie nicht genug anstaunen konnten, zu schaffen machte — und wahrscheinlich teilen sie es mit den meisten ihres Geschlechts — hatte mich nicht von fern angewandelt. Daß der Held Ihrer Geschichte sein Geschick zu erfüllen hat und eine absolute, menschliche, ideale Entwicklung des Verhältnisses über die Grenzen seiner Natur hinausgegangen sein würde, war mir außer allem Zweifel. Darum aber schien mir Ihre Dichtung eine so echte und ganze Novelle. — Ich kann mich noch jetzt, wenn ich der Höhepunkte Ihres Werkes gedenke, sogar physisch auf die Erschütterung zurückbesinnen, mit der mich das wunderbare Schicksal anrührte. Wie Orgelmusik, in welche sich vom Chor herunter Posaunen mischen, durchdröhnte michs feierlich und gewaltsam und melodisch zugleich. Dergleichen ist wohl in Prosa nie erschaffen worden."

Daß auch Naturen, die das Geheimnis der Ludwigschen Subjektivität nicht mit Künstlersinn zu deuten

Digitized by Google

wußten, von der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde“ ähnlich ergriffen wurden, dafür ließen sich mannigfaltige Zeugnisse beibringen. Ich erinnere mich eines Abends, an dem mir Otto Ludwigs wackrer Freund, der Rektor Klee in Dresden, von der Aufnahme des Buches in seinem Hause erzählte. Bei ihm lebte noch seine alte Mutter, die schon seit Jahren wenig mehr und fast nie etwas neues las. Auf das Drängen des Sohnes entschloß sie sich, die „Schieferdeckergeschichte“ zu lesen, und sie, die alte Frau, die sich sonst an wenigen Seiten genügen ließ, durchlas in stundenlangem Schweigen, empfindlich gegen die leiseste Störung, das Werk. Und als sie geendet hatte, sagte sie dem Sohne wie aus einem tiefen Traum auffahrend: „Das ist aber seltsam. Die Erzählung ist doch etwas ganz andres — aber ich bin so ergriffen gewesen, als damals, wo ich zum erstenmale den Werther Goethes las.“ Mit untrüglichem Instinkt hatte die Greisin herausgefühlt, daß der geheimnisvolle Strom echten Lebensblutes, höchster poetischer Unmittelbarkeit, der aus der Wertherdichtung heraus die Herzen aller Leser geschwellt hatte, auch durch diese Kleinstadtgeschichte vom Thüringer Wald rann.

Ludwig selbst wäre der letzte gewesen, der eine unbegrenzte Verehrung für seine Dichtung in Anspruch genommen hätte. Er räumte brieflich und mündlich ein, daß das Schicksal des Apollonius das Schicksal des Übergewissenhaften sei, er gab zu, daß der Kern der Tragik dieses Lebens in der scheuen und kleinlichen Verschämtheit des Helden liege, die ihm im Anfang Christianen gegenüber den Mund schließt, dem Bruder Fritz den Betrug und frechen Seelenraub erst möglich macht; er meinte selbst, daß die trübe Resignation des Schlusses nicht für alle gelten könne und nur für Apollonius das sittlich notwendige bleibe. Er hätte H. v. Treitschke nicht widersprochen, wenn dieser

Digitized by Google

geltend machte, daß die dargestellten rein menschlichen Empfindungen von kleinstädtisch konventionellen Begriffen durchsetzt seien. Gleichwohl hätte er erwidern dürfen, daß dieselbe Unfreiheit des Denkens und der Sitte, aus der heraus Apollonius den ethischen Konflikt löst, in den er gedrängt ist, das unwandelbare Geschick eines größern Teiles der Menschheit ist, und daß es schwere Bedenken hat, dem Dichter die warme Teilnahme und die gestaltende Freude just an diesem Teile untersagen zu wollen. Ludwig war nur zu geneigt nachdem er sich theoretisch in das Wesen des Epischen vertieft hatte, den freien Zug und Fluß des Begebenheitlichen in seiner Meistererzählung zu vermissen und ihre dramatische Spannung und Gewalt als einen Fehler zu betrachten. Ohne Frage enthält „Zwischen Himmel und Erde" stärkere dramatische Elemente, als sie der rein epische Stil fordert, und ist es gewiß, daß die Szenen auf dem Turm, wo der alte Nettenmayer Fritz zum Sturz in die Tiefe nötigen will, und der letzte Zusammenstoß der Brüder so gut wie der entscheidende Bruch der Eheleute am Bett des toten Kindes gewaltig wirkende Teile einer bürgerlichen Tragödie sein würden. Da jedoch andrerseits niemand im Ernst die Verwandlung der Erzählung in ein Drama, die theatralische Darstellung der innern Kämpfe des Apollonius und der erlösenden That im Gewittersturm fordern wird, so liegt in „Zwischen Himmel und Erde" einer jener Stoffe vor, die nicht rein in dem Begriff einer Gattung aufgehen. Wer mit uns der Meinung ist, daß, obschon der Dichter sich wohl hüten soll, die Grenzen unnötigerweise zu verrücken oder gemischte Wirkungen zu suchen, doch das Leben und die Poesie eher waren, als die poetischen Gattungen, und daß die Erweiterung einer Form, so oft sie aus dem unwiderstehlichen Drange echter Lebensdarstellung erwächst, nicht verneint werden darf, kann auch einer Schöpfung wie „Zwischen

Digitized by Google

Himmel und Erde" weder das Lebensrecht noch den Kunstwert absprechen.

Die rasche Abkehr Ludwigs von seiner Erzählung, die trotz ihres tragischen Stoffes, ihrer düstern Grundfärbung und ihres trüben Ausganges ungewöhnliches Glück machte und zwei Jahre nach ihrer ersten Veröffentlichung (Frankfurt a. M., 1858) bereits in zweiter Auflage erscheinen konnte, in die meisten europäischen Sprachen übersetzt wurde, wurzelte nicht bloß in der tiefen Bescheidenheit des wahren Künstlers, der das Beste was er gethan hat, für nichts erachtet dem gegenüber, was noch zu thun bleibt; nicht bloß in dem Wunsche, zu seinen eigentlichen Aufgaben, den dramatischen, zurückzukehren, sondern auch in den frühesten Wirkungen seiner Shakespearestudien. Es war nicht eine Redensart, wenn er schon 1853 an Eduard Devrient schrieb, daß die erneute kritische Beschäftigung seine Ansprüche an sich selbst bis zum Schwindeln erhöht hätte. Er ließ die Zuversicht nicht fahren, daß er über kurz oder lang allen diesen Ansprüchen mit lebendigen Schöpfungen genügen könnte, aber er empfand eine innere Notwendigkeit, sich ungeachtet der Einnahmequelle, die ihm die Novellistik durch Auerbachs freundschaftlichen Beistand und durch den ungeahnten Erfolg der Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eröffnet hatte, ganz wieder auf das dramatische Gebiet zu beschränken. Ludwig konnte jetzt im Sommer 1856 um so weniger ahnen, daß das letztgenannte Werk auch die letzte seiner abgeschlossenen Schöpfungen bleiben sollte, als er um diese Zeit noch entschlossen war, die kritischen Studien, die ihn mehr und mehr zu fesseln begannen, neben der schöpferischen Thätigkeit zu betreiben. Am 28. März 1856 war er vom Kabinetssekretariat des Königs Max von Bayern benachrichtigt worden, daß ihm der kunstsinnige Fürst auf ein Jahr ein Stipendium von siebenhundert Gulden (vierhundert

Digitized by Google

Thalern) verliehen habe, das er vom 1. April an beziehen sollte. Offenbar hatten Ludwigs einflußreiche Freunde, Geibel zumal, dem König davon gesprochen, daß der Dichter mit einer dramatischen Gestaltung der Geschichte der Agnes Bernauer beschäftigt wäre, von der man sich außerordentliches versprechen dürfte, und an deren Vollendung Ludwig durch materielle Sorgen behindert würde. Der König, der sich für die von Hebbel (1852) unternommene Bearbeitung dieses tragischen Stoffes lebhaft interessiert und später die Aufführung von Melchior Meyrs „Herzog Albrecht" angeordnet hatte, ohne seine Erwartungen von beiden Werken erfüllt zu sehen, knüpfte in Gedanken die Entschließung seiner Hilfe für Otto Ludwig allzusehr an die Ausführung gerade des Werkes, von dem man ihm gesprochen hatte. Ludwig fühlte bei dem Gedanken an materielle Sorglosigkeit seine Schwingen wachsen; mit der Nachricht von der königlichen Pension zugleich schrieb er (1. April 1856) an Heydrich: „Es scheint, mein ganzer Dichtdrang ist wieder aufgewacht. Und der ist notwendig, mich über die Kluft, die zwischen Theorie und Praxis, zwischen Kritik und Schaffen befestigt ist, wieder zurückzuflügeln und mir den Abstraktions- und Reflexionsstaub abzuwaschen, der mir fingerdick auf den Flügeln liegt." Doch so mutig er begonnen hatte, so zuversichtlich er noch ein paar Monate später war, „eine Insel der Poesie in sich zu entdecken, die die Zeit und andre Dinge verschüttet hatten," so hemmten zwei Umstände die wirkliche Vollendung des abermals neu entworfnen und in Angriff genommenen Dramas. Zuerst ward es der Dichtung verhängnisvoll, daß dem Dichter im Überreichtum seiner Phantasie zwei ganz verschiedne Gestaltungen des Stoffes, zwei in Empfindung, Anschauung, Handlungsführung und Charakterdarstellung gegensätzliche Dramen aufgingen, denen nur die eine Thatsache der Ehe des Herzogssohnes mit der

Digitized by Google

Baderstochter gemeinsam war. Um die Gestalt der Agnes aus der bloß rührenden Figur der Volksballade in eine tragische Heldin zu verwandeln, gedachte der Dichter seinem „Engel von Augsburg" einen Kern von Eitelkeit und Ehrgeiz zu geben, aus dem die Schuld mit überwältigender Gewalt aufsprießen und den frevelnd rasch geschlossenen Bund zerstören mußte, wofür sich Ludwig wiederum zwei Möglichkeiten mit erschreckender Deutlichkeit und bis in die kleinsten Züge darstellten. Er führte die überreich detaillierte, jedes Motiv durch ein neues Motiv noch stützende Handlung (die durch das bedenkliche Spiel mit dem Zauberspiegel, zu dem in der Exposition Agnes sich verleiten läßt, und das Gegenspiel der Isotta, dem complicirten Intriguenstück verzweifelt nahe gerückt und nur durch die Tiefe der Leidenschaft und die Lebensfülle in den Hauptcharakteren wieder darüber erhoben wird) bis zum dritten Akte durch, ohne die Stimme in sich selbst, die nach der einfachen, dem Stoff allein gemäßen Behandlung als Liebestragödie rief, völlig zum Schweigen bringen zu können. Sodann wurde der Dichter im Herbst 1856 von einem neuen Krankheitsanfall, einem Vorboten des spätern schweren Leidens heimgesucht, der ihn in der Arbeit an seiner Tragödie unterbrach. Und so wenig er daran dachte, sie aufzugeben, die Unterbrechung vielmehr wie eine „in ein Außending umgesetzte Gewissensmahnung" aufnahm, so war er doch für den Augenblick unfähig, sich sofort in eine neue, innerlich gleichwohl schon vollbrachte Umdichtung des ganzen Dramas hinüber zu schwingen.

Auch jetzt noch drängte es ihn, sich über seine Studien, die ihn durch Wochen und Monate fesselten, mit frischer poetischer That empor zu heben. Dem Jahre 1857 gehören zwei der eigentümlichsten und vielverheißendsten dramatischen Pläne Ludwigs an, die innerliche Gestaltung des Trauerspiels „Genoveva," der neben

Digitized by Google

den umfangreichen Planheften ein höchst lebendiges und farbenreiches Bruchstück von seelischer Tiefe und kräftigem Leben entstammte, und die großangelegte ebenso leidenschaftlich gespannte als farbenreiche Tragödie „Marino Falieri," deren ausgeführte mächtige Anfänge das tiefste Bedauern wecken, daß Ludwig auch diese nicht weiterzuführen vermochte, nachdem in ihrer Gestaltung eine Unterbrechung durch Krankheit eingetreten war. Dies wiederholte aus der begonnenen Ausarbeitung einer Dichtung mit einem schmerzlichen Ruck Herausgeschleudertwerden erzeugte bei Ludwig die Vorstellung, daß er sich in Besitz einer so sichern, so unfehlbaren Technik, eines so einfachen, nie versagenden dramatisch-theatralischen Apparats setzen müßte, daß es ihm in Zukunft nicht schwer fallen könnte, in den Pausen verhältnismäßiger Gesundheit und Kraft je ein dramatisches Werk im raschesten Zuge auszuführen. Die nächste Folge dieser Vorstellung war es, daß in den folgenden Jahren, den letzten in denen der Dichter eine längere Reihe gesunder, glücklicher Tage sah, die Shakespearestudien wieder in den Vordergrund seines Denkens und seiner Arbeit traten. Die Vertiefung in die Kunst Shakespeares sollte dem ernsten hochstrebenden Dichter der Gegenwart den Schlüssel zum Geheimnis ganzer und unfehlbarer dramatischer Wirkung gewinnen helfen. Mit täglich wachsendem Vertrauen auf die heilende und fruchtbringende Kraft dieser Studien überließ er sich ihnen nicht ausschließlich, aber monatelang; in grüblerischem Nachsinnen, in unablässiger Lektüre der Shakespearischen Dramen; in tagebuchartigen Niederschriften verfolgte er einen Weg, an dessen Ende er ein lichtes Ziel, eine völlige Erneuerung, eine Wiedergeburt seines dichterischen Menschen winken sah, wie er an Emanuel Geibel schrieb:

„Der Willkür des falschen Idealismus zu entfliehen war ich dem Naturalismus in die Hände geraten. Die

Digitized by Google

großen Mängel meiner frühern Versuche schrieben sich von einem Fehler her, in den ich gerathen war, um einem andern zu entgehen. Natürlich, daß ich, sobald ich jene Fehler erkannte, sie zu vermeiden strebte. Ich sah aber bald ein, daß mir dies nicht gelingen würde, ehe ich nicht die Ursache derselben entfernt hätte. Da diese nun als bereits in die innerste Natur meines poetischen Erfindens und Schaffens übergegangen sich erwies, blieb mir nur die Wahl, in meinem alten Irrwege fortzugehen, der, wie ich wohl begriff, endlich aus aller Poesie in die gemeinste Wirklichkeit führen mußte, oder meine ganze Natur zu revolutionieren. Die letztere Partie zu ergreifen war aber nur dann möglich, wenn ich eine längere Pause in der Produktion machen durfte. Ich darf auch wohl sagen, daß ich mit Energie den Prozeß der Wiedergeburt begann und in seinem Verfolge mir weder Trägheit noch Mangel an Ausdauer vorzuwerfen habe, denn die mannigfachen Störungen durch Kränklichkeit zu verhindern hing nicht von meiner Willkür ab."

An Julian Schmidt, an Rektor Julius Klee, an G. Freytag, an alle Freunde, mit denen er dauernd oder ab und zu in Briefwechsel stand, selbst an seinen alten Ambrunn in Eisfeld teilte er die Hoffnungen mit, die ihn in diesen ersten Jahren erfüllten und in längern Zwischenräumen auch in der spätern Leidenszeit wieder aufflammten.

Leider begann sich um den Ausgang der fünfziger Jahre der Lebenshorizont unsers Dichters mit immer dichtern, den hellen Lebensmut verdunkelnden Wolken zu umziehen. In seinem häuslichen Leben, das bei der Beschränkung des mäßigen Weltverkehrs, den er bis zu Ausgang der fünfziger Jahre unterhielt, mehr und mehr zu seinem ganzen Dasein wurde, fühlte er sich völlig befriedigt und glücklich. Noch im letzten Briefe, den er an K. Schaller richtete, durfte er ausrufen:

Digitized by Google

„Tausend Grüße von meiner Frau, die in Gesundheit unverändert, an Seelengüte und allen häuslichen Tugenden fortwährend wächst und mir trotz Sorge und körperlichen Schmerzen, die nicht klein, das Wort ermöglicht, daß ich nicht glaube, es könne jemand glücklicher sein als ich.“ Zu seinen schon kräftig und frisch heranwachsenden Knaben hatte sich, nachdem ein 1856 gebornes, Alma getauftes Mädchen ihm und seiner Gattin schon nach wenigen Monaten wieder entrissen worden war, 1858 wieder ein Töchterchen gesellt, die den Namen einer der rührendsten und lichtesten, dem Sinne Ludwigs und dem Grundton seiner Natur innerlichst verwandten Shakespearischen Frauengestalten, Cordelia, erhielt und deren Taufpathen Gustav Freytag und Frau Therese, Eduard Devrients Gattin wurden. Mit inniger Freude nahm Ludwig wahr, daß seine Kinder die Gesundheit der Mutter als Lebensmitgabe erhalten hatten, und in treuherziger, innerlicher Teilnahme belauschte er die Spiele, die kindlichen geistigen Regungen seiner „Teufelchen,“ wie er sie wohl scherzend nannte. Er verlor den Ernst und den pädagogischen Takt, der ihm angeboren war, und den er im Verkehr mit so manchen Erwachsenen unablässig bethätigte, den eignen Kindern gegenüber nicht. Aber wer ihn mit seinen Kleinen sah, empfand doch, daß der warme Odem weicher Zärtlichkeit für die Seinen die Seele des starken Mannes durchdrang, und alle, die ihn so zuerst kennen lernten, bewahrten die Einzelheiten davon wie einen Gewinn des eignen Lebens. Wer ihn kannte, der pries, wie Julian Schmidt das Gemüth, die Augen und die Gesundheit der Seele, die dem Dichter die Augen für jeden Quell der Freude offen hielten, auch wenn er viel entbehrte. In der That drückten neben dem wachsenden körperlichen Leiden schwere Lebenssorgen, Sorgen, die der Hinblick auf seine so fröhlich gedeihende Familie nicht mindern konnte, auf

Digitized by Google

den Dichter. Die bayrische Pension war nicht über das Jahr hinaus erstreckt worden, auf das sie ursprünglich gewährt worden war. Auch wenn Ludwig nicht in die Shakespearestudien gebannt, in ihnen gefangen gewesen wäre, so hätte er jetzt längst erkennen müssen, daß seine Art des Dichtens, seine Forderungen an sich selbst jenen litterarischen Erwerb, der die Sicherheit seines eignen Daseins und die Zukunft seiner Familie verbürgt hätte, schlechthin ausschlossen. Die Erzählung „Zwischen Himmel und Erde," die erfolgreichste aller seiner Arbeiten, hatte ihm doch nur wenige hundert Thaler eingebracht. Am Ende des Jahres 1858 sah er sich genötigt, sich des so lange festgehaltnen, mit seinen Erinnerungen und mit dem bescheidnen Selbstgefühl, doch einen Fleck Erde sein zu nennen, verknüpften Besitztums, seines Gartens in Eisfeld, zu entäußern. Sein alter Schul- und Spielkamerad Johannes Recknagel, der ihn wie jeder Eisfelder, der nach Dresden kam, im Jahre 1857 besucht hatte, war der glückliche Erwerber des Gartens, auf dem schon längst, durch das Bedürfnis des Dichters und seines Haushalts veranlaßt, mancherlei Lasten ruhten. Für Ludwig war es ein tiefer Schnitt ins Leben, daß er das Grundstück, das er freilich seit nun sechzehn Jahren nur im Traum mit Augen erblickt hatte, dessen Bild sich aber mit tausend geheimen Fäden aus seinem frühern in sein gegenwärtiges Dasein hinüberspann, fortan missen sollte. Die wenigen tausend Gulden, die der Garten ihm brachte, der letzte Rest seines Vermögens, konnten voraussichtlich die Sorge nur eine gewisse Zeit von der Schwelle des Dichters fernhalten, und Ludwig hoffte um so zuversichtlicher, daß ihm in dieser Zeit gelingen würde, ein großes Drama zu vollenden, als sich eben jetzt mitten zwischen den Shakespearestudien der poetische Trieb in seinem Blute mit

Digitized by Google

Macht wieder zu regen begann, und er Mut faßte, noch einmal, ein letztesmal die Bernauertragödie zu beginnen und auszugestalten. Und diesmal sollte es dem innersten Wesen und Sinn der Volksüberlieferung, dem eigentlichen Kern der ganzen Bernauergeschichte entsprechend wiederum eine verwegne Liebestragödie werden, die Darstellung und der tragische Ausgang „einer waghalsigen Liebe, deren süße Frucht am Rande einer Schlucht gepflückt wird," die Liebe zweier heißblütiger Menschen, „die sich gegen den Weltwillen verbinden, aber an ihm scheitern, denen die Gefahr den Liebesmut zum Trotz erhebt," sollte es die Darstellung einer frevelhaften aber schönen Liebe auf dem Hintergrunde einer heißblütigen Zeit voll sinnlicher Kraft und gewaltiger Leidenschaft werden. In voller Reife war der Dichter zu dem Gefühl und der Anschauung zurückgekehrt, die ihn in früher Jugendzeit mit einer gewissen Beseligung erfüllt hatte. Wer den allein abgeschlossenen ersten Akt dieser letzten Gestaltung mit dem immerhin genialen und farbenreichen Fragment von 1856 vergleicht, dem bleibt kein Zweifel, daß die mächtig sich regende Phantasie dem Dichter den rechten Weg wies, und daß einzelne Wendungen und Ausdrücke, in denen das allzu ausschließliche Studium Shakespeares zu Tage trat, leicht zu beseitigen gewesen wären.

In diesem Sommer von 1859 nahm das Leben des Dichters noch einmal einen frohern und wechselreichern Aufschwung. Das Gastspiel der genialen Wiener Tragödin Julie Rettich, die nicht versäumte, die Bekanntschaft des Dichters der „Makkabäer" zu suchen, führte Ludwig wiederholt ins Dresdner Hoftheater, die Gespräche mit der bedeutenden Frau wirkten erfrischend und anregend, und so wenig Ludwig den Enthusiasmus der Wiener Hofschauspielerin für Friedrich Halm teilen konnte und mochte, so empfand er

Digitized by Google

die poetiſche Tiefe, die gewaltige Darſtellungskraft der Künſtlerin in ihren Geſprächen. Sie konnte ihm berichten, daß am Wiener Burgtheater die Wiederaufnahme ſeiner beiden Trauerſpiele, des „Erbförſters“ und der „Makkabäer“ bevorſtehe, ſie konnte, was wenige Zeit ſpäter auch durch ihren jungen, für Ludwig leidenſchaftlichen erglühten und begeiſterten Kollegen Joſef Lewinsky geſchah, im Namen Laubes die Bitte an Ludwig richten, dem Burgtheater bald ein neues fertiges Werk aus ſeiner Feder zur Darſtellung anzuvertrauen. Damals durfte Ludwig im Nachklang der erlebten frohen Tage und mancher neuerweckten Hoffnung an Ambrunn berichten: „Für mich ſcheint ſich in nicht zu weiter Ferne endlich eine heitere Ausſicht in die Zukunft zu eröffnen. Darüber ſchreibe ich dir bald mehr. Werde mir nicht krank; bleibe jung, lieber Ambroſi, denn wir müſſen noch ſehr vergnügt mit einander ſein. Ich freue mich ſchon auf meine künftige Arbeiten; ich bin wie eine rechte Mauſekatze, die, wenn ſie recht Mäuſe fangen ſoll, nicht durch den Hunger ſondern durch einen gewiſſen Übermut getrieben werden muß. Alle Arbeit läßt ſich erzwingen und kann durch Anſtrengung geraten, nur nicht die Art Arbeit, die ſchlecht iſt, wenn ſie Anſtrengung verrät, die nur, indem ſie des Arbeitenden Heiterkeit und Behagen wiederſtrahlt, gut ſein kann.“ (An Ambrunn, Dresden, 13. Oktober 1859.) In jenen Tagen und unter dem friſchen Eindruck der günſtigen Nachrichten die er über die Aufführungen des „Erbförſters“ (am 29. September) und der „Makkabäer“ (am 15. Oktober) erhielt, geſtand der ſich niemals Überſchätzende ſich dennoch ein: „Ich habe Grund, überzeugt zu ſein, daß ich nun nach gewiſſenhaften Studien weiß, was zu einem geſunden und tüchtigen Drama gehört, und auch des Könnens, nicht allein des Wiſſens ſicher zu ſein. Nur

Digitized by Google

ein Blick auf zwei oder drei Jahre völliger Sorglosigkeit, und einige Tragödien sollten sich aufbauen, deren sich meine Nation und Zeit nicht zu schämen haben sollte. Ich sehe eine ganze Welt von Erfindung und Gestalten, die ich zwingen könnte, wenn ich von dem niederhaltenden Gewichte befreit wieder in den Flug käme. Ich glaube, es wäre noch nicht zu spät." (Ludwigs Hauskalender für 1859)

Niemand, dem das Herz für die Größe und Würde der deutschen Litteratur warm schlägt, und vollends niemand, der Otto Ludwig in der Geschichte seines Lebens kennen gelernt und erkannt hat, wird eine Niederschrift wie diese ohne ein Gefühl tiefer Trauer lesen. Es bleibt eine jener Unbegreiflichkeiten, für die man umsonst nach einer Erklärung sucht, daß es den zahlreichen und einflußreichen Freunden des Dichters nicht gelang, seine bescheidnen Wünsche nach mäßiger Sicherung seines Daseins, nach sorgenloser Entwicklung zu erfüllen. Wieder und wieder fragt man sich, ob es unter der ganzen Zahl der kunstsinnigen deutschen Fürsten keinen gab, der dem Dichter durch ein Jahrgehalt die so heiß ersehnte Unabhängigkeit des Geistes und das heitere Gleichmaß der Tage gewähren konnte, das er trotz Krankheit und innern Kämpfen gewonnen haben würde, wäre er nur von den äußern Bedrängnissen seines Lebens befreit worden? Wenn Dichterpensionen je einen Zweck und Sinn gehabt haben, so hätte dem Schöpfer der „Makkabäer" und der unvergänglichen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" eine solche zu teil werden und zu gute kommen müssen; auch nur ein vollendetes, abgeschlossenes Werk Ludwigs hätte die Verleihung reich aufgewogen. Bei den bescheidenen, auf das Notwendigste beschränkten Ansprüchen des Dichters und seiner Familie an das Leben würden wenige hundert Thaler jährlich, in einer Form dargeboten, die den berechtigten Stolz Ludwigs geehrt

Digitized by Google

und sein Zögern in der Ausführung und Vollendung seiner dramatischen Pläne angespornt hätte, hingereicht haben, das letzte Jahrzehnt des Dichters zu erhellen und zu erquicken. Selbst wenn sich Ludwigs eigne Empfindung getäuscht und die sein Leben wie sein Schaffen bedrängende Krankheit keine frische Entfaltung, keine endgiltige Gestaltung der Schöpfungen mehr zugelassen hätte, die seine reiche Phantasie fort und fort erzeugte, so hätte er schon mit dem bis dahin Geleisteten die Ehre und die Hilfe eines solchen Jahrgehalts wohl verdient gehabt. Es läßt sich nicht sagen, daß es in engern Kreisen an Verständnis für den Wert des Mannes und des Talents, an menschlich warmer Teilnahme für die Lage des Dichters gefehlt hätte. Vor allen Berthold Auerbach, Gustav Freytag und Julian Schmidt bemühten sich angelegentlich, Ludwig ein regelmäßiges Einkommen zu sichern. Die eben ins Leben tretende Schillerstiftung und die Tiedgestiftung beeiferten sich, aus ihren damals noch schmalen und beschränkten Mitteln dem Dichter ihren Beistand zu bieten. Auch der große, vom Prinzregenten und nachmaligen König Wilhelm von Preußen gestiftete Schillerpreis wurde Ludwig 1861 nachträglich für seine „Makkabäer" zuteil. Schützte dies alles den Bedrängten vor der schlimmsten Not und den härtesten Entbehrungen, so kamen diese Beihilfen doch anfänglich zu unregelmäßig, waren zu unzulänglich, um ihren eigensten Zweck zu erreichen und ihn wirklich vor den dunkeln Gespenstern der Lebenssorgen zu bewahren. In Ludwigs Gestirnen stand es leider geschrieben, daß er auch in der härtesten Lebensprüfung die stille Größe seiner Natur und die makellose Reinheit seines Charakters erweisen sollte.

Digitized by Google

Leiden und Scheiden

Seit dem Beginn und namentlich seit dem Ausgang des Jahres 1860 wurden die Krankheitsanfälle, denen Ludwig auch in den glücklichsten Jahren seines Lebens nur allzu häufig ausgesetzt gewesen war, nicht nur häufiger, sondern verwandelten sich in einen dauernden Zustand des Leidens, der der Familie wie den Freunden des Dichters Anlaß zu Bekümmernissen und ernsten Befürchtungen gab. Hielt Ludwig selbst die Hoffnung aufrecht, wenn nicht völlig gesund zu werden, doch arbeitsfähig und lebensfrisch in seinem Sinne zu bleiben („Die Schmerzen haben mich viel gehemmt aber sie haben mich auch viel gefördert, sie haben mich genötigt, was von moralischer Kraft in mir ist, zusammennehmen zu lernen; sie haben mir gezeigt, daß alles Glück ist, was man dazu macht, und daß die besitzenswerteste Kunst die ist, die das vermag!"), flößten einzelne Wochen und Monate entschiedner Besserung auch seiner besorgten Umgebung wieder frohere Zuversicht ein, und blieb während der fünf Leidensjahre die geistige Klarheit und Frische, die milde, ernste Ruhe des Kranken immer gleich bewundrungswürdig, so war es doch im ganzen überschaut ein erschütternder, das tiefste Mitleid erweckender Zerstörungsprozeß, dem die Naturdes Dichters nach wenig mehr als einem Lustrum erlag. Die Krankheit zeigte gleich ihren frühern Vorboten ein wunderlich wechselndes Gesicht und behielt vom ersten

Digitized by Google

bis zum letzten Tage entschieden etwas Rätselhaftes. Ludwigs Arzt Dr. Ayrer in Dresden erstattete darüber bald nach dem Tode des Dichters (im „Dresdner Journal“ 1865, Nr. 79) einen Bericht, von dem ein Teil auch in der biographischen Skizze Heydrichs (Nachlaßschriften Bd. 1, S. 118) mitgeteilt worden ist, und aus dem zunächst hervorging, daß Ludwig erst im Mai 1862 ärztliche Hilfe („aus mangelndem Vertrauen in den Erfolg ärztlicher Leistungen“) in Anspruch genommen hatte. „Er klagte damals über unerträgliche Schmerzen, welche plötzlich eingetreten waren und sich auf die Gegend beschränkten, die der Lage der Leber entspricht und mit Schwellung derselben sich kombinierten. Ähnliche, doch keineswegs von gleicher Intensität begleitete Anfälle hatte Ludwig schon öfter gehabt. — Es war die Krankheit, die unter dem Namen Skorbut bekannt, bei Ludwig mit allen ihren Symptomen in intensiver Weise auftrat. Große Blutaustritte, durch sie bedingt, in der Umgebung der Gelenke, vornehmlich der Fußgelenke, und in ihnen selbst machten die Bewegung unmöglich. Da dieser Zustand häufig als Lähmung bezeichnet wurde, hatte damals die irrige Meinung Fuß gefaßt und hat sich auch nach seinem Tode noch verbreitet, er leide an einer Rückenmarksaffektion. Ganz allmählich nahmen zwar die charakteristischen Zeichen dieser Krankheit ab, kehrte auch infolge der Resorption der Blutflüssigkeit die Beweglichkeit der Glieder zurück, doch unter augenscheinlich fortschreitendem Siechtum des Körpers und nur um neuen Leiden Platz zu machen. In bunter Aufeinanderfolge traten die mannigfachsten zwar momentan nicht lebensgefährlichen, doch quälenden Leiden ein, so zwar, daß mit der Besserung des einen schon das Herannahen des andern bemerkt wurde. Er äußerte deshalb in unter diesen Umständen wunderbar humoristischer Weise, „daß sich seine Krankheit in den

Digitized by Google

Schwanz beiße." — „Meine Ansicht, daß er an Gallensteinen leide, wiewohl die Diagnose bei dem Fehlen einzelner fast stets bei dieser Krankheit sich einstellender Erscheinungen nicht als völlig gesichert anzusehen war, wurde durch die vielen bei der Sektion in den größern Gallenwegen der Leber und im Parenchym der Leber vorgefundnen Gallensteine bestätigt. Am ältesten ist die Gallensteinerkrankung; mit ihrem Auftreten im Organe der Leber geht häufig mangelhafte Beschaffenheit des Blutes Hand in Hand. Hieraus erklären sich leicht die Erscheinungen des Skorbut. Ebenso stehen nicht unwahrscheinlich die rheumatischen Leiden mit der ersten Affektion in innerm Zusammenhange, die ihm jedenfalls die quälendsten Stunden seines Lebens verursachten. Am heftigsten entwickelte sich der Rheumatismus am linken Kniegelenke, das bald bis zum doppelten Umfang anschwoll. Nicht allein, daß jede, auch die geringste passive Bewegung, ja Berührung des kranken Körpergliedes plötzliche, mit Zuckungen des Körpers verbundne Nervenschmerzen hervorriefen, auch ohne nachweisbare Ursache erschienen dieselben und tagelang in intensivster Weise und in nur durch kurze Pausen unterbrochnen Anfällen. — Lange noch, wie diese akuten Erscheinungen ihre Kraft verloren, schilderte er das ihm so entsetzliche Gefühl, seine Gliedmaßen als ihm nicht angehörige, von ihm getrennte Objekte betrachten zu müssen. Dieser Zustand war ihm deshalb so fürchterlich, weil, wie er sagte, mit ihm das Aufhören des „Menschseins" beginne. Zu einer Zeit war Ludwig durch eine Entzündung des Herzbeutels, eine Krankheit, die häufig Begleiterin der rheumatischen Affektion ist, in Lebensgefahr. Während dieser Periode und der folgenden, welche einen fortschreitenden Verfall der Körperkräfte zeigte, war Ludwig im allgemeinen arbeitsunfähig, nur momentan hatte er Schaffungskraft; ja es mußten sogar längere Besuche

Digitized by Google

seiner Freunde, längere Gespräche beschränkt werden, da eigentümliche nervöse Aufregungen ihnen stets folgten.

Keineswegs äußerte er sich in kleinmütigen Klagen über seine Leiden, vielmehr wird mir die Energie Ludwigs stets unvergeßlich bleiben, jahrelang einen Zustand ohne Murren zu ertragen, in welchem unter unsäglichen Schmerzen die Herrschaft über den Körper geschwunden, das Bewußtsein aber klar war, daß der rege Geist durch die Reaktion körperlicher Krankheit zunehmend getrübt werden mußte. — Während das unbedeutendste Leiden eines seiner Familienglieder ihm die quälendsten Nächte bereitete, fügte er sich geduldig seinem trüben Lose. Diese Energie schöpfte er nicht allein aus seiner ihm natürlichen geistigen Stärke, sondern auch aus seiner echten, im reinsten Herzen wohnenden Frömmigkeit, die so oft und so schön aus seinen Worten hervorleuchtete." —

Der Bericht des Arztes giebt weder ein vollständiges Bild der Krankheit des Dichters, noch erklärt er die Folge geheimnisvoller und rätselhafter Erscheinungen, die im Verlauf der Jahre 1860 bis 1865 bei und an Ludwig sichtbar und fühlbar wurden. Doktor Ayrer fügte selbst dem schon mitgeteilten hinzu, daß im Laufe der Zeit „Kongestionen nach dem Kopfe, Verdauungsstörungen, Herznervenzufälle, Schmerzen infolge des fast bewegungslosen Liegens seines immer mehr abmagernden Körpers, katarrhalische Erscheinungen" eintraten, und bemerkte, daß ihm nicht entgangen sei, „daß ein nervös erregtes Leben des Geistes und Gemütes in einem männlich kräftig gebauten, doch unleugbar den Typus des Leidens tragenden Körper waltete." Wer könnte zweifeln, daß diese wachsende geistige Erregtheit ihre Wurzel in dem rastlosen Drange des Dichters nach schöpferischer Bethätigung seiner Kraft und der beständig wieder schmerzvoll empfundnen

Digitized by Google

Unmöglichkeit hatte, sich diesem Drange unbekümmert zu überlassen? Wenn Ludwig am 30. Dezember 1860 an Heydrich melden mußte, daß seine Augen so unbrauchbar seien, daß er beim Lesen „die Wirkung des weißen Papiers nicht ertragen könne, welche die Buchstaben grün macht und übereinander steigen läßt," wenn Auerbach ihn um Pfingsten 1863 schmerzlich resigniert sagen hörte: „Mein Unterleib verlangt Bewegung, meine Füße werden davon krank, und also gehts nicht," und ihn in einem Zustande fand, bei dem er mit der rechten Hand gar nichts halten konnte, „mit der linken höchstens ein Blatt Papier. Lesen kann er nicht, vorlesen lassen auch nicht, nichts als rauchen aus seiner langen auf dem Boden aufgestellten Pfeife" (Berthold Auerbachs, Briefe an Jakob Auerbach. Band 1, Seite 260); wenn einzelne Besucher mitten im lebhaften Gespräch mit ihm schon aufs tiefste seine leibliche Hinfälligkeit schmerzlich empfanden, so waren das zunächst nur besonders ungünstige Momente, die von vielen bessern unterbrochen wurden. Bleibend aber war vom leidvollen Beginn bis zum erlösenden Ausgang dieser Leidensjahre die eigentümliche Erkrankung seines Nervenlebens, die keine andre geistige Fähigkeit aufzuheben schien, als die Willenskraft, die an einer bestimmten Stelle einsetzen, abschließen und zu einem Ziel gelangen kann, bleibend der Bruch zwischen der Macht der Phantasie und der Ohnmacht des Arbeitsvermögens, bleibend auch die tief einsiedlerische Stimmung, die ihn selbst in den Wochen und Tagen, wo er allenfalls das Haus noch hätte verlassen und mit der Welt in Berührung treten können, in sein Zimmer und das Gärtchen vor seinem Hause bannte. Noch 1860 besuchte er in langen Zwischenräumen eine Theatervorstellung oder ein Konzert, entzückte sich am seelenvollen Spiel Clara Schumanns, oder sah mit zweifelndem Erstaunen die wunderliche Umdeutung, die ein Schauspielvirtuose wie Bogumil Dawison mit

Digitized by Google

Shakespeares charakteristischem Shylock vornahm. (In den „Shakespearestudien" schrieb er darüber: „Gesehen Dawisons Shylock. Eine fast edle tragische Gestalt ohne Jüdeln. Wie er die Rolle zu tief, nahmen die andern ihre zu flach, wodurch alle Haltung verloren ging.") Nach 1861 setzte er kaum je den Fuß über die Pforte des Hauses hinaus, in dem er wohnte.

Nur die Nächststehenden seiner zahlreichen Besucher, die auch an schmerzvollen Tagen und solange es irgend anging Zutritt zu ihm fanden, wußten um 1861 und 1862 schon, wie krank Ludwig war. Viele andre konnten sich bei der wunderbaren Frische seines Geistes, der Vielseitigkeit seiner Theilnahme an allen höchsten und tiefsten Fragen der Kunst, bei dem Reiz der ungeminderten Schlagkraft und bei dem Ausdrucksreichtum seiner Gespräche noch jahrelang über seinen Zustand täuschen. Das Bedürfnis des Dichters, sich über seinen Zustand zu erheben, gab ihm eine Stärke, angesichts deren Fremde und Fernstehende unbedingt darauf vertrauten, daß Ludwig nach vorübergehenden Leiden in neuer Gesundheit und Schaffenskraft erstehen werde. Im eingehenden Gespräch mit ältern und jüngern Freunden vergaß er nicht nur selbst, was ihm die Schwingen lähmte, er machte es auch andere vergessen. Berthold Auerbach in seinen Briefen an seinen Vetter Jakob, Josef Lewinsky in den pietätvoll aufgezeichneten und später veröffentlichten „Gesprächen mit Otto Ludwig" haben davon Zeugnis abgelegt; ein deutliches Bild, wie die endliche Welt mit ihrer Unzulänglichkeit und Qual vor dem Unendlichen, das in seiner Anschauung und Seele lebte, zurücktreten mußte, gewähren auch die Erinnerungen des Dr. Hermann Lücke — gegenwärtig Professor der neuern Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule und Kunstakademie zu Dresden —, der seit dem Anfang der sechziger Jahre zu jenem kleinen Kreise jüngerer Künstler und Gelehrten gehörte, der

Digitized by Google

sich den ältern unverändert treuen Freunden Ludwigs angeschlossen hatte, und zu dem unter andern die Maler Leonhard Gey und Ernst Schaller (der talentvolle, leider früh geschiedne Sohn von Ludwigs Jugendfreund Karl Schaller) gerechnet werden müßen. Professor Dr. Lücke berichtet:

„Während meiner Studienzeit in Leipzig war unter dem tiefen Eindruck der Dichtungen Otto Ludwigs der Wunsch auf das lebhafteste in mir rege geworden, den Dichter persönlich kennen zu lernen. Die Erfüllung meines Wunsches verdankte ich meinen verehrten Lehrer Chr. Herm. Weiße, der Otto Ludwig befreundet war. Seit dem Frühjahr 1860 bis nahe an die Zeit von Ludwigs Tode war mir das Glück, mit ihm persönlich zu verkehren, vergönnt. Mit tiefster Dankbarkeit, mit dem Gefühl innerer Erhebung, aber auch mit tief schmerzlichen Empfindungen denke ich an diese Zeit zurück. Denn eine Zeit unsäglich schweren Leidens war für den edeln Dichter der größte Teil dieser letzten Jahre.

Unauslöschlich ist mir sein Bild in die Seele geprägt. In seiner ganzen Erscheinung lag etwas so Ungewöhnliches und Eigenartiges, daß jeder beim ersten Blick von ihr gefesselt ward: eine hohe, etwas gebeugte Gestalt, das große Haupt von langem, schwarzem Haar umrahmt, der Bart bis auf die Brust herabreichend, die Stirn über den ernsten tiefliegenden Augen hochgewölbt, trotz des Leidens beinahe faltenlos klar. Die Stimme hatte einen eigentümlich weichen, gedämpften Klang. Die tiefe Innerlichkeit seiner Natur gab sich in jedem seiner Worte zu empfinden.

Als ich ihn kennen lernte, gestattete ihm sein Leiden noch freie Bewegung; von Zeit zu Zeit konnte er noch kleine Spaziergänge unternehmen, auf denen ich ihn bisweilen begleitete. Später fesselte ihn die Krankheit immer häufiger ans Zimmer, in den letzten an-

Digitized by Google

derthalb Jahren vermochte er das Siechbett nicht mehr zu verlassen.

Auch in dieser letzten Passionszeit war er mit poetischen Plänen unausgesetzt beschäftigt. Eine Welt von poetischen Gedanken trug er noch in sich, die ans Licht wollte. Wenn der Dämon der Krankheit ihm einige Zeit Ruhe ließ, da erhob sich seine schöpferische Kraft wohl plötzlich und staunenswert mächtig, da entquollen ihr Bilder von überraschendem Glanz und Töne von wundervoller Tiefe und Innigkeit. Manches von dem, was er in dieser letzten Zeit geschrieben hat — namentlich einige Stellen in dem dramatischen Fragment „Tiberius Gracchus" —, gehört ja zum Schönsten, was wir von seiner Hand besitzen. Alles aber blieb Bruchstück. Wer vermochte die innere Qual dieses edeln, mit dem hinsiechenden Körper vergeblich ringenden Geistes ganz nachzuempfinden. Er war noch so reich an großen Entwürfen, er hatte der Welt noch so viel zu sagen, und ihm war auferlegt, zu verstummen. Bewundrungswürdig war sein Dulden. Sein schwerstes und tiefstes Leiden hat er still in sich verschlossen; selten sprach er von seinem körperlichen Zustande; ein Wort der Klage habe ich nur einmal aus seinem Munde vernommen.

Schon lange bevor seine Krankheit in das letzte, gefährliche Stadium eintrat, waren seine Nerven so empfindlich und reizbar geworden, daß er, der musikalisch so Hochbegabte, auf das Anhören von Musik völlig verzichten mußte. Für diese Entsagung vermochte er sich freilich, wie er selbst sagte, schadlos zu halten. Er besaß die Partituren zu allen Mozartschen Opern, zur Bachschen Matthäus-Passion, zu Haydns und Beethovens Symphonien und zu zahlreichen andern Musikwerken. In den letzten Jahren waren sie auf einem Regal dicht an seiner Lagerstätte aufgestellt. Das Lesen der Partituren ersetzte ihm, wie er ver-

Digitized by Google

ſicherte, faſt vollkommen den Genuß einer orcheſtralen Aufführung. Noch in der letzten Zeit traf ich ihn mehrmals bei ſolcher Lektüre; von der auf ſeinem Bette liegenden Partitur aufblickend, ſagte er lächelnd, er habe ſich ſoeben ein ſchönes Konzert veranſtaltet.

Mit der ſchlichteſten Liebenswürdigkeit war er jederzeit, wenn ſein Zuſtand nur einigermaßen erträglich war, bereit und geneigt, im Geſpräche ſich mitzuteilen. Immer und ſofort wendete er die Unterhaltung auf Gegenſtände von ernſter Bedeutung. Bisweilen ſprach er zögernd, ſtockend, nach dem rechten Wort, ſuchend; dann folgte in der Regel plötzlich ein Ausdruck von ſchlagender, glänzender Bildlichkeit, der den Gegenſtand, um den es ſich handelte, in überraſchendes Licht ſtellte. In der Zeit meiner erſten Beſuche beſchäftigten ihn vornehmlich die Shakeſpeareſtudien; manches Geſpräch hatte nur Shakeſpeare zum Inhalt. Der Stil der großen Tragödie war damals das Ziel, auf das Ludwig ſein ganzes Denken und Dichten gerichtet hatte; an Shakeſpeare ſtrebte er die künſtleriſchen Geſetze dieſes Stils zu ergründen. Mit beſondrer Vorliebe, in immer neuen geiſtreichen Wendungen, kam er in der Unterhaltung auf Shakeſpeares ſtaunenswerte Kunſt im poetiſchen Ausdruck der Affekte und Leidenſchaften zu ſprechen; in der Wirklichkeit äußre ſich der Affekt in der höchſten Steigerung eigentlich nur in Interjektionen; Shakeſpeare mache den Affekt auch in ſolchen Momenten beredt, und bewunderungswürdig ſei, wie die poetiſche Sprache, in die er den Naturlaut überſetze, ſo völlig den Klang, die Färbung des Naturlauts behalte; die verſchiedenartige Bewegung der Affekte ſpiegle ſich ſelbſt im Rhythmus des Verſes. In dem erſten Monolog Hamlets bewege ſich der Vers ſtoßweiſe, in kurzen Intervallen, wie das Atmen des Seufzenden. Von ſich ſelbſt ſagte Ludwig, er ſei im Ausdrucke des Affekts früher häufig zu natura-

Digitized by Google

listisch lakonisch gewesen. Dieser Lakonismus wirke beklemmend, während jene poetische Beredsamkeit, indem sie zur Mitleidenschaft hinreiße, zugleich eine befreiende Wirkung ausübe. Die dichterische Kunst Shakespeares in der Sprache, in der Zeichnung der Charaktere, in der Führung der Handlung, das eigentlich Künstlerische in Shakespeare war der Punkt, auf den es Ludwig abgesehen hatte, und aus seinen schon früher veröffentlichten Shakespearestudien ist ja bekannt, mit wie genialem Scharfblick er hier überall in die Tiefe drang, wie geistvoll er die wichtigsten Momente in Shakespeares Kunst erläutert hat. Freilich wohl hat ihn die Bewunderung Shakespeares in der Beurteilung andersgearteter Geister vielfach auf das offenbarste ungerecht gemacht. Auch ist wohl richtig, daß er sich bei diesen Studien nicht selten mit einer gewissen Leidenschaftlichkeit in ein grüblerisches Sinnen verlor, das für ihn selbst etwas Lähmendes hatte. Eine Zeit lang hatte sich das Leidenschaftliche seiner Natur sozusagen in die Reflexion geworfen, sodaß seine produktive Kraft darunter zu leiden begann. Er selbst bekannte, er habe sich an dem großen Problem zu Zeiten müde gesonnen. Den unermeßlichen Gewinn, den er aus diesen Studien geschöpft hatte, sollte er in einem vollkommen abgeschlossenen Werke nicht mehr zu verwerten imstande sein. In schmerzlichster Erinnerung sind mir die Worte, in denen ich Ludwig — es war in den letzten Jahren — jenes einzige mal über seinen Zustand klagen hörte. „Ich fühle", sagte er, „daß ich nichts mehr werde vollenden können; die Mittel, die Instrumente habe ich in der Hand und kann sie nicht anwenden."

Von seinen Arbeiten wendete sich das Gespräch nicht selten auf das Gebiet der bildenden Kunst. Das Interesse an ihr war in Ludwigs Natur tief begründet. Staunenswert fest und sicher waren die Ein-

Digitized by Google

drücke, die er von Werken der Malerei sowohl, wie der Plastik empfing. Sein Formengedächtnis war von merkwürdiger Kraft. Die Dresdner Galerie hatte er, als ich ihn kennen lernte, wegen seines körperlichen Befindens lange Jahre nicht besucht, gleichwohl bewahrte er von einer überraschend großen Zahl von Gemälden die bestimmteste, bis in die einzelsten Züge deutliche Vorstellung. Er hatte die Gemälde, wie er sagte, auswendig gelernt. Häufig war der Eindruck, den er von bildnerischen Werken hatte, so stark, daß er sie lange in der Deutlichkeit von Hallucinationen vor sich sah. Von Rubens berühmter Kreuzabnahme, von der ihm ein Freund eine Photographie gebracht hatte, erzählte er, daß sich ihm das Bild beim Lesen lange Zeit wie körperlich zwischen Schrift und Auge gedrängt und die Zeilen des Buches verdeckt habe. — Als ein Zeugnis für die ungewöhnliche Stärke seines Farbengefühls kann schon jenes interessante Bekenntnis Ludwigs über das „Formen- und Farbenspektrum" gelten, in dem er in den Shakespearestudien die Entstehung seiner poetischen Gestalten schildert. Die großen Koloristen der italienischen und niederländischen Schule hat er stets am meisten bewundert. Von Tizians Gemälden in der Dresdner Galerie war die sogenannte „Gesegnete", von der er eine treffliche farbige Kopie besaß, sein Lieblingsbild. Er erzählte, es habe sich ihm oftmals von solchen koloristischen Meisterwerken die farbige Stimmung gleichsam abgelöst, sie sei gewissermaßen selbständig geworden und habe seine Phantasie auf das mannigfachste poetisch befruchtet.

Die Gabe des künstlerischen Sehens, die bei Ludwig in so hohem Maße entwickelt war, hatte, wie natürlich, zu ihrer Voraussetzung eine tiefe Empfänglichkeit für alle Eindrücke der äußern Welt. Sein realistischer Blick, die Schärfe der Beobachtung von

Digitized by Google

Menschen und Dingen, die aus seinen Dichtungen in so packenden Zügen spricht, diese geistige Energie in der Erfassung der Außenwelt erscheint doppelt bewundrungswürdig, wenn man weiß, wie sehr er von Jugend auf geneigt war, einsam und auf sich selbst zurückgezogen zu leben. Mit der Natur und der ganzen Außenwelt stand dieser uomo singolare, wie die Italiener der Renaissance ihn genannt haben würden, in einem — man möchte sagen — geheimnisvoll innigen Verkehr; ein wunderbar inniges „Mitleben mit und an allen Dingen," wie es Jacob Burkhardt an einem großen Meister der bildenden Künste rühmt, war die Quelle, aus der das intensive Leben seiner dichterischen Schöpfungen floß. — Von den Eindrücken seiner Jugendzeit in der thüringischen Heimat sagte er, sie seien ihm eine Fundgrube von dichterischen Motiven, die sich nicht ausschöpfen lasse. Bisweilen — es ist das öfters bemerkt worden — hat man bei Ludwigs Dichtungen den Eindruck, als wolle die Macht der Empfindung, die wie ein heißer Strom in ihnen pulsiert, die künstlerische Form gleichsam zersprengen. So mächtig seine Gestaltungskraft war, bisweilen scheint es, als habe er seine eigne Empfindung und die Geschöpfe seiner Phantasie nicht mit voller künstlerischer Freiheit zu beherrschen vermocht. Schiller bemerkt einmal in einem Briefe an Goethe, daß die Isoliertheit und Eingeschlossenheit der Existenz, die dichterischen Naturen den Ernst, die Tiefe und Innigkeit der Empfindung bewahre, sie nicht selten hindre, zu einer vollen Freiheit und Ruhe der künstlerischen Gestaltung zu gelangen. Vielleicht darf man sagen, daß auch Ludwigs dichterisches Schicksal von Anfang an auf ähnliche Weise bedingt war." —

Hermann Lückes Aufzeichnungen spiegeln treu den Eindruck, den die mit Ludwig näher Verkehrenden auch in dessen Leidensjahren fort und fort empfingen. Nur

Digitized by Google

selten getrübte Klarheit des Geistes, männliche, klaglose Ergebung in ein Geschick, von dem Julian Schmidt mit allem Recht sagen mochte, daß „der gute Weltgeist mit Ludwigs Gliedmaßen abgeschmackte Experimente vorgenommen habe," und unabläſſige geistige Arbeit, so lange, ja oft länger als ein Widerstand gegen die Wucht körperlicher Schmerzen und Ermattung möglich war, blieben die Mittel, durch die sich der Dichter als eine lebendige, in ihrem verengten Kreise mächtig wirksame Persönlichkeit aufrecht erhielt. Als geistige Arbeit aber nahmen die Shakespearestudien um so mehr von Ludwigs Zeit und vom Rest seiner Kraft Besitz, als die eigentümliche Art, in der er sie betrieb, sich mit den wechselnden Zuständen seines kranken Körpers und mit den längern Unterbrechungen, zu denen er gezwungen war, am ehesten vereinigen ließen. Die Niederschriften, die er schon im Jahre 1855 begonnen und von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr fortgesetzt hatte, wuchsen im letzten Lustrum seines Lebens unabläſſig an, und so oft er auch jetzt noch den Vorsatz faßte, sie mit der schaffenden Thätigkeit zu vertauschen, so emsig er Seiten auf Seiten in den kritischen Betrachtungen der Studien selbst oder neben ihnen, in besondern Planheften, mit detaillierten Entwürfen künftiger dramatischer Werke in immer enger und gedrängter werdender Handschrift bedeckte, so entzog er sich damit dem dämonischen Einfluß einer ihn beherrschenden krankhaften Vorstellung je länger um so weniger. Nicht das war das Ängstliche bei diesen unabläſſig erneuerten Bemühungen, daß sich dem Dichter die Wertverhältnisse aller andern Dichtungen gegenüber Shakespeares gewaltiger Kunst verrückten, daß er vielleicht nur darum oder doch mit darum Gervinus Buch über Shakespeare so hoch pries, weil dieser in ähnlicher Einseitigkeit befangen war —, was Ludwig an Genuß und Erkenntnis andrer Dichter verlor, ge-

Digitized by Google

wann er vielleicht doppelt an Genuß und Erkenntnis Shakespeares. Auch das Bedenken war gering anzuschlagen, daß er bei dem rastlosen Umwandeln des britischen Dichterkolosses auf Seitenpfade geriet, die nicht seine eigensten Wege waren, und daß er uns gelegentlich „durch einen Erklärungsversuch befremdet, der eine fertige historisch-philologische Bildung verlangt, also der Intuition des Künstlers allein nicht gelingen kann." (H. v. Treitschke, Aufsätze, Bd. 1, S. 455) Das wäre doch immer nur ein Mangel der „Shakespearestudien" gewesen, der vor der Veröffentlichung beseitigt, oder wenn nicht beseitigt, erörtert werden mochte. Die krankhafte Vorstellung lag darin, daß sich Ludwig mit jeder neuen Einsicht in die Kompositionsgeheimnisse Shakespeares gedrungen fühlte, eine neue Umwälzung seines eignen poetischen Menschen vorzunehmen, daß ihm unter dem Gewicht der grüblerischen Reflexion über Shakespeare und seine Vollendung zu Zeiten die einfache Wahrheit entschwand, daß auch im kunstvollendetsten und mustergiltigsten Dichter ein flüchtiges und flüssiges Element, ein subjektives Etwas bleibt, das wohl empfunden und genossen, aber in keine ästhetische und dramaturgische Formel gebannt werden kann, das sich der greifbaren und praktischen Verwertung entzieht. Wenn irgendwo, so machten sich die Wirkungen der Krankheit in der an Eigensinn grenzenden Beharrlichkeit geltend, mit der von Vierteljahr zu Vierteljahr der kranke Dichter zu seinen Shakespearestudien zurückgriff und immer aufs neue erwartete, den Zielpunkt für diese Studien zu finden, der natürlich immer weiter hinausrückte und noch in grauer Ferne lag, als der Sterbende die letzten Blätter mit kaum leserlichen Untersuchungen über die Skala von Vorstellung, Gefühl, Bewegungsdrang und Handlung bei Shakespeare oder über die Cäsuren der Shakespearischen Verse bedeckte. Die ohnehin zu starke Neigung Ludwigs zur Selbst-

Digitized by Google

beobachtung, zur kritischen Belaurung seiner schöpferischen Regungen wurde durch die Beschäftigung mit den Shakespearestudien und den in jedem Augenblick wachen Vergleich der erst in der Phantasie entstandenen und noch nicht verkörperten Werke mit Shakespeares Dichtungen sehr wesentlich gesteigert.

Der einsame Denker glich zuletzt in seinem Verhältnis zu Shakespeare einem Bergmanne, der bis in die letzten Tiefen, die erschlossen und erschließbar sind, hinabgestiegen, ganz wohl weiß, daß er den Glutkern der Erde nicht erreichen noch erspähen kann, der aber ein geheimes Gelüst, auch dies zu versuchen, nicht überwinden will. Bei jeder neuen Ausfahrt bringt er noch kostbares Metall zu Tage, das er unbefriedigt um sich her häuft; aber alsbald treibt es ihn wieder hinab, den unmöglichen Versuch zu erneuern. Man darf wohl sagen, daß diese grüblerische Lust mit dem Wachsen der Krankheit gleichfalls wuchs, was freilich nicht hinderte, daß Ludwig an einzelnen Tagen die ganze Gefahr, die ihm daraus erwuchs, vollkommen übersah und in einzelnen Monaten mit der Macht seiner Phantasie den übermächtig gewordnen Reflexionstrieb vollständig besiegte. Zu Anfang der sechziger Jahre faßte er den Plan, sich durch eine Redaktion und Veröffentlichung der Hauptgedankenzüge und der Hauptresultate seiner tagebuchartigen und ungeordneten Niederschriften von ihnen zu erlösen; da aber auch diese Arbeit eine längere schmerzensfreie Zeit erfordert hätte, als ihm damals zu teil wurde, so unterblieb auch dies, und Ludwig versenkte sich immer von neuem in seine Forschungen und Betrachtungen, die, ihm unbewußt, sogar die Färbung seiner Gesundheitsumstände annahmen. Fühlte sich der Leidende einigermaßen frischer und freier, so durchdrang der ursprüngliche Gedanke die Shakespearestudien, daß sie Hilfsmittel und Handhaben seiner künstlerischen Selbstbildung werden sollten; überwältigte den

Digitized by Google

Dichter das Bewußtsein seines aussichtslosen Siechtums, so deuchte ihm wohl gegenüber der Herrlichkeit und staunenswerten Vollendung des Shakespearischen Dramas alles eigne Schaffen, namentlich in so ungünstiger Zeit, der helle Überfluß. Doch ist es bezeichnend ebensowohl für die unverwüstliche Macht des schöpferischen Triebes in Ludwig, wie für die Klarheit, zu der sich sein Geist immer wieder durchrang, daß gerade in den letzten beiden Leidensjahren sich schöpferische Anläufe zwischen die immer grüblerischer und unlösbarer werdenden Fragen drängten, die dem rastlos sinnenden Kranken aus jeder neuen Lektüre des „Othello" oder „Coriolan" hervorquollen.

Der objektive Werth der „Shakespearestudien", die Fülle der in ihnen aufgespeicherten genialen Erkenntnisse und tiefreichenden Beobachtungen, wird durch die schmerzliche Einsicht nicht gemindert, daß sie für den Dichter persönlich nicht erfüllten, was er ursprünglich von ihnen gehofft hatte. Denn für gewisse Geister und Bildungsrichtungen stehen die kritischen Untersuchungen und Offenbarungen Ludwigs selbst höher, als seine dichterischen Schöpfungen. Ein Ehrenplatz in der dramaturgischen und aesthetischen Litteratur mußte ihnen bei ihrer ersten Veröffentlichung sofort eingeräumt und wird ihnen nie wieder bestritten werden. Wenn Ludwig in spätern Jahren selbst Hoffnungen für seine Familie auf diese geistige Hinterlassenschaft setzte, so täuschte er sich wahrlich nicht über den Reichthum ihres Inhalts, sondern allein über die Empfänglichkeit weiter Kreise für diese wunderbaren Zeugnisse tiefsten Künstlerernstes und schöpferischer Kritik.

Im Beginn der Leidensjahre wachte bei Ludwig gelegentlich noch der Wunsch auf, sich durch Verzichtleistung auf seine höchsten künstlerischen Forderungen dem Druck der Sorge zu entwinden, der außer dem Druck der Krankheit auf ihm und seiner Familie lag. Dann

Digitized by Google

schrieb er wohl mitten in die Shakespearestudien hinein: „Ich bin auf einen Entschluß gekommen, der mir wieder neuen Lebensmut bringen muß, wenn es mir gelingt, über die Kluft glücklich hinüberzukommen, die tiefer und weiter vor mir gähnt als vorher. Es geht so nicht länger fort. Ich muß wenigstens so lange meine Arbeit zu einem Geschäfte machen, bis ich ein Kapital erarbeitet, groß genug, um dann mit Gemütsruhe wieder an ein wirklich Dichterwerk zu gehen. — Was ich poetisch wollte, liegt vom Zeitgeschmacke des Augenblicks ab, ist aber in einem tiefen, noch nicht genug erkannten Bedürfnisse des Jahrhunderts begründet und müßte sich allmählich siegend durchsetzen. Aber nicht, wenn das allzu augenblickliche Anpochen der Not Stimmung und Kraft, die ohnehin meine Kränklichkeit mir sparsam zumißt, paralysiert, und die Nötigung, zu borgen, den ganzen Menschen, den poetischen zumeist, vor sich selbst erniedrigt. — Das geht nicht mehr. Ich muß es wagen, meine poetische Kraft in Gefahr zu setzen und meine höchsten Pläne für immer aus den Augen zu lassen. — Gesetz: „jeden Tag muß ich, sei es an Erzählendem oder Kritischem, soviel niederschreiben, daß ich wenigstens zwei bis drei Thaler damit erwerbe." Doch unmittelbar neben der Niederschrift dieses Vorsatzes steht das erschütternde Bekenntnis: „Auf diese Weise, wie hier neben, mache ich, wenn ich wohl bin, Rechnung ohne den Wirt und vergesse, wie wenig ich auf Fortdauer dieses Wohlseins rechnen darf. Dies schrieb ich vorgestern, und heute bin ich kaum imstande, mich nur wach zu halten, so hat Rheuma mir den Kopf bis in den Nacken eingenommen; vorgestern besaß ich geistige Gewandtheit, der keine Wendung zu schwer erschien, eine ganze Arbeit übersah ich in Klarheit bis in das kleinste Detail, heute kann ich mich kaum entsinnen, wovon die Arbeit überhaupt handelt, und aus dem vergeblichen Sinnen wird immer wieder wacher

Digitized by Google

oder wirklicher Schlaf, gänzliche Gedankenlosigkeit. O, das ist schlimm für Frau und Kinder; es wäre es noch mehr für mich, wenn ich mir die Sache klar vorstellen könnte." (Shakespeareſtudien, Bd. IV der Handschrift, S. 99) Ungefähr um diese Zeit richtete Ludwig einen längern Brief an den Dresdner Verlagsbuchhändler Kunze, in dem er den Plan darlegte, aus der Fülle seiner dramatischen Entwürfe ein Novellenbuch zu gestalten und so gleichsam den umgekehrten Weg Shakespeares einzuschlagen, der aus Novellen Dramen herausgebildet hatte. Zwar fuhr Auerbach auf der Stelle mit freundschaftlichem Eifer dazwischen und schrieb ihm: „Thu ja nie etwas derartiges ganz allein für dich, du weißt, daß du es dabei immer verfehlt haſt, und daß ich Glück für dich hatte, und ich bin, wo ich sei, nach wie vor bereit, dein curator bonorum oder Kommissionär zu sein, wie du es nennen willst." (Auerbach an Otto Ludwig, Berlin, 10. April 1861) Er ermahnte zu gleicher Zeit den Freund, sich wiederum der Erzählung zuzuwenden: „Ich habe dich ja immer beim Dramatischen festhalten wollen, du bist der einzige, der Theater und Poesie einen könnte; aber wenns nicht geht, dürfen wir uns nicht ewig mit Intentionen tragen, wir müssen dem zur Hand sein, was der Tag giebt und erheischt." Doch Ludwig überzeugte sich rasch, daß die Novellen, die er seinen dramatischen Entwürfen und Bruchstücken abgewinnen konnte (er begann wirklich, Agnes Bernauer wie er sie schaute, in erzählende Form zu gießen), nicht einmal das ärmliche Bedürfnis des Augenblicks decken würden, und mußte sich eingestehen, daß ihm für die moderne Erzählung das Detail des gewöhnlichen Lebens ganz fremd, bis zum Lächerlichen fremd geworden sei. Selbst Auerbach mußte sich, als er 1863 den schon erwähnten mehrtägigen Pfingstbesuch in Dresden und bei Otto Ludwig abstattete, überzeugen, daß es nutz-

Digitized by Google

los sei, den schwer Leidenden zum Arbeiten in seinem Sinne, unmittelbar für die Buchdruckerpresse, aufzustacheln. „Wenn ich Ludwig reden höre," meldete er seinem Vetter, dem Frankfurter Rabbiner, „meine ich, er müßte das diktierend zu einer Arbeit zusammenbringen können, und doch kann er nicht, und wenn ich ihn drängte und weiter drängen will, halte ich bald wieder inne und lenke ein, ich meine, ich sehe die Schmerzenszüge seiner Seele, die solche Zumutung doppelt schwer empfindet." (Berthold Auerbachs Briefe an Jakob Auerbach, Bd. I, S. 264)

Wohl hatte angesichts dieser Lage Auerbach mit dem Stoßseufzer recht: „Was ist Leben? Es ist der Frühling so hell, und da liegt der herrliche Freund, und hat das herrlichste Empfinden in sich, und kann es nicht artikuliren," aber auch der kranke Dichter war im Recht, wenn er, wie die Dinge einmal lagen, den Rest seiner Kraft und die schmerzfreien Tage, auf die er noch hoffte, nur mehr für seine dramatischen Pläne einsetzen wollte. So oft es ihm gelang, den Ring der Reflexion zu sprengen, den sein Shakespearestudium beengend, ja manchmal pressend um ihn legte, so oft waren es dramatische Handlungen und dramatische Gestalten, die er vor Augen schaute, und denen er in stummer Freude am erstehenden Leben folgte, bis die Bilder wie die Gestalten ihm wieder entschwanden und ihm nur Hoffnung auf ihre Rückkehr ließen. Auch die wenigen äußern Eindrücke, die noch in sein stilles Krankenzimmer drangen, schlossen meist eine Mahnung in sich, daß sein Talent dem darniederliegenden deutschen Drama großes verheißen habe. Die letzte Freundschaft, die Ludwig gegen den Ausgang seines Lebens hin schloß, war die mit Josef Lewinsky, einem der Darsteller, die es ganz begriffen haben, daß die große Schauspielkunst nur im engsten Bunde mit der schöpferischen Dichtung gedeiht, und

Digitized by Google

dessen enthusiastische Bewunderung Ludwigs nicht sporadisch müßig, sondern unablässig und werkthätig war. Wenn ihm Lewinsky im Winter 1862 nach einer Neuaufführung der „Makkabäer" im Wiener Hofburgtheater meldete: „Mein teuerster Freund! Soeben komme ich aus dem Theater, und trunken von der Schönheit des heutigen Abends, erhoben von dem ungeheuern Eindruck, welchen die „Makkabäer" auf die gedrängte Menge der Zuschauer hervorgerufen, kann ich in der Freude meines vollen Herzens es nicht über mich gewinnen, davon zu schweigen. Und so sage ich Ihnen denn, daß Ihr Werk heute das Haus bis an den Giebel füllte, und die Menschen halb in der Luft schwebend Ihr großes Wort vernahmen und durch das ganze Stück hindurch mit einem wahren Enthusiasmus erfüllt waren, und der riesenhafte fünfte Akt der weihevollen Stimmung die Krone aufsetzte. Ach, warum kann ich Sie und Ihre liebe Frau an solchen Abenden nicht herzaubern" (Lewinsky an Otto Ludwig, Wien, 21. Dezember 1862), wachten bei Ludwig die sehnsüchtigen Wünsche nach freiem Schaffen wieder auf. Und wenn der warmherzige Künstler die schönen Kinder des Freundes grüßen und ihnen sagen ließ, „sie mögen Gott täglich bitten, daß er ihrem Vater Kraft und Gesundheit gebe zu ihrem Heile und zum Heile des ganzen deutschen Vaterlandes; ich bitte meinen Gott oft darum" (Wien, am 10. Februar 1863), so wallte wohl in Ludwigs Seele ein Hoffen auf, daß er Kraft auch ohne Gesundheit an den Tag legen könnte, und er ließ dann im Geiste die Reihe seiner ältern und neuern dramatischen Pläne an sich vorüberziehen, die keineswegs in den verstaubten Planheften endgiltig begraben waren, sondern von Zeit zu Zeit auferstanden.

An die Ausführung gewisser Entwürfe aus der Zeit vor den „Makkabäern" dachte Ludwig jetzt wohl nicht mehr, „Jud Süß" oder „Der Jakobsstab," „Armin"

Digitized by Google

und „Der Sandwirt Hofer“ lagen hinter ihm. Aber die beiden am weitesten vorgerückten seiner unvollendeten Tragödien „Agnes Bernauer“ und „Marino Falieri“ traten immer aufs neue wieder in seine Phantasie; an den beiden gewaltigen und vielleicht eigentümlichsten Plänen zum „Albrecht von Waldstein“ und zur „Maria Stuart“ (König Darnleys Tod) konnte er niemals aufhören zu schaffen, und ihre Gestalten beunruhigten selbst Ludwigs Träume. Dazu hatten sich in den ersten sechziger Jahren die gleichfals mit Herzblut getränkten, in der rastlosen Phantasie des Dichters vielmals wiedergebornen, in der reflektierenden Erwägung immer wieder umgebildeten Schauspielpläne „Die Freunde von Imola“ und „Camiola“ („Die Kaufmannstochter von Messina“) gesellt.

Im Jahre 1862 war in Eisfeld der alte langjährige Vertraute Ludwigs, L. Ambrunn, gestorben. In dankbarer Anhänglichkeit hatte Ludwig, dem das Briefschreiben bis zuletzt ein Opfer war, dem Alten fortgesetzt über seine Erlebnisse und Pläne berichtet, ja mit rührender Sorgfalt selbst dessen kleinstädtischen Neuigkeitsdurst befriedigt und ihm zum Beispiel längere Beschreibungen des Dresdner Schillerfestes von 1859 oder der feierlichen Bestattung Ernst Rietschels im Februar 1861 gemacht. Auch noch unmittelbar vor dem Tode des alten Freundes, als ihm der Sohn Ludwig Ambrunns, Christian Ambrunn, vom Zustande seines Vaters Meldung machte und ihn fragte, ob er mit diesem noch etwas in seinen Vermögensangelegenheiten zu ordnen hätte, antwortete Ludwig (Dresden, 20. Febr. 1862) nur: „Wir wollen uns über ihm vergessen und wünschen, daß er schmerzlos und ohne Kämpfe vollends verlösche. Um dazu mein Scherflein, so wenig es ist, beizutragen, schließe ich einen Brief ein, der an ihn gerichtet ist und keinen andern Zweck hat, als dazu zu helfen, daß unser guter Papa in

Digitized by Google

heitern Gedanken entschlummere. — Allerdings habe ich noch keine Rechnung von ihm über die Verwaltung meines Vermögens, welche ihm bis zum Verkauf meines Gartens überlassen war. Ich möchte aber nicht, daß er durch ein derartiges Verlangen über die wahre Natur seines Unwohlseins aufgeklärt würde und in seinem still allmählichen Übergange gestört." So liebevoll und mild besorgt um das Befinden aller andern, ihm Nahestehenden, blieb Ludwig auch in seinen schweren Leidensjahren. Immer wieder erhob er sich um der Seinigen willen über die Mutlosigkeit, die im Gefolge seiner Krankheit eintrat, und nur dem verschwiegnen Papier der Shakespearestudien vertraute er Aussprüche wie „Eigentlich wohl ist der Mangel an Selbstvertrauen der Hauptgrund, warum ich nichts vor mich bringe. Dieser Mangel ist der Begleiter meines chronischen Übels." (Shakespearestudien, Bd. IV der Handschrift, Seite 57)

Es kann zu nichts frommen, die Einzelheiten des Ganges seiner Krankheit aufzuzählen. Der kümmerlichen Genesung folgte fast regelmäßig der schwerere Rückfall. Er blieb bemüht, die besorgt teilnehmenden Freunde über die augenblickliche Lage zu beruhigen, wie er denn an Lewinsky schrieb: „Meine Übel sind einzeln genommen alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausierend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer andern Schar abgelöst wird. So, stets absorbiert und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur, daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere."

In trübem Gegensatz zu diesen Beschwichtigungsworten, aus denen gleichwohl ein tiefes seelisches Leid herausklingt, stehen einzelne Aufzeichnungen der letzten

Digitized by Google

„Hauskalender“ des Dichters. Am 1. Februar 1863 schrieb er, daß er „auf Stühlen liegen müsse,“ am 12. des gleichen Monats, daß er nunmehr das Liegen auf dem Sofa ertragen könne, am 12. September: „Um diese Zeit bin ich zum erstenmale wieder aufgetreten, die ersten Tage einen Gang um den Tisch gethan, von zwei Stöcken und meiner Frau gehalten, weil ich das Gleichgewicht zu finden noch nicht vermochte.“ Aber auch dies Wiederauftreten sollte nur wenige Monate währen, mit dem Eintritt des Jahres 1864 trat die letzte Periode seiner Krankheit ein, in der er das Lager nicht mehr verlassen konnte — das Leiden war durch die unablässigen Wiederholungen bedenklich und gefährlich geworden. Jetzt erschien der schöne stattliche Mann als die Leidensgestalt, deren sich die Besucher der letzten Jahre erinnern. Auerbach fand schon 1863: „Der großartige Kopf ist noch ganz wie ehedem, das volle lange Haar, die Löwenmähne, an den Füßen aber sieht es aus, wie wenn man Hosen über zwei Stöcke zöge.“ Heydrich schilderte die prachtvoll gewölbte, nunmehr tief durchfurchte Stirn, das dunkle bis zuletzt volle Haar, die milden, treuherzigen Augen des echten Rembrandtkopfes, „die der hinfälligen edeln Gestalt etwas unbeschreiblich Hoheitsvolles und Verklärtes“ gaben, Rektor Klee sagte: „Sein Kopf sieht immer aus, als ob er jedes Gedankens an Schwachheit und Kleinheit spotte.“ Wie echt und typisch der Ausdruck des tragischen Dichters in diesem Kopfe vorherrschte, davon sollte mir im Frühling 1890 auf einer Reise in Italien die wundersamste Offenbarung zu teil werden. Als ich mit meiner Frau durch die Säle des Nationalmuseums (Museo borbonico) in Neapel ging, fiel mir plötzlich eine Büste in die Augen. Indem ich den Blick meiner Frau nach ihr lenkte und sie fragte: „Wer ist das, oder wer scheint das zu sein?“ gab sie mir ohne Besinnen zurück:

Digitized by Google

Otto Ludwig! Als wir nun erst den Katalog befragten, erwies sich, daß wir eine Euripidesbüste vor uns hatten!

Daß es immer einsamer um den Kranken wurde, schloß nicht aus, daß er sich nach wie vor, so oft es der Arzt nur gestattete, des geistig lebendigen Verkehrs mit den bewährten Freunden erfreute. Die Abgeschiedenheit Ludwigs vom Leben der Welt und selbst vom Leben der Stadt, in der er weilte, hinderte es nicht, daß ihm von allen Wissenden und Klarsehenden eine tiefe Bedeutung für das Gesamtleben zuerkannt wurde. Die bloße Existenz eines Dichters von seiner innern Macht und seiner künstlerischen Anschauung blieb ein Zeugnis dafür, daß der deutschen Litteratur trotz verhängnisvoller und ungünstiger Zeitumstände weder das künstlerische Gewissen noch die Kraft selbständigen Geisteslebens völlig abhanden gekommen sei. Die Umstände fügten es außerdem, daß der kranke Dichter auch für Dresden einer der letzten Vertreter des glücklichen und unvergeßlichen Aufschwungs der vierziger und fünfziger Jahre geworden war. 1859 hatten Berthold Auerbach und Bendemann, 1861 hatte Gutzkow Dresden verlassen, 1861 war Ernst Rietschel gestorben; es ging mit dem kurzen Glanze der Tage König Friedrichs Augusts immer rascher zu Ende, und Otto Ludwig war in seiner schlichten Hoheit eine der lebenden Erinnerungen an diese schönen und verheißungsvollen Zeiten. So lange sein lebendiges Wort zu den ernstern Naturen sprach, die ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten, wirkte er auch auf seine unmittelbare Umgebung.

Auch ein Wohnungswechsel blieb ihm in der letzten Zeit nicht erspart; im Oktober 1864 siedelte er nach der Pillnitzerstraße 27 f, vor dem Schlage, über. Damals war es, wo er eine Kiste voll größtenteils älterer Handschriften, nachdem er sie flüchtig durchgesehen hatte, von den Seinigen verbrennen ließ. Auf Heydrichs Fürbitte für die Er-

Digitized by Google

haltung dieser Handschriften erwiderte er, ein Wort wiederholend, das er schon oft gegen seine Gattin gebraucht hatte: „Die Seelen aus meinen Dramenplänen stehen nachts an meinem Bett und fordern ihr Leben von mir. Dem muß ich ein Ende machen. Ich bin zu krank, ich kann den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen."

In der neuen Wohnung erneuerte sich das alte Leben wie das alte Leiden, körperlich zum Tode erschöpft, aber geistig stark rang er gegen die Wogen, die über ihm zusammenschlagen wollten. Ohne Trotz und ohne Bitterkeit, noch immer bereit, am innern Leben, am bessern Glück der andern reinen und wackern Anteil zu nehmen! Ludwig Richter schreibt in seinem Tagebuche von 1865: „Heydrich, obwohl unwohl, holt mich zur Klamm ab und erzählt mir eine hübsche Äußerung Otto Ludwigs über mein Holzschnittblatt „Johannisfest," an dem er seine besondre Freude hatte. Ja, der alte Bursche mit der Rose auf der Mütze, der sich über die Kinder freut und in seiner wackligen Figur doch noch seine Amtswürde zeigt, das ist die hohe Einfalt der Natur." (Lebenserinnerungen eines deutschen Malers, Fünfte Aufl., 1890. Bd. 2, S. 139) Und Heydrich selbst fügt der Erzählung von diesem Vorgang in seiner biographischen Skizze in den „Nachlaßschriften" (Bd. 1, S. 113) hinzu: „Das ist noch einer, so sprach er zu mir, der den Kindern ihren Weihnachtsbaum anzünden kann. Nach ihm wirds keiner mehr so können. Sieh da, und mit knöchernem Finger zeigte er auf das Johannisfestbild des Meisters — nie ein Strich zu viel, nie einer zu wenig. Das ist die echte Bescheidenheit in der Kunst."

Die Äußerung Ludwigs wurde an seinem letzten Geburtstage, im Februar 1865, zwölf Tage vor dem Tode des Dichters gethan. Als er sie that, war er nicht nur wieder bei seinen Shakespearestudien, deren

Digitized by Google

letzte Blätter er der treuen Gattin diktierte, sondern ein wundersames freundlich-feindliches Geschick hatte ihm einen letzten Aufschwung seines poetischen Genius gegönnt. In den letzten Monaten seines irdischen Lebens gestaltete er den Plan einer neuen großen Tragödie „Tiberius Gracchus" und vollendete den wunderbar schönen und ergreifenden ersten Akt dieses Werkes, der weihevoll wie der Torso einer mächtigen Statue zu Häupten des Sarkophags eines geschiedenen Bildners steht und als unvergängliches Zeugnis für das letzte edle Ringen des Dichters erscheint. Todesahnung, Todeswehmut in goldenster Fassung zittert durch die Verse:

Noch einmal, eh ich gehe, laß das Haus,
Wo meine Wiege stand, mich grüßen, dann
Wie Kinder plaudern wir von schönern Tagen;
So gleit ich wie ein welkes Blatt vom Zweig,
Das unter Schwestern eben noch geflüstert,
Das niemand fallen sieht. Dorthin gewandt
Steht ihr, und — dahin scheid ich mit der Sonne!

Wie eine Verkündigung des eignen „klaglos heiligen" Endes haucht es uns aus der Rede Tibers an. Am 25. Februar 1865 schloß der Dulder, der bis zuletzt ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes geblieben war, die Augen. Am 28. Februar morgens ward er auf dem Trinitatisfriedhof der Altstadt Dresden bestattet. An seinem Grabe vereinten sich seine Freunde und Verehrer aus allen Lebenskreisen Dresdens, Gustav Freytag und Berthold Auerbach waren von Leipzig und Berlin herbeigeeilt, dem geschiednen Freunde die letzte Ehre zu erweisen. Ed. Duboc und Heydrich sprachen Gedichte zu seinem Gedächtnis; alle Teilnehmer dieser Totenfeier fühlten in dem Ernst jener Wintermorgenstunde, wie viel dem Toten, den man hinabsenkte, das Leben schuldig geblieben sei.

Die treuen Freunde Ludwigs, vor allen Josef Lewinsky, Gustav Freytag, Max Jordan, Eduard

Digitized by Google

Duboc und andere blieben auch der Familie, was sie dem Dichter gewesen waren, standen der tiefgebeugten Wittwe als teilnehmende und treue Berater zur Seite.

Die Hinterlassenen Ludwigs waren später auf die bescheidnen Erträge der vereinzelten Wiederaufführungen seiner Dramen „Der Erbförster“ und „Die Makkabäer“, auf die geringen Einnahmen der ersten Ausgabe der „Gesammelten Werke“ 1870, der Shakespearestudien 1872 und auf eine mäßige Pension der deutschen Schillerstiftung, die berechtigste, die die Schillerstiftung jemals verliehen hat, angewiesen. Seine Wittwe Frau Emilie Ludwig und seine Tochter Cordelia, die das musikalische Talent des Vaters geerbt hatte, aber leider schon in den ersten Jahren ihrer mit Eifer und Erfolg betriebnen musikalischen Studien diesen in Folge einer Überanstrengung bald nicht mehr in dem Maße obliegen konnte, wie dies zu künstlerischer Entwicklung erforderlich gewesen wäre, leben dem Andenken des Gatten und Vaters in Dresden, an der Stätte, an der Otto Ludwig die Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit und seiner Erfolge verbracht hatte. Ludwigs beide Söhne Otto und Reinhold führte ihr Geschick im Gegensatz zu dem Vater, dessen Leben bei weltgroßem Blick und weltweiter Phantasie in räumlicher Enge verlief, in transatlantische Fernen. Otto Ludwig, der ältere Sohn, der schon als Kind einen unbesiegbaren Trieb in die Ferne zeigte und nur auf Wunsch seiner Mutter das Gymnasium absolvierte, konnte in spätern Jahren dem innern Drange nicht länger widerstehen und siedelte, nachdem er sich vorübergehend in Portugal aufgehalten hatte, nach Porto Alegre in Brasilien (Rio Grande do Sul) über, woselbst er in dem ersten dortigen Handelshause eine seinen Neigungen und Talenten entsprechende Stellung einnimmt; der jüngere, Reinhold Ludwig, der auf der Universität Leipzig die Rechte studiert und das juri-

Digitized by Google

stische Examen wohl bestanden hatte, wandte sich gleichfalls nach der Hauptstadt der halbdeutschen Provinz Rio Grande do Sul. Reinhold Ludwig legte dort, als der erste Deutsche, die Prüfungen der brasilianischen Rechtsgelehrten ab und entfaltete als hochgeachteter Rechtsanwalt, als energischer Verfechter der deutschen Interessen in der „v. Koseritz deutschen Zeitung", desgleichen als Deputirter zum brasilianischen Congreß eine große juristische und politische Wirksamkeit. So wunderbar von denen des Vaters verschiedne Wege die Söhne einschlugen, so scheint doch ein Teil der reichen Talente des Vaters auf sie übergegangen zu sein; in den publizistischen Arbeiten Dr. Reinhold Ludwigs lebt etwas von der Kraft und der Schärfe des Stils, die des Vaters Prosa auszeichnet; seine eigne musikalische Begabung bewährte er in der Komposition einer Messe, die in Porto Alegre aufgeführt wurde, wie er es sich auch kräftig angelegen sein ließ als Bahnbrecher der klassischen Musik in seiner neuen Heimat zu wirken.

Im Jahre 1866 errichtete zunächst Otto Ludwigs kleine Vaterstadt Eisfeld am ehemals Ottoschen Hause in Eisfeld eine Gedächtnistafel mit der Inschrift: „Otto Ludwig von hier, geb. den 12. Februar 1813, gestorben 25. Februar 1865, verlebte an dieser Stätte seine Jugendjahre. Gewidmet von dessen Vaterstadt." Neuerlich ließ der kunstsinnige Landesherr seines Geburtslandes, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, eine Büste des Dichters in den Anlagen des Parks zu Meiningen aufstellen. Das eigentliche Denkmal blieben und bleiben die Werke des Dichters. Der ersten Ausgabe „Otto Ludwigs gesammelte Werke mit einer Einleitung von Gustav Freytag" (4 Bände, Berlin, 1869—1870) folgten die „Nachlaßschriften Otto Ludwigs" herausgegeben von Moritz Heydrich (2 Bände, Leipzig, 1874). Umfassender, vollständiger als diese

Digitized by Google

Ausgaben versucht die vom Verfasser dieses Lebensbildes in Gemeinschaft mit Erich Schmidt herausgegebene neue Ausgabe von „Otto Ludwigs Gesammelten Schriften", der dies Lebensbild vorangestellt ist, dem Dichter ein litterarisches Gedächtnismal zu errichten, das lebendig von der Größe seines Talents wie seiner Persönlichkeit zeugt. Denn von dem Dichter, der aus der innersten Wahrheit seines gesamten Lebens und Schaffens heraus seinem Freunde Lewinsky in der Scheidestunde sagen durfte: „Sein Sie stets bedacht, in Ihrer künstlerischen Anschauung von der Natur auszugehen. Die Natur ist so namenlos reich in jeder Beziehung, und in ihren Ideen so einfach; wir müssen nur lernen, diese Einfachheit zu erkennen und die in ihr liegende Schönheit zu sehen," wird das tiefsinnige Wort Fichtes vom großen Schriftsteller für und für gelten „Unabhängig von der Wandelbarkeitspricht sein Buchstabe in allen Zeitaltern an alle Menschen, welche diesen Buchstaben zu beleben vermögen, und begeistert, erhebt und veredelt bis an das Ende der Tage."

Digitized by Google

Berichtigung

Der Titel der Seite 113 erwähnten in Herloßsohns „Komet" für 1840 abgedruckten Novelle Ludwigs lautete dort nicht: „Die Emanzipation der Dienstboten" wie angegeben steht, sondern: „Das Hausgesinde."

540789

Digitized by Google

07/X96 R 4—

Digitized by Google

Digitized by Google